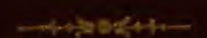
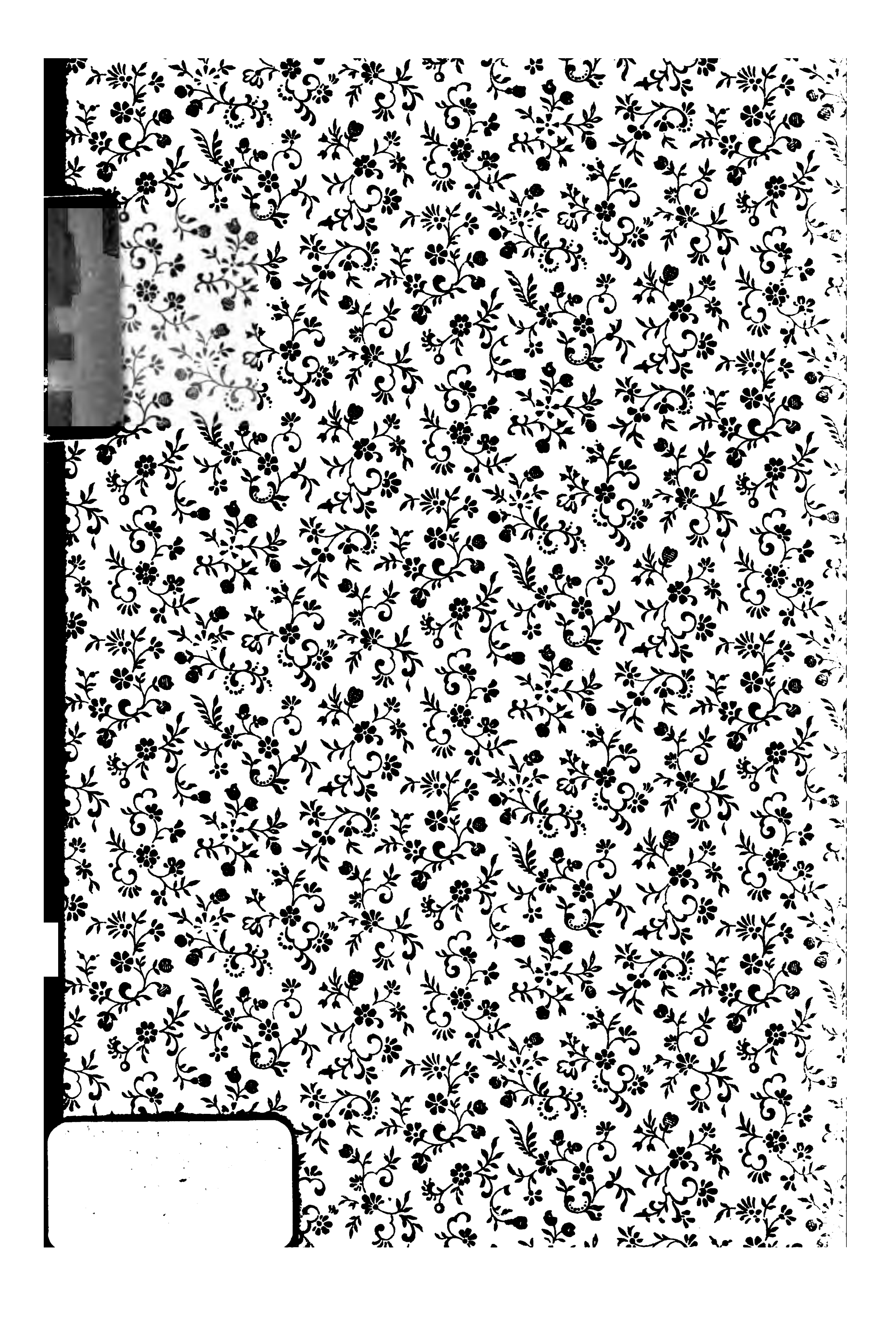


ACTA DIURNA.



Gesammelte Aufsätze
von
Anton Bettelheim.







1. Essays, German.

Acta diurna.

NGC

Acta diurna.

Gesammelte Aufsätze. Neue Folge.

Von

Anton Bettelheim.

Reclam's Universal-Bibliothek. — Fragen der Volksbildung. — Gründer-Prospect einer jüdischen Schweiz. — Trutzjuden. — Ein Wiener Widmann-Abend. — Aus dem Burgtheater von Laube's bis zu Schlenther's Berufung. — Mitterwurzer. — Charlotte Wolter. — Helene Hartmann. — Literarische Chroniken für Cosmopolis etc.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1899.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Dem Freundeskreis der „Anzengrube“

widme ich diese Blätter; dem Stammtisch, dessen Ehrenplatz in den Achtzigerjahren Ludwig Anzengruber einnahm; der Tafelrunde, in der seit dem Jahre Neunzig der herzensjunge Patriarch der Wiener Maler obenan sitzt, Rudolf Alt — zum Dank für manche frohe Plauderstunde und ernste Männerrede, in der Künstler und Forscher, Zünftige und Unzünftige, Lehrlinge und Meister freimütig zur Sprache brachten, was Geist und Herz, den Tag und die Zeit bewegte.

In das zweite Jahrzehnt gehen nun diese bescheidenen Freitagskneipen, ursprünglich ins Leben gerufen durch einen munteren Ladebrief in Knittelversen vom Dichter der „Kreuzelschreiber“, selbstverständlich ohne den Uebernamen der „Anzengrube“, der erst später mit einem Spaßvogel angeflogen kam. Grundverschieden von den vormärzlichen Spielereien der „Ludlamshöhle“ und den Ordenscapiteln der seligen „Grünen Insel“, nicht zu vergleichen mit dem von Geibel und Heyse besungenen Münchener „Krokodil“ und dem von Theodor Fontane jüngst mit so feiner Feder gezeichneten „Berliner Tunnel über der Spree“, ist die „Anzengrube“ ein modernen weltläufigen Strebern völlig unverständliches wienerisches Wesen eigener Art. Keine juristische Person und kein Geheimbund, kennt sie weder Stiftungsfeste, noch Abzeichen, weder Clubstatuten, noch Vereinsvorträge. Sie führt keine literarischen Eroberungs- und Vernichtungskriege, schon weil sie — mehr auf den altväterischen Gegensatz von Gut und Schlecht als auf das neueste Schlagwort Alt und Jung bedacht — sich in den Kampf ums Dasein kurzathmiger, kurzlebiger Dichterschulen

gar nicht einzumischen hat. Sie vertheilt keine pergamentenen Ehrendiplome und behilft sich ohne die papierenen Ruhmeskränze kleiner Zeitungsnotizen und wären die auch nur Kneip-Zeitungsnotizen. Sie versteht sich auf Wählerfang sowenig, als auf Abonnentenfang, sie verfolgt weder politische, noch sonstige „Zwecke“. Ja, sie pflegt nicht einmal aus Liebhaberei, geschweige gewerbemäßig, die sprichwörtliche Wiener Allerwelts-Gemüthlichkeit, weil sie die spröden, herben Wiener vom Schlage Grillparzer's für echtfärbigere, vertrauenswerthere Localpatrioten hält, als Anton Langer mit seinem, von unserem ersten Herbergsvater grimmig verhöhnten „Viertelstunden-Enthusiasmus“ des „Soll'n's uns nachmachen“. Und trotz oder vielmehr wegen all dieser Mängel möchte Keiner die „Anzengrube“ missen, der Theil nahm und nimmt an ihren streitbaren und friedfertigen Abenden.

Hier regte sich im dicksten Gasdunst der niedrigen Wiener Wirthsstube ein Hauch reiner Höhenluft, wenn Anzengruber, mit dem lang herabfließenden Rothbart der leibhaftige Doppelgänger des Bauerngottes Thor, in unverfälschter Mundart zu donnern anhob, von dem, was dem „gemeinen“ Volk notthue und der Waldschulmeister Rosegger wehmüthig zu schwärmen begann von dem verlorenen, in Regenbogenglanz verklärten Paradies seiner Kindheit, dem steirischen Bergdorf Alpel, als dem Urbild der goldenen Zeit. Hier ließ der Erzhumorist Alt alle Brunnen seiner unversieglichen Laune springen, zum allgemeinen Ergötzen selbst der Geneckten, die sein Witz erfrischte, wie der Schabernack der Hellbrunner Wasserkunst im Sonnenschein. Hier sprühten Juchs lustige Leuchtkugeln und übermüthige Scherzraketen wahre Funkengarben nieder auf unsaubere Winkel heimischer heilloser Kunstverderbniß. Hier hielten Schlögl und Chiavacci den engeren Landsleuten grollend und tollend den Spiegel ihrer Art und Unart vor. Hier horchte alles auf, wenn Hans Richter, des Wortes nicht minder sieghaft mächtig, als des Taktstockes, über Ruhm und Bedrängniß der Wiener Hofkapelle, über die Entwickelung des englischen und russischen Musiklebens, über Richard Wagner und Josef Lanner

sich vernehmen ließ. Hier erzählte Heinrich Friedjung, lange bevor er Soldaten, Diplomaten und Geschichtsschreiber mit seinem Meisterbuch „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ überraschte, von seinen Begegnungen mit der Witwe Benedeks, von seinem Besuch bei Moltke in Kreisau, von seiner Aufnahme bei Bismarck in Friedrichsruh, von Ursachen und Folgen des Schicksalstages von Königgrätz. Hier sagten Joseph Lewinsky und Ludwig Martinelli unumwunden, was die Erfahrung eines vollen, vollerfüllten Lebens sie vom Theaterwesen ihrer Tage denken und verstehen, hoffen und fürchten gelehrt. Hier rückten Volkswirthe und Volksärzte mit ihren letzten Gedanken heraus über die Nothwendigkeit neuer Wohlfahrtseinrichtungen für die Massen. Hier bekannten sich tapfere Universitätslehrer zu dem alten, von Gustav Freytag erneuten Vergleich, „die Wissenschaft ist ein großes Feuer, das in einem Volke unablässig unterhalten werden muß“; von den Professoren der „Anzengrube“ nehmen denn auch die Einen die Pflicht auf sich, „immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen“, indessen Andere „die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten tragen müssen“. In der „Anzengrube“ fehlte es auch nie an lieben Gästen: dem Sänger der Wiener Elegien, Ferdinand v. Saar, gesellte sich der Bildner des Anzengruber-Denkmales, Scherpe, und mehr als Ein Kenner guter Dichtungen und guter Tropfen, Joseph Bayer und Karl Glossy, Erich Schmidt und Anton Schönbach. In die „Anzengrube“ brachten die Schöpfer der Berliner Freien Bühne „ein erstes Grüßen durch Finsternisse getragen“. In der „Anzengrube“ schreckte keine ganze Meinuug und keine ehrliche Trutzmeinung; hier blühten alle Humore; hier behauptete sich unangefochten jede selbstherrliche Persönlichkeit; hier gedieh darum auch die rechte Geselligkeit, in der jeder sorglos und arglos sein Eigenstes und Innerstes gab. In der „Anzengrube“ wagte auch ich, Dank dem Segen solcher Duldsamkeit, manchen Ton zum erstenmal anzuschlagen, der hernach in die Oeffentlichkeit drang. Von ihrem Freundeskreis darf ich deshalb wohl am ehesten Antheil und Nachsicht

erbitten für diese Acta diurna, denn auch in der „Anzengrube“ „giebt's ka Sünd“.

So bequemen Ablaß darf ich von einem fremden Leserkreis gewiß nicht ansprechen. Zwar haben alle Studien und Stegreifreden dieses Buches vorher bei den Leitern der Cosmopolis, der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und der „Nation“ Gnade gefunden. Damit werden aber erst recht Zweifel rege, ob es nicht sträflich sei, bereits einmal an so bevorzugter Stelle Gesagtes in Buchform zu wiederholen. „Sammlungen von zerstreuten Aufsätzen“ gelten nach Wilhelm Scherer's Zeugniß „beim deutschen Publicum — oder nur bei den deutschen Recensenten? — noch immer nicht als etwas Selbstverständliches. Jedem Autor, der eine solche Sammlung zu veranstalten wagt, wird die strenge Frage vorgelegt: „Was berechtigt Dich dazu?“ Unserer Ansicht nach liegt die Entscheidung einzig und allein beim Publicum. Alle Sammlungen von Essays sind erlaubt, welche das Publicum kaufen mag.“ Nun ist mein erster (zunächst nur als Weihnachtsgabe in eine liebe Hand gelegter) Band vorwiegend biographischer Aufsätze und Vorträge „Deutsche und Franzosen“ zu meiner Ueberraschung kein Ladenhüter geblieben. Gleichwohl hätte ich, unbeschadet Scherer's ein wenig schalkhaft vermeinten Rechtstitels, jener früheren nicht sobald eine neue Reihe folgen lassen, wenn ich nicht im Tagesdienst mitunter Fragen gestreift hätte, die meines Erachtens dauernd auf der Tagesordnung bleiben werden, vor allem die Fragen der Volksbildung.

Je länger sie mich beschäftigen, desto lieber seh' ich sie behandelt im Geiste der alten Volksweisheit „Probiren geht über Studiren“. Der kleinste praktisch erfolgreiche Versuch zur Lösung solcher Aufgaben erscheint mir beherzigenswerther, als noch so wohlgesetzte Schönredereien über ewige philanthropische Evangelien. Das Thema ist unwandelbar, nur die Variationen ändern sich mit den Zeitläufen. Deckt sich doch das Meiste von dem, was heute den neuen Namen Socialpolitik und Gesellschaftsreform trägt, im Kern mit den Pflichten des alten „adeligen Richteramtes“, mit den pädagogischen und humanitären Absichten der Minoritenbrüder.

In unseren Tagen, wie in den Tagen des heiligen Franciscus von Assisi, rufen die Beengten und Bedrängten höhere irdische oder überirdische Mächte um Erlösung an. Und dringender noch, als im Zeitalter der Humanität, heischen die Massen im Zeitalter Bismarck's, das ja auch das Zeitalter von Siemens und Edison ist, gesteigerte Befriedigung gesteigerter Bedürfnisse. Wird der menschenverbrüdernde Geist des achtzehnten Jahrhunderts, beflügelt durch den Erfindergeist des neunzehnten, im zwanzigsten Jahrhundert so billige Wünsche glücklicher verwirklichen, als bis zur Stunde?

Es ist nicht meines Amtes, inmitten schwerer wirthschaftlicher Wirren, die berufene und unberufene Geister aller Lande und Stände aufwühlen, dieser Classenkämpfe in anderem Zusammenhang zu gedenken, als insoweit sie der Dichtung der Zeit unaustilgbare Spuren aufdrücken. Sonst beschränke ich mich auf mein engeres und engstes Gebiet, auf dem ich nüchterne Prüfung der Wirklichkeit utopischen Phantasien vorziehe. In solcher Gesinnung halte ich mich mit Vorliebe an positive Beispiele: an Reclam's Universalbibliothek; an Reyer's Bemühungen um die Sache der Volksbüchereien, Volksconcerte und Volksuniversitäten; an Burckhard's Neuerung, den Arbeitern die Hofbühnen durch wohlfeile Mustervorstellungen zu eröffnen; an Schönbach's Volksschrift „Ueber Lesen und Bildung", deren Winke und Rathschläge ich mir gern vor Augen führe, wenn ich der mir anvertrauten Ehrenpflicht des ständigen Literaturberichtes für Cosmopolis zu genügen habe; endlich oder vielmehr erstlich an die edelste, österreichische Volksbildungsanstalt — das Burgtheater.

Diese ihrem Urheber ebenbürtige Schöpfung Kaiser Josephs war jedem guten Wiener Herzenssache. Schon vor 70 Jahren machte der junge Grillparzer in einer Kritik, die er 1818 über eine „Tasso"-Aufführung des Burgtheaters schrieb, schließlich „dem Publicum sein Compliment über die Art, wie es das Ganze aufnahm und das Einzelne. Ich müßte mich sehr irren," so prophezeite Grillparzer, „oder Wien steht am Eingang einer schönen Zeit." Seither hat sich Grillparzer's

Weissagung voll erfüllt: das Burgtheater war seit Menschenaltern ein Hort deutscher Kunst und deutscher Gesittung. Es hat gefährliche Wandlungen im Inneren und tiefgreifende Umwälzungen in Oesterreichs politischen Schicksalen überdauert. Es hat sich als kerndeutsche Culturmacht bewährt bis auf diese Stunde. Soll es aber auch in Zukunft sein, was es in den Heimsuchungen und Anfechtungen der napoleonischen Noth, des Systems Metternich, der Concordatszeit, der Jahre Neunundfünfzig und Sechsundsechzig, im Völker- und Sprachenhader unserer Tage gewesen ist — das edelste Denkmal und Sinnbild des Josephinismus — dann darf es sich nicht nur mit der Losung vom alten Geist im neuen Burgtheater bescheiden. Es muß im Dienste des neuen Geistes, der heute durch die deutsche Dichtung und Forschung geht, oder richtiger im Dienste des echten, steter Verjüngung fähigen und bedürftigen josephinischen Geistes mit dem neuen Drama auch neue Zuschauer in seine Räume laden und festhalten als Stammgäste. Viel, sehr viel wäre zu diesem im Abschnitte „Aus dem Burgtheater" eingehender gewürdigten Capitel der Umbildung des Repertoires, der Neugestaltung des Publicums zu sagen. Vor unbegrenzter Redseligkeit mag mich indessen die uns arme Sünder der Schreibergilde insgesammt tiefbeschämende Spottrede des deutschen Humanisten Mutianus Rufus, des würdigen Lieblings von Hutten und David Strauß, behüten: es sei bedeutsam, daß Sokrates und Christus nichts Schriftliches hinterlassen haben. Und doch währen ihre Worte ewig, weil ihre Thaten Wunder gewirkt haben.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

Reclam's Universal-Bibliothek.

Cosmopolis. Januar 1897.

I.

Gerade vor einem Menschenalter, 1867, trat das Gesetz in Kraft, das die Werke aller seit dreißig Jahren und darüber verstorbenen Autoren jedermann als Gemeingut freigab. Alle bis dahin bestehenden Privilegien, die einzelnen Familien und Firmen, den Goethe's, Schiller's, Cotta's ꝛc. das ausschließliche Verlagsrecht der Großen von Weimar vorbehielten, erloschen. Jeder Drucker durfte fortan die Classiker unter die Leute bringen, jeder anschlägige Kopf seinen Witz üben in Vorschlägen und Versuchen, wie so viel Geist bis in die kleinste Hütte, wie so viel Gold bis in die fernste Krambude zu leiten wäre. Ueber den Büchermarkt ergoß sich denn auch eine wahre Hochfluth von Classikerausgaben in Diamant- und Lexikonformat, für Schul- und Boudoirbibliotheken. Kritische Perrückenausgaben mit gelehrten Einleitungen und überflüssigen Lesarten drängten sich neben illustrirte Prachtausgaben, diese Meininger der Literatur. Niemand unter den unzähligen Classikerapposteln jener Tage richtete indessen mehr aus, als die Sendboten eines bis dahin wenig gekannten und genannten Leipziger Verlegers, die, ohne Heroldsruf und Trompetenstoß, unscheinbar und anspruchslos, fast im Bettlerkleid, die Wanderung antraten.

Just vor 30 Jahren erschienen die ersten 12 Hefte von Reclam's Universal-Bibliothek. Karg ausgestattete,

auf grobem Papier mit stumpfen Lettern stereotypirte Drucke, die Bogen halb lose. Doch selbst „in so kläglicher Gestalt“ waren Goethe's Faust, Lessing's Nathan, Körner's Leyer und Schwert, Shakespeare's Romeo, Hauff's Bettlerin vom Pont-des-Arts, Kleist's Michael Kohlhaas, Julius Cäsar, Minna von Barnhelm und Schiller's Tell in dem handlichen Sedez aller Welt willkommen. Und zugleich durch den Einheitspreis von 2 Silbergroschen — heute 20 Pfennige — für das Heft berufen, als Wegmacher überallhin, auch in solche Tiefen der Gesellschaft zu dringen, in denen man bis dahin wenig oder gar nicht nach deutscher Bildung und Goethe's Weltliteratur gefragt hatte. Diese ersten zwölf Nummern und ihre seither unvergleichlich besser und hübscher gewandeten Nachkommen haben Reclam's Universal-Bibliothek mittlerweile nicht nur in der Heimat allerorten, in Studentenherbergen und Arbeitercantinen, im Tornister unserer Soldaten, im Rucksack des Fußwanderers und in der Jagdtasche regierender Herren Stammgastrecht verschafft: man fand die blaßrothen Hefte in sibirischen Ansiedlungen und auf Java, in Deutschafrika und bei amerikanischen Hinterwäldlern. Und mit der räumlichen Verbreitung wuchs unablässig auch der Stoffkreis der Sammlung. Der Katalog von Reclam's Universal-Bibliothek füllt heute selbst ein enggedrucktes Bändchen von 30 Seiten und verzeichnet Proben der Weltliteratur aller Zungen und Zeiten: überdies, gemäß den Bedürfnissen ihrer unermeßlichen, unersättlichen Lesemassen in allen Volksschichten, kunterbunt durcheinander gewürfelte gemeinnützige und Unterhaltungsschriften, Gesundheitslehren und Reichsgesetze, Haus-, Koch- und Schachbücher, echten und schlechten Zeitvertreib bis hinab zu den Modedramatikern, den Spaßmachern und Localkomikern für den Tagesgeschmack. Zusammen: vorläufig 3600 Nummern, die, immer wieder neu aufgelegt, in Millionen von Exemplaren buchstäblich über den Erdkreis verbreitet sind und mit ihren bescheidenen Pfenniggewinnsten den Grund gelegt haben zu dem millionenschweren Vermögen des Hauses Reclam.

Ein solcher Siegeszug mußte außer ohnmächtigem Neid begreiflicherweise vielfache — mitunter ganz geschickte — Nachahmung wecken. Nicht nur in Deutschland und Oesterreich sind Reclam's Universal-Bibliothek mehr oder minder glückliche Nebenbuhler erstanden in Meyer's Volksbüchern, Hendel's Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, Weichelt's Deutschösterreichischer Nationalbibliothek &c. Auch die Pariser Bibliothèque nationale, englische, amerikanische und italienische Heller-Ausgaben streben mit denselben Mitteln demselben Ziele zu: durch den bescheidensten Kaufpreis ein Millionenpublicum für die besten Bücher zu erobern.

Der Segen dieses Unternehmens ist nicht leicht zu überschätzen, die kommende Entwickelung dieser Neuerung im Buchhandel kaum abzusehen. So wird das Datum der ersten Ausgabe von Reclam's Universal-Bibliothek in der Geschichte der Volksbildung und des modernen Verlagswesens von dauernder Bedeutung, ja meines Erachtens nur mit der Umwälzung zu vergleichen sein, die das europäische Zeitungswesen durch die Schöpfung des Penny- und Sou-Blattes erfuhr. Soweit die Presse in Betracht kommt, ist das Für und Wider dieser Preisrevolution so oft und so beredt — zuletzt im Märzheft 1896 der „Cosmopolis" von Jules Simon — erörtert worden, daß man darüber fast vergaß, mit der Nothwendigkeit dieser unaufhaltsamen, unabänderlichen Bewegung sich abzufinden. Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht schuf man in den nachwachsenden Geschlechtern Hunderttausende von neuen Lesern, deren geistiges Bedürfniß meist größer ist, als ihre Zahlungsfähigkeit. Mit der Vervollkommnung unserer Pressen und Verkehrsmittel war zugleich dem rechten Reformator die Macht gegeben, den neuen Anforderungen einer neuen Zeit mit einer neuen Verlagstechnik entgegenzukommen. Wer es vermag, im rechten Augenblick bewußt oder unbewußt so großen Aufgaben zu dienen, hat nicht umsonst gelebt. Sein Name bleibt unvergessen, sein Werk wird vorbildlich. Das einemal im bösen Sinne: Zeuge dessen Girardin und die

von ihm geschaffene, verderbliche und verwerfliche Börsenpresse. Das anderemal im guten Sinne: Zeuge dessen Reclam, der als nüchterner Rechner der Begründer einer der ersten und besten literarischen Volksküchen wurde.

II.

Anton Philipp Reclam, der im Januar 1896 als hoher Achtziger starb, entstammt dem savoyischen, aus Machilly nach Genf eingewanderten Geschlecht der Reclans (so lautet die ursprüngliche, französische Namensform). 1683 erlangte die damals durch sechs Brüder vertretene, seit mehr als 150 Jahren daselbst ansässige Familie vom Staatsrath die Bestätigung als Citoyens de Genève. Bald darauf wanderten zwei Brüder, Gaspard und Isaac Reclan, nach Deutschland und deren Vetter Balthasar Reclan nach Irland aus. Thatendrang trieb — nach der Vermuthung der Hauschronik*) — die jungen Leute aus dem in Folge des Edictes von Nantes übervölkerten Genf. Ihr Wagemuth lockte sie, in anderen protestantischen Gegenden Beziehungen mit hilfreichen Réfugiés anzuknüpfen und sich womöglich auswärts selbstständig zu machen. Für den äußersten Fall blieb ihnen noch immer der Rückhalt der Genfer Staatsbürgerschaft: eine Zuflucht, deren keiner unserer Reclans weiter bedurfte, da ihr Glück in der neuen Heimat blühte.

Das Haupt der älteren Linie begründete zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Magdeburg eine Handlung, die sein Sohn fortführte. Enkel und Urenkel wurden Prediger in Berlin, wo sich ihre Sippen mit den Familien Chodowiecky und Du Bois-Reymond verschwägerten. Ein Nachfahr brachte es zum Lehrer der königlichen Prinzen und Prinzessinnen — eine Berufung zum Hofprediger wies

---

*) In der nicht in den Buchhandel gelangten Geschichte der Familie Reclam. Zusammengestellt von Carl von Reclam. Leipzig. Gedruckt bei Philipp Reclam jun., 1895. Ich stimme für die Aufnahme des Buches in die Universal-Bibliothek.

er von sich — und dessen Sohn, Charles Henri von Reclam, der Spielkamerad und Lebensfreund des Prinzen Albrecht von Preußen, zu hohen militärischen Stellungen und dem erblichen Adel. Während der weltgeschichtlichen Julitage des Jahres Siebzig tafelte dieser Major von Reclam in Ems wiederholt an einem Tische mit König Wilhelm. Am Morgen des 1. September trabte er als Parlamentär vor die Thore von Sedan und am nächsten Tage sprengte er beim Ritt des Monarchen über das Schlachtfeld mit dem Flügeladjutanten, dem Prinzen Radziwill, König Wilhelm voran, „um dem siegreichen Feldherrn die Wege durch die ihn jubelnd umringenden Truppen freizumachen".

Der Stammvater der jüngeren Linie verheiratete sich in Dublin mit einer geborenen Alcock, die ihm einen Sohn schenkte. Nach dem Tode seiner Frau übersiedelte Balthasar Reclan nach Bremen, wo er sich als marchand-joaillier niederließ und eine zweite Ehe mit einer Altanville schloß. Sein einziger Sohn zog 1739 nach Berlin, wo er in dem von ihm erbauten Hause, Jägerstraße 23, ein Juweliergeschäft eröffnete. Er verstand es rasch, die Aufmerksamkeit des Königs durch allerhand muntere, in der Familienüberlieferung fortlebende Einfälle auf sich zu lenken:

Jean war ein lustiger Kopf und um passende Antworten nie verlegen. Friedrich der Große, der solche Leute gern sah, fand Wohlgefallen an Reclam's neuerbautem Hause und sprach ihm dies aus. Der Goldschmied, der eine Unterstützung wünschte, erwiderte schlagfertig: „Ja, Majestät, der Vogel ist wohl da, aber die Flügel fehlen ihm." Der alte Fritz versprach zu helfen, wenn jener ihm bei der nächsten Begegnung ein recht schönes Compliment mache. Reclam ließ nun die großen Fensterrahmen aus dem Hause nehmen, stellte sich mit seinen Angehörigen in die leere Fensteröffnung und begrüßte so mit den Seinigen den vorüberreitenden König. Friedrich der Große lachte herzlich über die Schnurre und bewilligte die für den Hausbau erbetene Erleichterung. — Ein andermal trifft der König unter den Linden Reclam, der mit seinen Töchtern lustwandelt. „Wie geht es Ihm?" — „Oh, Majestät, ich habe vollkommen genug." — „Da ist Er ja sehr glücklich; dies hört man selten." — „Ew. Majestät," erwidert Reclam, indem er auf seine Mädchen weist, „ich habe drei heiratsfähige Töchter." — „Ja, ja," sagte der König sichtlich erheitert, „da hat Er allerdings genug."

So gnädig der Preußenkönig dem Schalk war, noch gewogener wurde er dessen ältestem kunstfertigen Sohn, Jean François Reclam, der als Hofjuwelier, mitunter nach eigenhändigen Entwürfen Friedrich's, edelsteinbesetzte Tabaksdosen im Werthe von 6000 bis 20.000 Thalern herstellte. Der Bruder dieses namhaften Goldschmiedes that sich als Maler, zumal im Porträtfache, hervor. Die Söhne des Hofjuweliers gaben dann das väterliche Gewerbe auf. Einer wurde Kaufmann, ein anderer Geistlicher, der jüngste, Charles Henri Reclam, trat als Lehrling in Vieweg's Braunschweiger Schulbuchhandlung ein. Zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris gesandt, kam er mitten in die Wirren der französischen Revolution (in seinem Testamente vermachte er einem Sohne das Schwert, das er bei der Hinrichtung Robespierre's in den Reihen der Jacobiner getragen, als eine von ihm sehr hochgehaltene Reliquie). 1802 eröffnete er eine Buchhandlung in Leipzig. Ein Jahr nachher vermählte er sich mit der Tochter des Braunschweiger Buchhändlers Campe. Dieser Ehe, der acht Kinder entsprossen, entstammte als Drittgeborener am 28. Juni 1807 der Begründer der Universal-Bibliothek.

Er erlebte — wie die Familiengeschichte ihm selbst nacherzählt — als siebenjähriger Knabe in Leipzig die Völkerschlacht, sah aus der am Markte gelegenen Wohnung die Franzosen an den Straßenecken die Gewehre von sich werfen, als die Kosaken und Baschkiren in die Stadt sprengten, und warf ihnen in Ermangelung anderer Nahrungsmittel Aepfel aus dem Fenster zu, die jene lachend auffingen. Eine Scene ist ihm besonders fest in der Erinnerung haften geblieben. Als einer der Reiter den erbettelten Apfel in seiner spitzen Mütze aufgefangen hatte, theilte er ihn mit seinem gleich ihm hungernden, sich sehnsüchtig umschauenden Pferde. Hinter den Kosaken rückten andere Truppen in Leipzig ein und mit ihnen die drei verbündeten Monarchen. Vor dem Königshause stieg der Kaiser Alexander vom Pferde und forderte den König Friedrich August von Sachsen persönlich, jedoch vergeblich, auf, sich nunmehr den verbündeten Monarchen anzuschließen. Zwei Tage später wurde Friedrich August durch einen Wagen, in dem zwei Adjutanten ihn erwarteten, abgeholt und unter Bedeckung von 200 Reitern nach Preußen in die Gefangenschaft abgeführt. Jene ernste, kriegerische Zeit machte auf den Knaben einen unverlöschlich tiefen Eindruck.

Nachdem er die Schule, in der Roderich Benedix sein Kamerad war, hinter sich hatte, trat Philipp Reclam 1823 als Lehrling, wiederum wie ehedem sein Vater, bei Vieweg in Braunschweig ein, wo er außer der Buchhandlung auch die Buchdruckerei erlernte. Als Zweiundzwanzigjähriger erwarb er, mit Hilfe eines ihm vom Vater vorgeschossenen Capitales von 3000 Thalern, das mit einer Leihbibliothek verbundene „Litterarische Museum", das er 1837 verkaufte, um sich fortan nur dem Verlagsgeschäfte zu widmen. Er hatte inzwischen manche Bekanntschaft mit Literaten angeknüpft; als sich Philipp Reclam jun. — so zeichnete er bis an sein Lebensende — mit einer Schweizerin verlobte, widmete der Sänger des Hoferliedes, Julius Mosen, dem Bräutigam ein Festgedicht. Heinrich Laube, dessen erstes Buch „Das neue Jahrhundert" Reclam verlegte, wurde durch einen Act freundschaftlicher Eigenmächtigkeit Reclam's, die Veröffentlichung einer mehr zum Scherz geschriebenen Theaterrecension im Leipziger Tageblatt, zu seinen dramaturgischen Anfängen geführt.*) Gesellig und geschäftlich verkehrte er auch mit Saphir, Herloßsohn und einer ganzen Reihe radicaler Publicisten: denn, nachdem er, von vermögenden Freunden gefördert, 1839 eine eigene Druckerei erworben hatte, verlegte er neben Bibelausgaben, Wörterbüchern und Liedersammlungen vornehmlich politische Schriften, die, während der Jahre 1842 bis 1848 schwunghaft vertrieben, solange den Weg über die österreichische Grenze fanden, bis ein ausdrückliches Verbot den einträglichen Handel mit dieser Kampfliteratur innerhalb der schwarz-gelben Pfähle erschwerte und mit der Zeit unmöglich machte. Seitdem brachte Reclam mit kluger Auswahl Lehrhaftes und Nutzbares: Stereotypausgaben der griechischen und römischen Classiker; lateinische und englische

*) So berichtet der Pastor der reformirten Gemeinde, Dr. Mehlhorn: „Reden, gehalten am Sarge des Herrn Anton Philipp Reclam, Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer zu Leipzig am 9. Januar 1896." S. 9.

Handlexika; eine Opernbibliothek, d. h. eine Sammlung von Clavierauszügen mit deutschem Texte — wie man sieht, schon damals durchweg auf das bedacht, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus begehrt und gebraucht werden kann.

Als „bestes Pferd in seinem Stalle" rühmte er indessen selbst eine von Böttger und Genossen veranstaltete Verdeutschung von Shakespeare's Werken, die neben und trotz der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung durch ihre außerordentliche Wohlfeilheit emporkam: Reclam verkaufte „den ganzen Shakespeare" zu dem damals „unerhört billigen Preise von 1½ Thalern". Der starke Erfolg dieses stereotypirten Shakespeare ließ ein Gleiches auch von gleichen Ausgaben anderer Classiker der Weltliteratur zu gleich niedrigen Preisen erwarten. So dachte Reclam vor allem unmittelbar nach Ablauf der Schutzfrist an „einen ganzen Schiller für Einen Thaler", dem später zu ähnlichen Sätzen „der ganze" Lessing, Körner, Goethe, Hauff, Burns, Byron und Molière folgen sollten: wohlverstanden in mehrbändigen Buchausgaben. Da zwang ein unerwarteter Zwischenfall Philipp Reclam, seinen Plan — nicht aufzugeben, dazu war sein Vorhaben zu tief gewurzelt — doch in grundstürzender Art durchzuführen.

Noch bevor er an den Druck seiner dem Anderthalbthaler-Shakespeare nachgebildeten billigen Ausgaben der deutschen Classiker gehen konnte, las er eines Tages im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel zu seiner verdrießlichen Ueberraschung die Ankündigung eines anderen deutschen Shakespeare „mit Bildern", der zu gleichem Preise bei einem anderen Verleger — irre ich nicht: Friedland — erscheinen sollte. Man begreift die Sorge des Kaufherrn, der mit den Seinigen Kriegsrath hielt, wie diese unbequeme Concurrenz am wirksamsten aus der Welt zu schaffen sei? Reclam's Sohn, der heutige Chef des Hauses, schlug Lieferungsausgaben vor. Philipp Reclam selbst ging noch weiter: er beschloß, jedes Drama Shakespeare's einzeln käuflich in Zweigroschenheften auf den Markt

zu bringen. In dieser Stunde wurde der erste Keim zur Universal-Bibliothek gelegt, gleichzeitig mit dieser Neuerung der gleiche Vorgang als der vermuthlich geeignetste zur Massenverbreitung der Hauptwerke der deutschen Meister erkannt und ins Werk gesetzt. Die zünftigen Verleger, darunter Reclam's angesehenste und fachkundigste Genossen, erklärten die Idee für todtgeboren, sein Vorhaben als Narrenstreich. Und gewiß: Bedenken waren leichter zu erheben als zu entkräften. Wir Laien selbst können uns sagen, daß ein Buchhändler, der ein Heft für 20 Pfennige ausbietet, nach Abzug der Kosten (für Druck, Papier, Versandt, Nachlässe zu Handen der Commissionäre, Zwischenhändler und Sortimenter), bestenfalls etwa 3 bis 5 Pfennige erübrigt. Wir Laien selbst wissen, daß in Folge dessen eine Auflage von mindestens 3000 Exemplaren für die Nummer erfordert wird. Schon solche ökonomischen Erwägungen erklären die Zweifel vorsichtiger Collegen Reclam's. Nicht minder skeptisch hätten ihn frühere Erfahrungen stimmen können. Waren nicht ältere Versuche, die Schriften der Lieblingsautoren der Nation in Groschenbibliotheken — freilich nur fragmentarisch — zu bieten, fehlgeschlagen? Hatte nicht Balzac seine Jugendspeculation, Massenauflagen der französischen Classiker zu geringen Preisen zu veranstalten, mit einer sein ganzes späteres Leben bedrängenden Schuldenlast bezahlt? Und war endlich das großartigste Unternehmen, das Buch der Bücher aller Welt bis hinab zu den Wilden in die Hände zu spielen, denkbar ohne die gewaltigen Zuschüsse, Jahresbeiträge, Sammlungen und Spenden der Bibelgesellschaft? War es menschenmöglich, daß ein einfacher Buchhändler nur mit seinen mäßigen Privatmitteln den Riesenabsatz erzielen würde, der — bei dem kaum nennenswerthen Hellerprofit für das Heft — zum Bestande der Universal-Bibliothek unerläßlich war, ganz zu geschweigen ihres Gedeihens?

Philipp Reclam beschäftigte sich mit solchen Fragen so wenig wie mit seinen unglücklichen Vorläufern und den Kassandrarufen der Fachmänner. Still und zäh gab er alle

4 Wochen je 10 Hefte, d. h. im Jahresdurchschnitte 140 bis 150 Hefte und im Menschenalter von 1867 bis 1897 über vierthalbtausend Nummern heraus. Und ausdauernd wie die Thatkraft des Alten erwies sich auch die Gunst der Käufer. Sparsam, wie Philipp Reclam jun., der nie einen Heller für Inserate ausgab, sondern alle seine Ankündigungen auf den Umschlägen der Universal-Bibliothek, in selbstgedruckten Prospecten und Katalogen besorgte, bewährten sich auch die Deutschen: in hellen Haufen strömten sie von Anfang dem Verleger zu, der gute Bücher zum niedrigsten Preise und den leichtesten Zahlungsbedingungen lieferte, unbekümmert um den Widerstand der in ihren Einnahmen verkürzten Sortimenter, die Klagen der bedrohten Leihbibliotheken und die Verwünschungen der am härtesten betroffenen Antiquare. Die Leser gingen mit ihm, weil er mit ihnen ging, soweit er mit ihnen gehen mußte. Denn so fern sich der eigenwillige Mann auch immer von der windigen Journalistenweisheit in Ibsen's „Volksfeind“ hielt, daß nur die Abonnenten, nicht die Redacteure eine Zeitung machen, so genau wußte er, daß man ein Parlament nicht ohne Wähler und eine auf Massenverbreitung angelegte Volksbibliothek nicht gegen die Massen zusammenbringt. Sein Lehrmeister und Wegweiser war und blieb sein „Absatzbuch“: die von Heft 1 bis Nr. 3600 stetig fortgeführte Statistik der Universal-Bibliothek, die heute noch als Geschäftsgeheimniß betrachtet und behandelt wird. Sonst würden ihre Ziffernreihen für die Geschmacksrichtung und -Wandlung des großen Publicums lehrreicheren und glaubwürdigeren Aufschluß geben können, als manche altmodische Aesthetik und alles Spatzengezwitscher und Papageiengeschrei der „neu'sten“ Stutzerkritik. Ein paar Stichproben, die mir neulich bewilligt wurden, mögen einstweilen nicht eben üble Winke geben für die Launen und Liebhabereien der Getreuen der Universal-Bibliothek.

Die größte Gemeinde haben nach wie vor die Classiker. Den stärksten Absatz unter allen Nummern fand Schiller's Tell: 619.000 Exemplare. Ihm zunächst kommt „Hermann

und Dorothea": 490.000 Exemplare und „Faust", Erster Theil: 290.000 Exemplare. Mit und neben den Deutschen behauptet sich auf gleicher Höhe Shakespeare, der, von Anfang der Grundstock, bis zur Stunde eine Tragsäule der Sammlung geblieben ist. So gewaltige Zahlen wiederholen sich nicht. Nützliches und Lustiges, Wörterbücher und Belletristik, Praktisches und — sehr begreiflich, schon nach dem Gesetze des Contrastes — Phantastisches „geht" wohl auch gut: aber es gilt schon als Ereigniß, wenn ein utopischer Staatsroman wie Bellamy's „Rückblick" in 219.000 Exemplaren, und sein grell realistisches Gegenstück — Kennan's aus der scheußlichen Wirklichkeit geholtes „Sibirien" — nicht viel „schwächer" verkauft wird. Minder ergiebig als die großen Alten erweisen sich die „frei werdenden" Neueren. Gleichwohl beruht, wirthschaftlich und künstlerisch, ein Hauptreiz und Hauptsegen der Sammlung auf dieser Möglichkeit beständiger Verjüngung. Jahraus jahrein werden sofort nach Ablauf der 30jährigen Schutzfrist Poeten und Prosaiker in die Universal-Bibliothek aufgenommen, die für Tausende und Zehntausende von Lesern damit zum erstenmale publicirt werden. Die Aufnahme einzelner den Massen vordem schwer oder gar nicht zugänglicher Autoren bei den Abnehmern der Pfennighefte findet wiederum in Zahlen ihren deutlichen Ausdruck: die sämmtlichen Schriften Schopenhauer's, die 30 Jahre nach seinem Heimgang, in Eduard Grisebach's unübertrefflicher Ausgabe in der Universal-Bibliothek erschienen, erlebten seit 1891, in nicht ganz fünf Jahren, eine Reihe von Auflagen, deren Absatz (wie ich, diesmal nicht von Reclam selbst, doch von guter Hand erfahren) sich auf 33.000 Exemplare beläuft: eine Ziffer, welche die kostspieligen Originalausgaben bei Brockhaus schwerlich innerhalb eines doppelt und dreifach so langen Zeitraumes erreichten. Uhland, Lenau, Heine wurden seit der Aufnahme in die Universal-Bibliothek mehr als einem, der bis dahin nicht viel mehr als ihren Namen gehört, Lebensfreunde. Otto Ludwig dringt erst durch Reclam mit den meisten seiner Werke ins Volk. Und hier erfüllt sich

ebenso Hebbel's heißer Wunsch: seine Dichtungen „möchten ihren früheren Prachtrock abwerfen, um sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herumzutreiben": ein edler Ehrgeiz, wohl werth, ein rechtes, reiches Künstlergemüth mit sehnsüchtigem Verlangen zu füllen. Kommt doch der Dichterwonne, zu jedem Landsmann reden zu dürfen, keiner der Schätze gleich, die Fürstenhuld oder die Gunst der Mode ihm schenken. Hebt ihn doch der Traum, in ferner Zukunft eine Gemeinde sein eigen zu nennen, über alle Noth der Gegenwart hinaus. Ist doch der Wahn, vor dem Richterstuhl der Nachwelt Einspruch zu erheben gegen die Verkennung der Mitwelt, wenn auch nicht die heiligste, doch gewiß nicht die unheiligste Regung eines bis an sein Ende bestrittenen Schöpfergeistes. Und so mag es wohl vorkommen, daß der eine und andere die Einreihung seiner Schriften in die Pfennigbibliothek jedem akademischen Preis, jedem Denkmal aus Erz und Stein vorzieht. Solche Auszeichnung will ehrlich verdient sein. Echte Selbsttäuschung oder falsche Pietät kann wohl die Exhumirung Mausetodter, vermeintlicher Heiligsprechung zuliebe, veranlassen, Eitelkeit und Streberthum die Aufnahme talentloser Gecken in die zugänglichste aller Volksbibliotheken erbetteln oder erschleichen. Auf die Dauer duldet das literarische Volksgericht derartige unberufene Eindringlinge nicht; sie bleiben auch in der Universal-Bibliothek Ladenhüter. Eine doppelte Beschämung angesichts dieses empfänglichsten und gastlichsten Publicums, das seine Deutschen obenan stellt, ohne deshalb den rechten Ausländern den rechten Respect zu versagen. Turgénjew, Ibsen, Tolstoj, Daudet haben zu den denkwürdigen, dauernden Erfolgen der Universal-Bibliothek ordentlich mitgeholfen. Ueber diesen Führern der neuen wurden indessen die Lieblinge der älteren Generation nicht vergessen: Scott hat — nur mit dem „Ivanhoe" — 45.000, Dickens mit den „Pickwickiern" 40.000 Getreue gefunden. So üben die Käufer durch ihr Wahl- und Stimmrecht bestimmenden Einfluß auf das Geschick und die Gestalt der Sammlung aus: eine Wahrheit,

welche die Bedeutung von Reclam's Leistung nur noch erhöht. Er war 60 Jahre alt, als er die Universal-Bibliothek begann und leitete sie über ein Vierteljahrhundert als gelehriger Diener oder, wenn das Fremdwort artiger klingt, als parlamentarischer Minister des Volkswillens: stets bereit, bis zu einem gewissen Grade auf das Machtgebot seiner Mandanten zu achten und im Allgemeinen wohlberathen, wenn er sich ihnen willfährig zeigte. Nachdem der emsige und bedächtige Mann im Drange der Noth, einem äußeren Anstoß folgend, dank einer plötzlichen Eingebung, die schmiegsame, bewegliche Urform seiner literarischen Allerweltsherberge gefunden hatte, galt es für jeden Geschmack vorzusorgen. Es hieß Gelehrte und Weltkinder, Kenner und Laien, Freunde des classischen und des germanischen Alterthums, eifrige Jünger von Aristoteles, Darwin, Kant, Spinoza ebenso flink zu bewirthen als das Kaffeekränzchen, in dem „die Grille" mit vertheilten Rollen gelesen wird. So verschiedenartige Ansprüche der verschiedenartigsten Bildungsgrade gleichzeitig mit gleichem Maß zu messen, ist eine Aufgabe, die nicht viel leichter zu lösen war, als die Begründung der rechten Universal-Bibliothek. Reclam hat sich auch damit leidlich abgefunden. Und selten hat sich überzeugender und anschaulicher gezeigt, wie sich Verdienst und Glück verketten.

Als ich jüngst in der Kreuzstraße vor Reclam's 30 Fenster in der Front zählendem Bücherpalast stand, überkam mich wahre Ehrfurcht vor der Gewalt des zu Massen zusammengeballten Kleinen. Und als mich Anton Philipp's Sohn und Erbe, Hans Heinrich Reclam, von seinem niedlichen Spitz gefolgt, als kundigster und willigster Führer vom Keller bis zum Speicher durch alle Räume seines stolzen Baues geleitete, wollte mir der Naturforscher Ehrenberg nicht aus dem Sinn. Auf Schritt und Tritt kommen hier Gedanken „über die Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes" und des unsichtbaren Lebens der zuguterletzt „felsbildenden Bacillarien". Das Einzelheft der Universal-Bibliothek trägt kaum soviel, um auch nur

einen einzigen Ziegel zu bezahlen und doch spricht sich der Gewinn jedes Geschäftsjahres in immer neu zuwachsenden Geschäftsräumen aus. Ein Nachbarhaus um das andere, Grundstück um Grundstück wird angekauft, um für die Bedürfnisse der Gegenwart und die unvermeidlichen Erweiterungen der Zukunft vorzusorgen. In den 60er-, 70er-, 80er- und 90er Jahren bethätigte sich der Schöpfer der Universal-Bibliothek auch als Bauherr: am ausgiebigsten kurz vor seinem Tode. Da war er, so schlicht und genau er sonst für seine eigene Person war, auf besondere Gediegenheit der Anlage bedacht. Er wußte wohl, daß sein Werk ihn lang überdauern werde und ahnte vielleicht, daß das Stammhaus der Universal-Bibliothek weit über seinen heutigen Umkreis in der Insel- und Kreuzstraße zu einem kleinen Stadtviertel anwachsen würde. Solche Träumereien können auch Unbefangene, wie Unsereinen bei einem Gang durch die Werkstätten der Universal-Bibliothek, leicht anwandeln. Als wir in den Druckersaal kamen, wurde just die dreiunddreißigste Schnellpresse aufgestellt. Aus den altangesessenen flogen frische feuchte Druckbogen: Poesie und Prosa aus sehr verschiedenen Gegenden und Jahrgängen und doch immer jung für jedes aller Orten nachwachsende Geschlecht: Raimund's „Verschwender“; Xenophon und Uhland's Gedichte. Dicht daneben waren vier, fünf Pressen — wie stets — lediglich damit beschäftigt, Prospecte und Kataloge zu drucken. Noch ein kurzer Halt in den Schatzkammern Reclam's, den Lagerräumen für die Stereotypplatten und Rohvorräthe: dann verließ ich das Haus. Ueber der Einfahrt gewahrte ich das alte Familien- und Geschäftswappen mit der stolzen Inschrift: Veillez sans peur! Ein zuversichtlicher Wahlspruch, der indessen nicht überrascht, wenn man auf der Stirnseite die Medaillons der Schutzgeister des Hauses erblickt: Goethe und Schiller, und auf dem Heimweg daran denkt, daß früher oder später jeder Dichter und jeder Denker mit seiner ganzen geistigen Habe der Universal-Bibliothek verfällt. So oft ein Autor berühmt wird, wird nach dem Wort eines Spaßvogels ein Verleger reich.

Wie reich wird erst der Verlag, der alle berühmten Autoren umsonst hat?

III.

Und damit steigt die Frage auf: muß Reclam's einfacher, fruchtbarer Grundgedanke nur auf die Werke der Geschiedenen beschränkt bleiben? Wäre es nicht denkbar, die Besten unter den Lebenden in den Kreis der Pfennigbibliothek zu ziehen? Einen Anlauf in dieser Richtung hat Reclam selbst genommen, als er für seine Jubelnummern neue Schöpfungen moderner Größen wählte: für Nr. 1000 Heyse, für Nr. 2000 Raabe, für Nr. 3000 Jensen. Kann sich ähnliches nicht wiederholen? Kann die Universal-Bibliothek, die ihre meisten Texte ohne Entgelt drucken darf, den berufensten Poeten, Forschern und Erzählern der Gegenwart im Vertrauen auf ihren unvergleichlich stärkeren Absatz mit dem Vortheil eines unvergleichlich größeren Publicums nicht annähernd dieselben Honorare bieten, wie ihre jetzigen Verleger? Und sollte und müßte derart das Pfennigheft im deutschen Verlagswesen vielleicht einen ähnlichen Umschwung heraufführen, wie der $3\frac{1}{2}$-Francsband in der französischen Leser- und Schriftstellerwelt? Durchweg Fragen, die leichter vom Volkswirth als vom Kritiker und auch vom Kenner unserer gesellschaftlichen Zustände nicht schlankweg mit Ja oder Nein zu beantworten sind. Wagen wir trotzdem ein paar „unvorgreifliche" Bemerkungen.

Wir haben in Deutschland viel strenger geschiedene Classen von Bücherkäufern als in Frankreich: eine Erfahrung, die schon in der beklagenswerthen Mannigfaltigkeit unserer Bücherpreise zum Ausdruck kommt. Das Jahr 1870 hat uns wohl gleiches Maß, Geld und Gewicht, nicht aber gleiche Durchschnittspreise für die gangbarsten deutschen Verlagsartikel gebracht. Und so lange nicht ein Bismarck des Verlagswesens innerhalb oder außerhalb der Leipziger Buchhändlerbörse mit diesem particularistischen Unfug in unserer Bücherwelt aufräumt, „probirt ein jeder, was er mag". Das große Los gewinnt freilich nur, wer seine Zeit

recht versteht. Und die fordert zumeist sehr theuere oder sehr billige Bücher. Die einen, ganze große Gruppen von gelehrten Fach- und Akademieschriften, Kunstwerke des Buchgewerbes, livres-bijou u. dgl. werden jederzeit nur auf engere Kreise der großen Intelligenz oder des großen Besitzes, auf öffentliche Sammlungen, auf Fach- und Liebhaberbibliotheken angewiesen sein. Die anderen werden nach der (einem der boshaftesten Gedichte Heine's als Titel und Motto vorangestellten) Geschäftsregel in die Welt geschickt: „die Pfannekuchen, die ich bisher gegeben für 3 Sgr., ich gebe sie nunmehr für 2 Sgr.; die Menge thut es". Man begreift den ingrimmigen Widerstand trotziger Künstler gegen solche Krämerweisheit, die ein Hebbel mit dem Wort abfertigte: „Die Seidenwürmer hören nicht auf zu spinnen, weil wollene Zeuge Mode werden." Das verlangt auch kein Kenner vom Künstler. Wir hoffen und wünschen nur, daß noch Andere, als die bisher Bevorrechteten, an Genuß und Glanz des feinen Gespinstes sich erlaben dürfen. Deshalb verdrießt es uns nicht, daß der Zweimark- den Dreimarkband unterbietet. Deshalb heißen wir es willkommen, daß der Einmarkband von Cotta's Weltliteratur und das Pfennigheft der Universal-Bibliothek den Kampf noch mehr erhitzt. Wer will sagen, wie weit dieser Concurrenzstreit führt? Wer kann voraussehen, ob sie und ihresgleichen den mittleren und kleinen Verlegern nicht so gefährlich werden, wie jede moderne Großindustrie dem Kleingewerbe? Dann bliebe Reclam, seinen Nachahmern und Nebenbuhlern nur übrig, in ganz anderem Umfang als bisher die lebendige Production des Tages zu pflegen. Uns Lesern könnte eine solche Ausdehnung der Pfennigbibliothek, sofern sie auf dauerhafterem Papier schöner gedruckt würde, nur willkommen sein. Und mit der immer mächtiger anwachsenden Zahl der Leser würde auch die angemessen anwachsende Entschädigung der Schreiber so sicher eintreten, wie für die Hauptmitarbeiter einer auf Massenverkauf ausgehenden Zeitung.

Möglich, daß vorher ein neues Wunder der Erfindung alle kleinen, mit so großen Erfolgen gekrönten Rechenexempel

von Reclam und seinen Leuten überholt; möglich, daß erst unsere Enkel erkennen, ob und wie weit unsere Phantasien Phantastereien waren. Aber wer hätte vor dreißig Jahren den folgenreichen Sieg von Reclam's Universal-Bibliothek geahnt? Wer hätte es nicht als Phantasterei bezeichnet, daß die Bedürftigsten sich nicht nur als die Bildungsbedürftigsten, sondern auch als die Opferwilligsten bewähren würden? Wer hätte geglaubt, daß dauernder Massengewinn vom Wissenstrieb der Massen zu holen wäre? So führen alle Gedanken über Reclam's Universalbibliothek scheinbar zu wirthschaftlichen Betrachtungen zurück, wie sie in Wirklichkeit von ökonomischen Erwägungen ausgingen. In der That bedeutet ihr Triumph doch noch anderes, besseres: den Triumph der Aermsten, die wir mit ihrem Streben nach geistigen Gütern und Genüssen für die Edelsten der Nation halten. Für sie hat der Begründer der Universal-Bibliothek nur eine entwicklungsfähige Form geschaffen: den Odem des Lebens, die Seele hat ihr erst das deutsche Volk eingehaucht.

Fragen der Volksbildung.

Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 6. Januar 1896.

Helle Köpfe, wie Justus Moeser oder Lothar Bucher, würden das in der Aufschrift genannte Thema voraussichtlich nicht eher zur Erörterung zulassen, als bis man sich über die großen Worte „Volk“ und „Bildung“ genau verständigt hätte. Bei dem Mißbrauch, der mit beiden Ausdrücken bewußt und unbewußt seit Menschenaltern getrieben wird, ist die Forderung nach klar umschriebenen Definitionen dieser Schlagworte ebenso billig als unerfüllbar. Jacob Grimm faßt den Begriff „Volk“ anders als Richard Wagner; beide nehmen ihn wiederum grundverschieden von der Auffassung, die Lassalle oder Marx damit verbinden; ganz zu geschweigen der Marktschreier und Speculanten, die ihr „Volk“ — freilich meist ein ihrer würdiges „Volk“ — aufrufen, um spottschlechte, wohlfeile oder verdächtige Waare in Kunst und Politik, in Handel und Wandel anzubringen. Ein gleiches gilt von Umfang und Vieldeutigkeit der Vocabel: Bildung. Man kann Bände füllen mit den bisher gegebenen, tiefsinnigsten und verschrobensten Erklärungen dieses Terminus und darf doch sicher sein, bei neuer Umfrage, etwa durch Preisausschreiben akademischer oder pädagogischer Körperschaften, neue Antworten zu erhalten. Selbsttäuschung, Unkenntniß oder Anmaßung wäre es, angesichts solcher Schwierigkeiten mit irgend einer „abschließenden“ Lösung kommen, die Frage der Volksbildung endgiltig ins Reine bringen zu wollen. Ehrlich Strebende werden vor allem falsche Verallgemeinerungen abwehren und die gefährliche Einzahl beseitigen. Sie werden sich sagen, daß es — just so wie bei der sogenannten Frauen-, Juden-, Agrar-

frage — heilsam ist, von irreführenden, willkürlich gewählten Generalnennern abzusehen und statt dessen auf die Bedürfnisse, Fehler und Vorzüge des Einzelnen oder einzelner Gruppen einzugehen.

Gesinnungen derart glaube ich bei vielen Redlichen in vielen Culturstaaten wahrzunehmen, die fernab vom Lärm des Tages, unbeirrt durch „Zank und Stank des Parteigewühls“, bemüht sind, die geistigen, gemüthlichen und künstlerischen Wünsche der Massen durch gewissenhafte Beobachtung zu erforschen und in wirksamer Weise zu befriedigen. Männer dieses Schlages, Menschenfreunde im alten, ewig jungen Stil gedeihen gottlob auch in Oesterreich noch immer. An der Spitze unseres ersten segensreichen Volkbildungsvereines stand dessen Schöpfer Alexander Peez, der sich mit kundigem Blick die rechten Leute aus dem nachwachsenden Geschlechte als Helfer herausholte und gesellte: sein Nachfolger im Vorstand wurde der Präsident unserer Akademie, Alfred v. Arneth, der mit gleichem Glück den Stab des Wiener Volksbildungsvereines wählte und verstärkte. Trost für manche Thorheit und Rohheit unserer österreichischen Zustände muß und kann die stille, wenig gedankte Arbeit dieses wohlgeleiteten, wackeren Nachwuchses gewähren, der uns Aelteren die Erinnerung an Gottfried Keller's Liebling, den jungen Salander, weckt. Wir finden in diesem Kreise ruhige, der Schule der Erfahrung vertrauende, ihrer socialen Pflichten bewußte, freiwillige und uneigennützige Lehrer und Lenker der Bildungsbedürftigen, der Bildungsbeflissenen unter den unteren Hunderttausenden. Einer der eifrigsten Praktiker des Wiener Mustervereins ist der Universitätsprofessor der Geologie, Ernst Reyer, dessen „Handbuch des Volksbildungswesens“ (Cotta, 1896) den Anlaß zu unseren Bemerkungen bietet. Reyer, von Haus aus Jurist, dann, dem Zuge seines Herzens folgend, Naturforscher, ein unabhängiger, weitgereister Mann, der zumal England und Amerika aus eigener Anschauung genau kennt, ist als Fachmann und Organisator auf dem Gebiete der Volksbibliotheken kein Neuling: 1893 erschien (im Verlage

von Engelmann, Leipzig) sein reichhaltiges Buch über die anglo-amerikanischen Volksbibliotheken. Eben dasselbe von Reyer sicher und überlegen beherrschte Capitel behandeln die Abschnitte III und IV seines „Handbuches" gediegen und belehrend. Reyer ist der durch neue Erfahrungen neubestärkten Ansicht, daß die Zeit der alten Stadt-, Studien-, Kloster- und Universitätsbibliotheken um sei. Der großartige Aufschwung der englischen und amerikanischen Volksbibliotheken, die Zeugnisse seiner Mitarbeiter (Dr. C. Nörrenberg über die öffentlichen Bibliotheken in Amerika; Dr. Berghöffer über die Frankfurter Bibliotheken), insbesondere aber seine eigenen Versuche als Begründer und Leiter der Wiener und Grazer Volksbibliotheken: das und anderes mehr gibt ihm die Zuversicht, einen bedeutenden Umschwung in unserem ganzen continentalen Bibliothekswesen zu prophezeien. Und so wohl überlegt sind Reyer's Vorschläge, so zuverlässig sind seine eigenen und die Angaben seiner Gewährsmänner, daß wir im Allgemeinen unseren Lesern nur nahelegen können, diese klaren Ausführungen selbst nachzulesen, daß wir im Besonderen nur wünschen möchten, daß seine Worte bei den Unterrichtsministern und Bibliotheksdirectionen aller continentalen, zumal der deutschen und österreichischen Lande, verdiente Erwägung fänden. Was er über Zusammenlegung von kleineren Bibliotheken zu Kreisbibliotheken, über den Leihgroschen, über das Verhältniß von Leih- und Volksbibliothek sagt, leuchtet ohneweiters ein. Dem Praktiker Reyer gebührt nur Lob und Dank. Eine Hauptfrage freilich sollte in kommenden Auflagen, die nicht ausbleiben werden, gründlicher zur Sprache kommen: die Frage nach der richtigen Auswahl der richtigen Lectüre. Unsere Volksbibliotheken bedürfen unseres Erachtens vor allem menschenkundiger Bibliothekare, die ein feiner Franzose, Louis de Loménie, einmal die Vorsehung ihrer Leser genannt hat. Reyer weist in dieser Beziehung auf gedruckte Bücherlisten hin: zu meinem Erstaunen finde ich indessen unter seinen Musterkatalogen auch allerhand krause Wegweiser genannt, die neben Schönbach's wohlüberlegten Winken „über Lesen

und Bildung" doppelt böse Figur machen. Ist's aber mit fertigen Musterkatalogen abgethan? Ist's nicht räthlich oder gar nöthig, den Einzelnen die Technik der Kunst zu lesen in lebendigem Vortrag anzudeuten? Programme zu geben, wie sie Karl Hillebrand einem Frankfurter Bekannten brieflich entwickelte?*)

„Mein Rath wäre, in guten Uebersetzungen zuerst die beiden Grundlagen des Alterthums kennen zu lernen (aber von Grund aus) i. e. Homer und Herodot. Die sind wie der Vater Oceanos, von dem alles ausgeht. Nun handelt sich's aber nicht darum, sie einfach einmal durchzulesen, um sich sagen zu können, man hat sie gelesen, sondern sich mit ihnen vertraut zu machen, sie auf seinem Nachttische zu haben und, nachdem man sie von vorn bis hinten ordentlich durchgelesen, hier und da aufzuschlagen und zu ihnen zurückzukommen. In zweiter Linie würde ich Ihnen rathen, Hesiod und die Tragiker ganz zu lesen (von Euripides genügen zwei oder drei Stücke wie die Electra, der Hippolyt); den Aristophanes, den Theokrit, unter den Prosaikern Thucydides und die Memorabilien des Xenophon, vielleicht auch die drei ersten Dialoge Plato's (Euthyphron, Kriton und Apologie, die nicht metaphysisch sind); endlich Lucian. — Ich glaube, das ist ganz genug; die Lyriker, Pindar und was wir von den Anderen haben, ist alles so greulich verdeutscht (leider auch die meisten Prosaiker), daß wenig daran zu holen ist in der Uebersetzung. Und dasselbe gilt in viel höherem Grade vom Lateinischen; ich kann mir sie gar nicht in der Uebersetzung denken (der deutschen, wohlverstanden; denn die Romanen haben mehr Verständniß dafür als wir Germanen). Ich muß mir noch immer denken, daß Sie nach einem Jahre tüchtigen Studiums (je drei Stunden den Tag, die Lehrstunde mit eingerechnet) im Stande sein würden, den Phaedrus und Cornelius Nepos zu lesen und dann im zweiten Jahre allmählich auch Ihren Virgil und Cicero,

*) **Karl Hillebrand** über das Lesen als Bildungsmittel. Briefe, mitgetheilt von Sigmund Schott. Biographische Blätter IV, 452 ff.

endlich Ihren Horaz und Tacitus im dritten Jahre zu bemeistern lernen würden. Wo nicht, so sehen Sie sich auch dafür nach guten Uebersetzungen um; allein ich weiß nicht, ob Sie viel Genuß und Nutzen daraus ziehen werden. Haben Sie denn Niebuhr, Drumann, Mommsen über römische Geschichte, Curtius, Grote, vor allem aber Droysen über griechische Geschichte gelesen? Das sollten Sie doch thun. — Ueberhaupt würde ich Ihnen rathen, von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts nur Historiker und Kritiker zu lesen, oder aber Autobiographen (die Biographen wie Justi, Herbst, Haym et caetera rechne ich unter die Historiker und Literaturhistoriker); sonst aber nur wirklich Gutes aus vergangenen Zeiten, und zwar kennt man kein gutes Buch der Welt nach einmaligem Lesen, und wer den Faust oder die Odyssee, oder die Divina Commedia oder den Hamlet dreimal gelesen hat, ist reicher, als wer alle Werke der deutschen, griechischen, italienischen und englischen Literatur nur einmal gelesen hat. Noch einmal, nicht das Gelesenhaben ist das wichtigste, sondern das Befreundetwerden, das Eindringen, Liebgewinnen eines Schriftstellers. Ich halte Sie für etwa 25 Jahre alt. Wenden Sie noch fünf Jahre an Ihre methodische Erziehung. Die unmethodische (die wichtigste) wird dann vom 30. Jahre an um so fruchtbarer und rascher sein. Im Grunde, wer hat nicht die Zeit, jede Woche einen Band zu lesen? Selbst wenn man nicht Macaulay ist (der einen bis zwei Bände täglich las), kann man demnach 50 Bände im Jahre zu seiner Erholung lesen; und liest man sie zweimal — aber à distance — so kann man wenigstens 25 lesen. Nun bitte ich Sie, gibt's denn viel mehr als 50 gute Bücher in der Welt? (ich nehme immer wissenschaftliche, historische, biographische u. s. w. aus). Wer seinen Shakespeare, Milton, Fielding, Addison, Hume, Sterne und Byron gelesen hat, weiß ganz genug von der englischen Literatur, welche doch die reichste der Welt ist, und Sie haben später immer noch Zeit, den Nebenflüssen nachzugehen. Ist Ihnen damit gedient, so stelle ich Ihnen mal einen kleinen Katalog zusammen des Classischen im wahren Sinne

des Wortes. Nächst Ilias und Odyssee sind die Bücher, die man wie seine Bibel kennen muß, die göttliche Komödie (aber ums Himmelswillen nicht in der Uebersetzung; besser gar nicht lesen), den Don Quixote, den ganzen Shakespeare, die Hauptromane Fielding's, den Montaigne und Molière, den Faust und Wilhelm Meister. Das ist sehr grosso modo; aber in Abwesenheit classischer Bildung halte ich die innige Vertrautheit, das Zusammenleben mit diesen Werken für die einzig mögliche Bedingung einer echten Geschmacks-, Geistes-, Seelenbildung. Wohlverstanden, nicht, wenn man sie durchliest als ein Pensum, wie Hr. Taine die ganze englische Literatur ad hoc fleißigst durchgelesen, um sein Buch zu schreiben und am Ende doch in die englische Atmosphäre gar nicht eingedrungen war. — Neben diesem täglichen Brot giebt's dann noch so viele andere herrliche Speisen, die man aber weniger oft genießen kann, als da sind: die classischen Tragödien und Komödien der Griechen und Römer, ihre Historiker, die italienischen Dichter wie Ariost und Tasso, oder politische Denker wie Machiavelli, was alles ja ganz kleine Bändchen sind; einige Calderonische Dramen, einige von Racine und Corneille, dann Pascal, Labruyère, Larochefoucault, Lesage, Abbé Prevost (Manon Lescaut), Rousseau's Confessions, Voltaire's Romane, weiter Chaucer, Milton, Swift, Addison, Sterne; endlich Wieland, Schiller, Kleist, Heine 2c. und Ihr geliebter Lessing. Nicht genug kann ich Ihnen die Pflege des Französischen und Englischen (der guten Jahrhunderte) empfehlen. Niebuhr meint, das beste Mittel um zu lernen, gut deutsch zu schreiben, sei viel lateinisch zu lesen und schreiben; könne man das nicht, so solle man das Französische nehmen, das nie etwas Ungehöriges dulde. Und in der That sind alle guten deutschen Prosaiker von Wieland, Lessing und Goethe bis auf die Humboldt und Heine perfect im Französischen gewesen.

Nun blieben noch andere Fragen, die Sie anregen und die eingehend zu beantworten eine Zeit erfordern würde, die mir nicht zu Gebote steht. Wohl giebt das hohe Alter den

Werken des Alterthums einen höheren Werth. Fänden wir heute bei einer verschollenen Völkerschaft Asiens ein Epos, so schön wie die Ilias, es würde für uns den Werth der Ilias nicht haben können, an der drei Jahrtausende sich erhoben, die dem Griechenthum und dem Römerthum, auf dem alle unsere Bildung doch beruht, als Basis gedient. Wohl mag zu Christi Zeiten ein anderer eine ebenso hohe Moral gepredigt haben, als Jesus; aber Jesus' Leben hat achtzehn Jahrhunderte die ganze civilisirte Menschheit genährt, getröstet; wohl möchte auch ein anderes Volk eine Bibel haben wie das alte Testament; die Bedeutung, die für uns das erwählte Volk und sein literarisches Nationalmonument haben, die innere Beziehung zu uns, die erst Allem höheren Werth verleiht, könnte es nicht haben. — Die Tradition, d. h. der Zusammenhang in der Zeit, ist ja das höchste Gut der Menschheit, wodurch sie die individuelle Grenze vernichtet; sie in der Literatur, wie im Staate leugnen wollen, ist der Anfang aller Barbarei, die Rückkehr zum Atomismus, von dem alle Cultur ausgegangen ist. — Allein auch abgesehen von diesem Zuschuß an Werth, den die Werke der Griechen durch ihr Alterthum erhalten, sind sie auch an sich, absolut, nicht relativ, durchaus unerreicht geblieben, wenn ich den einzigen Shakespeare, vielleicht noch Dante und Cervantes ausnehme. Goethe steht uns näher, weil er unserer Zeit, unserer Nation angehört. Sie wissen, wie ich ihn liebe, wie vertraut ich mit ihm bin, bis zu jedem Briefchen oder Gelegenheitsverschen, das er je geschrieben, wie ich Faust und Wilhelm Meister fast auswendig kann, aber an jene Großen reicht er doch lange nicht heran."

Für wie viele oder richtiger für wie wenige Besucher unserer Volksbibliotheken gelten diese Lehren des Mannes, den Brandes den ersten deutschen Kritiker seiner Zeit genannt hat? Und wer unter den Leitern unserer Volksbildungsvereine besitzt die Geduld und die Fähigkeit, ich will nicht sagen jedem einzelnen Gast, aber doch wenigstens den emsigsten und empfänglichsten Stammgästen der Volks-

bibliothek die rechte Auswahl der dem jeweiligen Bildungsgrade angemessenen Bücher zu ermöglichen? Die Lösung dieser Aufgabe würde mehr Takt und Geist, einen ganz anderen Aufwand ganz anderer Mittel erfordern, als die technische Einrichtung und die materielle Fundirung neuer Volksbüchereien. Sie setzt die planmäßige Erziehung und Veredelung der Massen voraus. Ist dies Ziel nicht aber auf anderen Wegen zu erreichen? Ist es nicht denkbar, die Massen zur Selbsthilfe vorzubereiten?

Die Antwort auf diese Frage sollen die zwei ersten Abschnitte von Reyer's „Handbuch", die Würdigung der volksthümlichen Bildungsanstalten und Volkshochschulen, geben. Auch diese Institutionen (Volkscurse, Haushaltschulen, University Extension rc.) hat Reyer in England und Amerika aus eigener Anschauung kennen gelernt und an verwandten Einrichtungen, Anstalten oder Versuchen in der engeren oder weiteren Heimat gemessen. Gute Gewährsmänner (Steenberg in Dänemark, Tews in Berlin, Brezina in Wien) haben Reyer gutes Material beigesteuert; die Specialwerke von Makinder und Sadler, Roberts rc. ergiebige Daten zu Gebote gestellt; die Wiener Erfahrungen haben die Möglichkeit einer vom Unterrichtsministerium dotirten Reihe von Volkscursen erwiesen. Ein abschließendes Urtheil über diese Ausdehnung unseres Universitätspublicums steht trotzdem nach Reyer's eigener Meinung noch aus. Von 100.000 Besuchern der Curse der sogenannten University Extension hat bisher nur ein bescheidener Procentsatz in England und Amerika die Prüfungen bestanden; von diesen Vielgeprüften wiederum nur ein noch bescheidenerer Procentsatz die Studien aus innerstem Antrieb fortgesetzt oder zum Fortkommen ausnützen können. Diese statistische Beobachtung soll die Berechtigung der neuartigen, von Philanthropen heilsam vermeinten und thatkräftig angeregten Bewegung nicht voreilig antasten. Sie soll nur vorzeitigen Enthusiasmus dämpfen, soll nur rathen, wie bei jedem Experiment, das Ergebniß einer längeren Reihe von Versuchen und Jahren abzuwarten.

Deutlicher und rascher als auf dem Gebiete des höheren Lehrwesens offenbart sich der Segen der künstlerischen Bestrebungen unserer Volksbildungsvereine. Was Reyer über Volksconcerte und Volksunterhaltungen (Recitationen, billige Classikervorstellungen 2c.) zu berichten hat, läßt seine Hoffnung nicht verwegen erscheinen, „daß Kunst und Wissenschaft sich in dem Maße entfalten werden, als die Kreise der Interessenten sich erweitern. Gelingt es uns, das Volksconcert (durch sehr mäßige Eintrittspreise) auf gesunde finanzielle Basis zu stellen, so dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Bourgeoisie-Concerte bald die Rolle spielen, welche die erste Classecoupés unserer Bahnen spielen — sie werden als Privilegien und Raritäten noch eine Zeit lang bestehen bleiben, während der Weltmarkt und die Zukunft der Musik durch die Volksconcerte bestimmt wird". Dasselbe ließe sich von Volkstheatern träumen, da ja die Hoftheater mehr und mehr durch maßlos gesteigerte Eintrittspreise zum Unterhaltungsplatz der Meistbegüterten werden. Solcher Verkehrtheit gegenüber ist eine — selbst überschwängliche, auf das goldene Zeitalter bauende — mächtige Bewegung zur Sittigung und künstlerischen Erhebung der Massen nur zu billigen, sofern man sich darüber klar ist, daß der Mensch von Kunst und Wissenschaft allein so wenig, als vom Brot allein leben kann. Reyer hat sich, wie er eingangs bemerkt, „durch die Kritik seinen socialen Glauben erobert, der die Kritik nicht scheut, weil er aus derselben siegreich hervorgegangen ist. Wer aber diesen Glauben hat, muß auch mit dem Glauben herausrücken, und so trat ich ein in die Reihen der Arbeiter und habe mir ein Feld gewählt, für welches ich durch meinen Bildungsgang geeignet bin". Ein bescheidenes Bekenntniß, das eine sehr respectable Rechtfertigung findet in seinem tüchtigen und verdienstvollen „Handbuch des Volksbildungswesens", welches mit seinen Zwecken und Neuauflagen vermuthlich noch wachsen wird an Reichthum der Erfahrungen und der Gedanken, schwerlich aber an Kraft der Ueberzeugung und jugendlich feuriger Beredsamkeit.

Der Gründerprospect einer jüdischen Schweiz.

Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 3. März 1896.

I am Sir Oracle ....

Hamerling hat im Homunculus scherzhaft den Rückzug der Juden nach Palästina geschildert. Ich war eine Weile geneigt, eine eben ausgegebene, sechs Bogen starke Flugschrift: „Der Judenstaat; Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage von Theodor Herzl, Doctor der Rechte" (Leipzig und Wien, Breitenstein 1896) für ein parodistisches Gegenstück jenes Zerrbildes zu halten. Allein für eine Schnurre ist das Heft offenbar zu langwierig und langweilig; Herzl's „Judenstaat" scheint leider wirklich ursprünglich ganz ernst gemeint zu sein. Wenn er gleichwohl wie ein böser, bedenklicher Witz wirkt, geschieht das ganz wider Willen des broschürenschreibenden Staatengründers. 's ist Einer, dem der Antisemitismus nicht nur zu Herzen ging, sondern ins Hirn stieg. Unheilbar scheint ihm die Judennoth, so lange die Juden weiterhin in der Diaspora verharren. Ins Ungemessene wächst nach seiner Ansicht der Judenhaß. Auf die Dauer ist ihres Bleibens nicht mehr in ihren bisherigen Wohnsitzen. „Wir sind aber," so ruft Herzl wiederholt pathetisch aus, „ein Volk, ein Volk. Uns fehlt nur mehr ein Staat. Der kann, der muß uns werden." Die Judenschaft gründet zunächst eine Society of Jews, die mit strenger Gewissenhaftigkeit die Zustände der Judenschaft auf der ganzen Erde erforscht. Sodann ruft sie mit einem Actiencapital von einer Milliarde Mark eine Jewish Company ins Leben, welche die Liquidation aller Juden-

güter und -Vermögen in ihren heutigen Wohnsitzen mit Genehmigung der betreffenden Landesregierungen unter Oberaufsicht rechtschaffener Antisemiten durchführt und die Begründung eines Judenstaates entweder in Argentinien oder in Palästina ins Werk setzt. „Der Judenstaat ist als ein neutraler gedacht. Er braucht nur ein Berufsheer, allerdings ein mit sämmtlichen modernen Kriegsmitteln ausgerüstetes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach außen wie nach innen. Wir haben keine Fahne, wir brauchen eine. Wenn man viele Menschen führen will, muß man ein Symbol über ihre Häupter erheben. Ich denke mir eine weiße Fahne mit sieben goldenen Sternen. Das weiße Feld bedeutet das neue, reine Leben: die Sterne sind die sieben goldenen Stunden unseres Arbeitstages; denn im Zeichen der Arbeit gehen die Juden in das neue Land." „Und welcher Ruhm erwartet die selbstlosen Kämpfer für die Sache! Darum glaube ich, daß ein Geschlecht wunderbarer Juden aus der Erde wachsen wird. Die Makkabäer werden wieder aufstehen." Der Tempel wird wieder aufgebaut, „die Rabbiner werden" Herzl „auch zuerst verstehen, sich zuerst für die Sache begeistern und von der Kanzel herab die Anderen begeistern; unsere Volksgemeinschaft ist ja eine eigenthümliche, einzige, wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig", aber „auch unsere theueren Freidenker, unser unsterbliches Heer, das für die Menschheit immer neue Gebiete erobert", soll herzlich willkommen sein: „jeder ist in seinem Bekenntniß oder in seinem Unglauben so frei und unbeschränkt, wie in seiner Nationalität." Aus der Unternehmung soll kein Panama werden, sondern ein Suez (S. 35), aber „wenn wir noch einmal aus Mizraim wandern, werden wir die Fleischtöpfe nicht vergessen: es giebt englische Hotels in Aegypten, Wiener Cafés in Südafrika, bayerisches Bier in Paris" (S. 64). „Die Frage der Judenwanderung soll durch diese Schrift zur allgemeinen Discussion gestellt werden. Das heißt aber nicht, daß eine Abstimmung eingeleitet wird. Dabei wäre die Sache von vornherein verloren. Wer nicht mit will, mag

da bleiben. Der Widerspruch einzelner Individuen ist gleichgiltig" (S. 28). „Die Sache wird dennoch vielleicht nicht den kostbaren Beifall der jüdischen Geldmagnaten finden. Diese werden sogar vielleicht durch ihre geheimen Knechte und Agenten den Kampf gegen unsere Judenwanderung einzuleiten versuchen. Einen solchen Kampf werden wir, wie jeden anderen, der uns aufgezwungen wird, mit schonungsloser Härte führen" (S. 51). Die Society of Jews, der neue Moses der Juden (S. 70), verhält sich zum alten großen „Gestor" der Juden „wie zu einem wunderschönen alten Singspiel eine moderne Oper. Wir spielen dieselbe Melodie mit viel, viel mehr Violinen, Flöten, Harfen, Knie- und Baßgeigen, elektrischem Licht, Decorationen, Chören, herrlicher Ausstattung und mit den besten Sängern". Angesichts solcher Einzelheiten in diesem Faschingstraum eines durch den Judenrausch verkaterten Feuilletonisten versteht man allerdings, daß Herzl der „interessanten Statistik von Dr. Paul Nathan: die Criminalität der Juden in Deutschland" den Vorwurf macht: „diese zahlenerfüllte Schrift geht wie manche andere Abwehr von dem Irrthum aus, daß sich der Antisemitismus vernünftig widerlegen lasse." Herzl will ihn offenbar unvernünftig widerlegen.

Unsereiner aber, der als geborener deutscher Jude mit Leib und Seele an seinen Familienerinnerungen ebenso treu hängt, wie an seiner Heimat und den Lehrern und Führern seiner Kinder- und Mannesjahre, zögert keinen Augenblick, zu erklären, daß er Herzl's „Judenstaat" mit größerem Unwillen ablehnt, als irgend ein noch so rohes antisemitisches Pamphlet. Ich weiß wohl, daß solche judenfresserische Hetzer morgen oder übermorgen Krawalle oder Revolutionen hervorrufen können, in denen gleicherweise nichtswürdige und redliche Juden erschlagen werden. Ich begreife auch sehr wohl den brennenden Judenschmerz reiner Naturen, die unter der Verkennung oder Verallgemeinerung von Männern, wie Richard Wagner, Lagarde, Treitschke, härter leiden, als ihre Vorfahren unter dem gelben Fleck. Ich schlage aber die Wohlthat der Emanci-

pation, die Segnungen der deutschen Cultur, die patriotische Pflicht der Judenschaft, die sich in harten Prüfungen erst recht zu bewähren hat, so hoch an, daß ich für ganz eigentlich vaterlandslose Redereien, wie Herzl's „Judenstaat", kein Wort der Abwehr als zu scharf ansehe. Gewiß! den Juden widerfährt vielfach Unrecht; man verschließt den jüdischen Dutzendmenschen gar zu häufig die Möglichkeit, sich nach Berthold Auerbach's Wunsch in bescheidenen, takthaltenden Stellungen als rechtschaffene Durchschnittsbeamte ꝛc. zu bewähren; man gibt ihnen verfassungsmäßig Ansprüche und Anrechte, die man ihnen in der Praxis der Verwaltung verweigert; man schädigt damit durch judenfeindliche Haltung vornehmlich die anständigen, geduldigen, bildsamen Elemente des Judenthums, während Baron Schmock und Baron Shylock Unbill mit Unbill, Niedertracht mit Niedertracht abzuwehren wissen. Nun und nimmer aber wird der von echter deutscher Gesinnung erfüllte Jude, ein domesticirter Deutscher, dessen Vorfahren seit länger als einem Jahrtausend auf deutschem Boden lebten, solcher Kränkungen halber von der ererbten Liebe zur Heimat seiner Urahnen, von der Dankespflicht für die Bildner seines Denkens und Fühlens lassen. Wohl möglich, daß, zumal unter der Wirkung von Mischehen, die Emancipation mehr und mehr ein Absterben des specifisch jüdischen Wesens herbeiführt. Nicht minder möglich, daß ein neuer Vorkämpfer der beengten und bedrängten armen und kleinen Juden vom Schlage Gabriel Riesser's, dieses auch nach Treitschke's Zeugniß edlen, vaterländisch gesinnten Mannes, selbst verhärteten Judenfeinden die Wahrheit vor Augen stellt, daß es nicht eine, sondern eine ganze Reihe von Judenfragen giebt, die jede für sich betrachtet und behandelt werden wollen. Dazu aber ist vor allem — wie im Briefwechsel zwischen Riesser und seinem bedeutenden Freunde, dem Göttinger Mathematiker Professor Moriz Stern — nothwendig, daß muthige, rechtliche Juden (die deshalb noch lange nicht jüdische Antisemiten sein oder werden müssen) nach gutem alten Propheten-, d. h. Sitten-

richterbrauch doch auch auf offenem Markte sagen, was sie aus falscher Rücksicht sonst meist nur unter vier Augen sich bekennen: wo es überall faul ist in dem bereits vorhandenen Judenstaat auf deutscher Erde. In Oesterreich zumal haben einige liberale Zeitungen so viel Unheil angerichtet durch maß- und kritiklose Parteinahme beinahe für jeden Juden, der sich ihrem Protectorate unterwarf, daß mich nur die Geduld der Leser gewundert hat, die sich jahrelang von manchen Leitartikelschreibern bald im Psalmen-, bald im Klageliederton vorwinseln ließen: der Antisemitismus sei die Walze der Weltpolitik, der Judenhaß (der nach meiner Erfahrung ebensowohl das Kennzeichen der größten Verworfenheit, wie des reinsten Idealismus sein kann) sei in jedem Falle ganz grundlos und der niedergehende Handwerker-, der furchtbar ringende Bauernstand sei durch papierene Wahlprogramme liberaler Capitalisten abzuspeisen. Solcher phrasenreichen, verblendeten Hoffart gegenüber haben Demagogen vom Schlage unserer Wiener Judenfresser leichtes Spiel. Sie und ihresgleichen werden auch das gedankenarme, an Thorheiten reiche Project des Herrn Herzl, die Begründung einer jüdischen Schweiz auf Actien, als ergiebiges Arsenal ausbeuten. Trotz alledem aber werden wahrhaft vorschauende und vordenkende Köpfe, wie der „jenseits von Liberalismus und Antisemitismus" stehende Eugen v. Philippovich, nach meiner unerschütterlichen Meinung noch zur Geltung kommen mit der rechten, unerläßlichen Socialreform für Christen und Juden.

Wien, am Geburtstag von Berthold Auerbach.

Trutzjuden.

Die Nation. 21. August 1897.

'S war Einer, dem's zu Herzen ging . .

I.

Vom 29. bis 31. August d. J. soll in Basel ein Zionistencongreß stattfinden. Die Begrüßungsrede wird Herr Dr. Theodor Herzl halten, der Verfasser des Versuches einer „modernen Lösung der Judenfrage: Der Judenstaat" — einer Broschüre, über die vorläufig die Urtheile soweit auseinander gehen, daß die Buchhändleranzeige der vierten Auflage die Schrift schlankweg epochal nennt, indessen minder enthusiastischen Gemüthern, wie dem Referenten, in einer vor Jahr und Tag gedruckten Besprechung in der „Münchener Allgemeinen Zeitung",*) dieser Gründerprospect einer jüdischen Schweiz widerwärtiger erschien, als das roheste antisemitische Pamphlet. Ueber die allgemeine Lage des Judenthums gedenkt sodann als neuester Wortführer einer Judaea irredenta Herr Dr. Max Nordau sich zu verbreiten. Weitere Referate besorgen der Autor der „Jüdischen Moderne", Herr Dr. N. Birnbaum, u. A.; ein Kölner Rechtsanwalt soll die zionistische Organisation, ein Wiener Arzt die Colonisation Palästinas, ein Dritter die neuhebräische Literatur behandeln. Wohlgemerkt: Alle gewillt und verbunden, vorbehalt- und widerspruchslos für

*) Vgl. den vorangehenden Aufsatz: „Der Gründerprospect einer jüdischen Schweiz."

den Zionismus einzutreten, den sein Hauptapostel kürzlich epigrammatisch als „das Judenthum unterwegs“ bezeichnete, während ihn Unsereiner nur für das Judenthum auf dem Holzweg hält. Contraredner kommen gar nicht zu Wort. Zeuge dessen § 2 der jüngst veröffentlichten Geschäftsordnung:

„Mitglied des Congresses kann Jeder werden, dessen bis 15. August erfolgte Anmeldung von der vorbereitenden Commission genehmigt worden ist, und der sich mit dem allgemeinen Programm des Zionismus — Schaffung(!) einer völkerrechtlich gesicherten Heimstätte für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimiliren können oder wollen — ausdrücklich einverstanden erklärt.“

Nach dem Wortlaute dieser Bestimmung dürften ohne weiteres die schlimmsten bisherigen Feinde des Judenthumes, Antisemiten aller Grade und Lande, Zulaß heischen: denn größeren Erfolg ihrer Bestrebungen, als das unbedingte Zugeständniß der Assimilationsunfähigkeit der Juden und des freiwilligen Abzuges derselben aus den gegenwärtigen, verfassungsmäßig und staatsgrundgesetzlich geschützten Wohnsitzen hätten sie schwerlich zu erwarten.

Ausgeschlossen erscheinen laut § 2 dagegen alle jüdischen und nichtjüdischen Parteigänger mähliger Verschmelzung des jüdischen Elementes mit den Völkerschaften des Wahlvaterlandes, d. h. bis zur Stunde die überwältigende Mehrheit aller abendländischen Juden, die ansehnlichsten Fürsprecher gesetzlicher Ordnung unter ihren christlichen Mitbürgern und Regenten. Fernbleiben werden der zionistischen Heerschau gleicherweise die officiellen Würdenträger der jüdischen Cultusgemeinde: so hat zunächst am 14. Juni 1897 die Verwaltung der israelitischen Cultusgemeinde in München förmliche Verwahrung eingelegt gegen die ursprünglich für die bayerische Hauptstadt geplante Abhaltung des Zionistencongresses; so hat weiter der Wiener Oberrabiner in seiner Flugschrift „Nationaljudenthum“ und der geschäftsführende Vorstand des Rabbinerverbandes in Deutschland jede Gemeinschaft mit Lehren und Zielen des Zionismus abgelehnt. In dieser Erklärung heißt es:

„1. Die Bestrebungen sogenannter Zionisten, in Palästina einen jüdisch-nationalen Staat zu gründen, widersprechen den messianischen Verheißungen des Judenthums, wie sie in der heiligen Schrift und den späteren Religionsquellen enthalten sind. 2. Das Judenthum verpflichtet seine Bekenner, dem Vaterlande, dem sie angehören, mit aller Hingebung zu dienen und dessen nationale Interessen mit ganzem Herzen und mit allen Kräften zu fördern. 3. Mit dieser Verpflichtung stehen aber nicht im Widerspruche jene edlen Bestrebungen, welche auf die Colonisation Palästinas durch jüdische Ackerbauer abzielen, weil sie zur Gründung eines nationalen Staates keinerlei Beziehungen haben. — Religion und Vaterlandsliebe legen uns daher in gleicher Weise die Pflicht auf, Alle, denen das Wohl des Judenthums am Herzen liegt, zu bitten, daß sie sich von den vorerwähnten zionistischen Bestrebungen und ganz besonders von dem trotz aller Abmahnungen noch immer geplanten Congreß fernhalten."

Nicht anders als diese Theologen urtheilte, gleich nach dem ersten Vorstoße der Zionisten, ein so freidenkender, maßvoller Mann, wie Theodor Gomperz, der die ganze Bewegung als ziel- und aussichtslos abthat. Angesichts dieser geschlossenen Gegnerschaft ausschlaggebender jüdischer und nichtjüdischer Kreise wird der prahlerisch als bedeutungsvolles Ereigniß in der Geschichte der Juden angekündigte Baseler Congreß in der Welthistorie voraussichtlich eine etwas kleinere Episode bilden, als das Baseler Concil heillosen Angedenkens. Das Schisma unserer jüngsten Trutzjuden wird nicht einmal zu den Tagen und Jahren der Deutsch- oder Altkatholiken kommen. Und die Partei der zionistischen Ultra-Marin-Juden dürfte an Erfolg und Einfluß niemals die ultramontanen Katholiken erreichen. Ihr Baseler Kränzchen vermag also dem Häuflein Stockjuden, die alles Heil von Jerusalem erwarten, nichts zu nützen, wohl aber die Kreise derjenigen zu stören, die auch im Zeitalter Bismarck's zum Zeitalter der Humanität, insbesondere zu Lessing sich bekennen, der aus Juden Menschen warb. Theoretiker und Praktiker aus der Schule Nathan's und Wilhelm von Humboldt's finden auf dem Zionistencongreß nach § 2 seiner Geschäftsordnung unabweislich weder Sitz noch Stimme. Trotzdem, oder eben darum können und werden nur die Getreuen dieser mächtigen Vordenker innerlicher und äußerlicher Judenbefreiung den mehr

als hundertjährigen Emancipationskampf ausfechten, der nicht erst mit Mendelssohn und dem großen napoleonischen Sanhedrin begann und mit Gabriel Riesser und dem Berliner Congreß noch lange nicht endete. An Bundesgenossen und Gegnern wird es ihnen, wie in der Vergangenheit, auch in Gegenwart und Zukunft nicht fehlen, solange sie bedacht und gerecht ihre gute Sache führen. Im Geiste und im Dienste dieser Ehren- und Herzenspflicht müssen sie und ihre christlichen Gesinnungsgenossen — wie zuvor gegen gehässige Antisemiten — sich nun auch zur Wehre setzen wider die schlimmsten Antisemitenknechte. Denn das und nichts anderes sind die heutigen sogenannten Zionisten, tolle Hetzjuden, wie sie tolle Judenhetzen züchteten und naturgemäß züchten mußten.

II.

Die Härte dieses Ausspruches kann niemanden überraschen, der die Geduldprobe kritischer Musterung der einschlägigen Literatur bestanden hat. Außer dem „Judenstaat" Herzl's kommt da ein Wochenblatt in Betracht, das seit 4. Juni d. J. in Wien erscheint und den Namen „Die Welt" führt. Mit völlig unzureichendem Grunde, wie der erste Blick auf die Titelvignette lehrt: zwischen dem Artikel „Die" und dem Hauptwort „Welt" ist das Pentagramma, der Schild David's, eingezeichnet, in dessen Mitte ein Landkärtchen die Namen Palästina und Jerusalem aufweist. Der judäocentrische Standpunkt der Zionisten kann nicht bündiger und naiver illustrirt werden: der Erdkreis eingeengt auf das bißchen Palästina — das ist eine Welt, das ist Deine Welt. Alle Heimsuchung der Juden stammt nach den Zionisten nur aus ihrer Zerstreuung. Alle Erlösung wird darum nur die Verwirklichung der zionistischen Auswandererphantasien bringen. Deshalb heißt es vor allem den alten Hetz- und Hohnruf Hep Hep — H(ierosolyma) E(st) P(erdita) — in sein Gegentheil verkehren. Das „Wie" dieser Erfüllung messianischer Verheißungen stellt sich der Autor des „Judenstaates" folgendermaßen vor:

„Wenn Se. Majestät der Sultan uns Palästina gäbe, könnten wir uns dafür anheischig machen, die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln“ („Judenstaat“ 29). „Der neue Judenstaat muß anständig gegründet werden (l. c. 77).“ „Die Milliarde müßte voll eingezahlt werden, sonst kann man nicht anfangen (l. c. 51).“ „So kann es eine in der Geschichte beispiellose Form der Landnahme und Staatgründung werden, mit bisher nicht dagewesenen Chancen des Gelingens (l. c. S. 73).“

Jeder Commentar dieser lapidaren Sätze wäre Entweihung ihres monumentalen Humors. Daß ein fünfsinniger Mensch solche Thesen aufstellt und ernsthaft vertheidigt, deutet auf seine Zugehörigkeit zum niemals aussterbenden Geschlecht unbelehrbarer, unbekehrbarer Projectenmacher. Die bösesten thatsächlichen Widerlegungen verhärten Planschmiede seines Schlages, statt sie zur Einkehr zu bewegen: Zeuge dessen Herzl's 1897er Zornausbruch wider dieselben Seelsorger, die er 1896 als die geborenen und gekorenen Schutzgeister seines Judenstaates ausrief:

„Wir werden vornehmlich an die Mitwirkung unserer Seelsorger appelliren. Jede Gruppe hat ihren Rabbiner, der mit seiner Gemeinde geht. Alle gruppiren sich zwanglos. Die Ortsgruppe bildet sich um den Rabbiner herum. So viele Rabbiner, so viele Ortsgruppen. Die Rabbiner werden uns auch zuerst verstehen, sich zuerst für die Sache begeistern und von der Kanzel herab die Anderen begeistern (Judenstaat S. 57).“

Und als ein Jahr später genau das Gegentheil dieser Prophezeiung eintritt, als Landes- und Großrabbiner in Deutschland, Oesterreich, England, Amerika von der Kanzel und in der Presse vom Zionismus abrathen, wettert der allerdings grimmig Enttäuschte wider die „Protestrabbiner“ („Die Welt“ Nr. 7 vom 16. Juli 1897), deren Verhalten er ein ungeheuerliches schilt:

Will einer von der jüdischen Nation, aus der er stammt, sich wegwenden und zu einem anderen Volke übergehen, so mag er es nur thun. Wir Zionisten werden ihn nicht aufhalten. Nur ist er ein Fremder für uns. (!) Seine neuen Volksangelegenheiten kümmern uns nicht näher, aber auch ihn nicht die unserigen (!!). Er hat bei uns nichts dreinzureden, und wenn er klug ist, wird er es auch gar nicht versuchen, denn es kann ihn bei Teutonen, Galliern, Angelsachsen nur verdächtig machen, wenn er sich um innere(?) jüdische Sachen kümmert. Will er für seine assimilatorische Lösung

der Judenfrage Genossen werben, so ist dazu das beste Mittel, daß er zeige, wie gut man ihn aufnimmt, wie wohl man ihn anerkennt, wie wohl er sich befindet. Aber dem Judenthum angehören, das Judenthum sozusagen berufsmäßig ausüben und es gleichzeitig bekämpfen, das ist etwas, wogegen sich jedes rechtliche Gefühl auflehnen muß. . . . Max Nordau hat diesen Typus bereits (Nr. 2 der „Welt" vom 11. Juni 1897: Ein Tempelstreit) mit einem Worte gebrandmarkt, das bleiben wird: es sind die Leute, die in sicherem Boot sitzen und den Ertrinkenden, die sich an den Bootrand klammern möchten, mit dem Ruder auf die Köpfe schlagen möchten.

Jüdische Seelsorger, die vor dem Zionismus warnen, beschuldigt diese blindwüthige Anklage deshalb und deshalb allein, „daß sie dem Judenthume angehören, das Judenthum sozusagen berufsmäßig ausüben und es gleichzeitig bekämpfen". Deutsche Juden wiederum, die — gleich ehrlich germanisirten Slaven und Romanen — als gute Deutsche sich fühlen und bekennen, trifft der Bannstrahl der Zionisten als „Fremdlinge". Ja, haben die Herren denn niemals davon gehört, daß die Fragen, um die hier gehadert wird, vor drei Menschenaltern vom ersten Napoleon einer zahlreichen, zum Theile aus Rabbinern bestehenden Versammlung von Deputirten der Juden des Kaiserreiches vorgelegt wurde? Haben sie nie davon gelesen, daß die bedeutendsten der damaligen antwortlichen Erklärungen über das Verhältniß der Juden zum Staat später durch eine Versammlung von Schriftgelehrten — einen Sanhedrin — bestätigt und in Beschlüsse verwandelt worden sind, die für die Juden die Kraft religiöser Gebote haben? und ist ihnen völlig unbekannt, daß einer der redlichsten Deutschen unseres Jahrhunderts, der Jude Gabriel Riesser, bereit war, jene Erklärungen eines wirklich berufenen, folgenreichen Congresses zur Lösung der Judenfrage dem deutschen Vaterlande gegenüber von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu unterschreiben? Die Bedeutung jener Beschlüsse für die Befreiung der Ghettojuden hat so grundverschiedenen Geistern, wie dem evangelisch toleranten rheinländischen Hausfreund, J. P. Hebel, und einem Freidenker, wie Georg Brandes, gleicherweise eingeleuchtet. Unsere heutigen

Zionisten freilich werden durch die entscheidenden Bekenntnisse jener napoleonischen Notabeln nur vor die Wahl gestellt, sich, wie es im alten Civilproceß heißt, das ewige Stillschweigen auferlegen zu lassen oder auch diese wahren Wohlthäter der hart bedrängten europäischen Judenschaft als Abtrünnige und Fremdlinge in Acht und Aberacht zu thun.

„Menschen, die ein Vaterland erwählt haben, die seit mehreren Jahrhunderten hier leben" — so heißt es in dem Beschlusse des Sanhedrin — „Menschen, die selbst unter der Herrschaft ihre bürgerliche Existenz beschränkender Gesetze solche Zuneigung für dieses Land fühlten, daß sie lieber auf den Genuß gewöhnlicher Rechte Verzicht leisten, als daraus weichen wollten — diese können sich in Frankreich wohl nur als Franzosen betrachten und die Verbindlichkeit, das Vaterland zu vertheidigen, ist ihnen eine so ehrenvolle, als kostbare Pflicht. Die Vaterlandsliebe ist unter den Juden ein so natürliches, lebendiges und ihrem religiösen Glauben so angemessenes Gefühl, daß ein französischer Jude sich in England, selbst in den Verhältnissen mit anderen Juden, als fremd betrachtet, und ein gleiches würde bei englischen Juden in Frankreich eintreten. So weit bestimmt sie dieses Gefühl, daß man in den letzten Kriegen öfter französische Juden gegen Juden aus feindlichen Ländern mit Erbitterung hat fechten gesehen."*)

Dies ABC des Patriotismus war die unerläßliche Voraussetzung der napoleonischen, wie jeder folgenden Judenemancipation. Und die Zionisten unserer Tage thäten gut, als ABC-Schützen in dieser Elementarschule politischer Erziehung der Juden buchstabiren zu lernen, bevor sie — durch den Mund des Herrn Dr. Max Nordau — der erstaunten „Welt" mittheilen:

Feindlich wird dem Zionismus nur eine Kategorie von Juden entgegentreten: die der Selbstlinge, die für sich irgend eine entfernte üble Folge der zionistischen Bewegung fürchten, die sich als Verachtete und Beschimpfte wohl fühlen und den Unzufriedenen, Ungeduldigen nicht verzeihen, daß sie eine Anstrengung wagen wollen, ohne auf das ruhige Behagen der Satten und Vergnügten Rücksicht zu nehmen.

---

*) Aus: Gesammelte Actenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich. Hamburg I 1807. Wiederholt in Gabriel Riesser's Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden 1831. Jetzt in den gesammelten Schriften von Gabriel Riesser 1867, Band II, 191.

Damit spielen die Zionisten ihren ersten und letzten Haupttrumpf aus: sie berufen sich auf die heutige Judennoth, der — ihres Erachtens — nur die Wundercur einer vollkommenen Verpflanzung aller Juden in vollkommen neue Verhältnisse abzuhelfen vermag. In gleicher Weise verkünden die Heißsporne der Katholikentage, daß alles Unheil der Erde nur aus der vaticanischen Gefangenschaft des heiligen Vaters herrühre und mit der Wiederaufrichtung des Kirchenstaates wie durch einen Theaterstreich weichen werde. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Katholiken, die sich zu solchen Meinungen bekennen, frommgläubig sind oder thun. Unseren Zionisten fehlt selbst dies einigende Band der übereinstimmenden Confession:

„Wir sind ein modernes Volk und wollen das modernste Volk werden. . . . Unsere Volksgemeinschaft ist ja eine eigenthümliche, einzige. Wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig. . . . Werden wir also am Ende eine Theokratie haben? Nein! Der Glaube hält uns zusammen, die Wissenschaft macht uns frei (?!). Wir werden daher theokratische Velleitäten unserer Geistlichen gar nicht aufkommen lassen. Wir werden sie in ihren Tempeln festzuhalten wissen, wie wir unser Berufsheer in den Kasernen festhalten werden. . . . Jeder ist in seinem Bekenntniß oder in seinem Unglauben so frei und unbeschränkt, wie in seiner — das Wort steht wirklich auf S. 75 von Herzl's Judenstaat — Nationalität."

Ebenso versichert Herr Dr. Nordau:

„Der Zionismus hat nicht das Geringste mit der Theologie zu thun. Es ist keine religiöse Bewegung, sondern eine politische, wirthschaftliche, sittengeschichtliche und sociologische. Wenn die Juden vom Wunsche entflammt sind, ein neues Zionsreich aufzurichten, so schöpfen sie die Bewegung dazu weder aus der Thora, noch aus der Mischna, sondern aus der Noth der Zeit, aus ihren unmittelbaren Gefühlen, aus ihrem Entschlusse, die ihnen inmitten der Völker bereitete Lage nicht länger zu ertragen. Der Name Zion hat sich nicht aus religiösen, sondern aus geschichtlichen Gründen aufgedrängt. Er erzeugt das zionistische Verlangen nicht, er rechtfertigt es nicht, er weist ihm nur eine bestimmte Richtung, er fügt ihm durch die Erinnerung, die er erweckt, eine mächtige dynamogene Emotion(!!) hinzu und dies ist noch immer eine sehr große Rolle; eine religiöse Rolle ist es nicht."

In schlichtes Deutsch übertragen, bekräftigen diese schwulstigen Redereien unsere frühere Behauptung: nur die

Judenhetze hat die Hetzjuden erzeugt. Der Zionismus ist der Rückschlag des Antisemitismus. Der Eine des Andern werth in seiner sinnlosen Einseitigkeit und verblendeten Ungerechtigkeit.

III.

So arbeiten die Zionisten, wie jede extreme Partei, mit maßlosen Uebertreibungen. Je länger die Juden in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen verharren, desto elementarer wird, nach ihren Manifesten, der Antisemitismus um sich greifen, desto unwiderstehlicher werden die Angegriffenen zu den Umsturzparteien hingedrängt. „Beispiellos ist“ — nach der Meinung der „Welt“, schon — „die heutige Lage der Juden.“

Nun, beispiellos ist in der Geschichte der Juden, nach ihrem mit Blut und Thränen besiegelten mittelalterlichen Martyrium, nicht leicht die traurigste Erfahrung, die bitterste Kränkung. Beispiellos ist in den Annalen der Judenschaft ebenso wenig der in jedem Jahrhundert neu erklingende, bisher stets zum Unheil bethörter Massen ausschlagende Lockruf mancher gutgläubiger schellenlauter Thoren und zahlloser falscher Messiase. Beispiellos in den Erlebnissen der Judenschaft war am ehesten noch der Bürgermuth, mit dem ein Charakter von der Lauterkeit, Beharrlichkeit und dem Rechtssinn eines Riesser Shylock's Wort „Dulden ist das Erbtheil unseres Stammes“ zu Schanden gemacht und vorbildlich gezeigt hat, durch welche Lebensführung die verbissensten Judenhasser entwaffnet, durch welche Taktik der Widerstand gegnerischer Gewalten im Volk, in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Staatsverwaltung geduldig und ausdauernd besänftigt und endlich gebrochen werden kann. Einfacher als diese mühselige Bekehrung voreingenommener Gegner durch das lebendige Beispiel rechter Bürgertugend, bequemer als solche systematische Erziehung und Weiterbildung zu politischer Geltung ist es freilich, die ohnedies gereizten Leidenschaften aufzustacheln und grundsätzlich alles zu verschweigen, was — von Lessing bis auf

Wilhelm von Humboldt und die Gegenwart — deutsche Größen zum Segen und Nutzen deutscher Juden gedacht und gesagt, gelehrt und gewirkt haben. Absichtlich oder gedankenlos stoßen die Zionisten diese selbstlosen, überlegenen Zeugen für die Reception der Juden, die großen Lehrer und Bildner aller Geschlechter, vor den Kopf. Gilt es doch, immer wieder in unwahren Verallgemeinerungen zu versichern: „Die Judennoth ist überall vorhanden; überall geht es auf dasselbe hinaus und es läßt sich im classischen Berliner Rufe zusammenfassen: Juden 'raus! In Rußland werden — nach den Erörterungen des Judenstaates — Judendörfer gebrandschatzt, in Rumänien erschlägt man ein paar Menschen, in Deutschland prügelt man sie gelegentlich durch, in Oesterreich terrorisiren die Antisemiten das ganze öffentliche Leben, in Algerien treten Wander-Hetzprediger auf, in Paris knöpft sich die sogenannte bessere Gesellschaft zu, die Cercles schließen sich gegen die Juden ab." „Was die tiefen Massen des Judenthums jetzt in Bewegung setzt — so orakelt Herr Nordau in der „Welt" — das ist die vis a tergo, die ich grimmig mit Fußtritt ans Rückenende übersetze, das ist die Verfolgung im Lande ihrer Geburt." Und beispielmäßig belegt werden diese Sätze in den Wochenchroniken der „Welt".

Mit pedantischer Schadenfreude werden da grobe Mißhandlungen und kleine Neckereien der Juden aller Zonen und Zungen gebucht. Galizische und algerische, persische und und russische Greuel, nordamerikanisches und finnländisches Judenelend; die Verurtheilung eines Münchener Antisemiten zu 20 Mark Geldstrafe, weil er in einem Winkelblättchen ein Wanzenmittel zur Vertilgung der Juden begehrte, und die Roheit deutschböhmischer Turner, die einen liberalen Turnverein bei einem Aufzug mit einem Knoblauchkranz bewarfen — Gewaltthaten und Bubenstreiche werden mit gleicher Breite vorgetragen, bis Nr. 8 dieser Jammerberichte unerschütterlich ernst in dem Wehruf gipfelt: „in dieser Woche war nirgends ein größerer Exceß zu verzeichnen."

Den Grundbaß dieser Lamentationen bildet die einförmige Weise: extra Hierosolymam non est vita. So lang die Juden nicht auswandern, werden sie erst gespießt und dann gehangen, dann gepfählt auf langen Stangen. Ihr „flottantes Menschenmaterial" muß sich zu den äußersten Umsturzparteien hindrängen lassen. Aber im socialdemokratischen Lager werden ihnen nach der Meinung der „Welt" die Anfechtungen auf die Dauer auch nicht erspart bleiben, obschon oder weil in Deutschland ihr sozialistisches Bewußtsein „nicht der Ausfluß ihrer proletarisch-socialen, sondern ihrer rassenproletarisch-socialen Stellung ist." („Die Welt" Nr. 5, S. 4.) — Eine These, deren Verwogenheit die Kenner von Lassalle's und Karl Marx' Lehrmeinungen über das Judenthum nur humoristisch gemuthen kann. Kurzum: ihr erster und letzter Ausweg bleibt der Zionismus. Auf dieser Fährte verfolgen die zeitgeschichtlichen Betrachtungen der „Welt" einen doppelten Zweck. Vorerst sollen sie die Judenschaft durch Spott und Hohn von allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten ab- und immer wieder auf ihre höchstpersönlichen besonderen Judenschmerzen hinlenken. Ein Musterstück der Art verblüffte selbst mich, der doch auf ausgiebige Pröbchen gefaßt war, in Nr. 2 der „Welt":

„Die Judenschaft der deutschen Provinzen Oesterreichs ist in gewaltiger Aufregung, die unglückliche Judenschaft denkt nur an eines bei Tag und Nacht: an die Sprachenverordnung. Schrecklich! Man hat den Czechen im nationalen Streite Concessionen gemacht und die Teutonen raufen sich die Haare und die Juden ahmen mit anerkennenswerthem Talent dies löbliche Beispiel nach. Die Juden blicken nach dieser mimischen Glanzleistung auf dem Gebiete der Entrüstungskunst erwartungsvoll um sich — doch kein Bravo läßt sich vernehmen, kein da capo. Aber das genirt die Juden nicht. Sie halten trotzdem unentwegt fest an ihrer Aufregung. Natürlich, die Juden haben ja keine anderen Sorgen. Was bedeutet denn die am Horizonte Oesterreichs aufsteigende Ghettowolke, was bedeutet der ganze Jammer der im Elend verkommenden galizischen, rumänischen und russischen Brüder gegen die Sprachenverordnung?"

Daß die deutschböhmischen Juden in diesem Sprachenstreit sich ihrer eigenen Haut wehren, daß in diesem Kampfe auch die Magenfrage, die Besetzung zahlreicher Verwaltungs-

und Lehrämter, öffentlicher und privater Bestallungen, die Verkehrssprache im Handel und Wandel mitspielt, haben die Denker der „Welt“ offenbar vergessen. Sie beschäftigt die viel dringlichere Frage der neuhebräischen Literatur und der künftigen Staatssprache in Palästina: ein heikles Problem, sobald orientalische und occidentalische Juden, Zionisten aus slavischen, germanischen, römischen Landen zusammenströmen werden. Deshalb wollen wir sie in ihren wichtigen internen zionistischen Aufgaben nicht durch eindringende Würdigung der nicht ganz unbedeutenden geschichtlichen Vergangenheit der deutschjüdischen Wählerschaften Böhmens aufhalten.

All das ist Nebensache. In Wahrheit haben denn auch die Tendenzberichte der „Welt“ von den jüdischen Kriegsschauplätzen in Ost und West, in Nord und Süd noch andere, tieferliegende Gründe. Sie sollen den Juden ihre bisherigen Wohnsitze verekeln, und vor allem sonst etwa noch möglichen Abscheu erregen. In allen bisherigen Heimstätten der Juden ist's nach den giftigen Schilderungen zionistischer Gewährsmänner unleidlich. Rettung und Erlösung wird den galizischen Talliswebern und dem großstädtischen Gelehrtenproletariat, den Chassidim Rußlands und den Studentenverbindungen der Kadimah, Hasmonaea ꝛc. nicht eher blühen, als bis die Juden aller Länder ihren Wirthsvölkern kündigen und auf Grund der Zustimmung aller Großmächte unter der Suzeränetät des Sultans einen Musterstaat aufrichten, in dem der siebenstündige Arbeitstag allen Annehmlichkeiten der Fleischtöpfe Mizraims sich gatten wird („Der Judenstaat“ 38, 64). Bevor indessen die weiße Fahne mit sieben goldenen Sternen auf den Zinnen des „zionistischen Zion“ flattern wird, sind freilich noch allerhand Hindernisse zu nehmen. Herr Baron Gundakar von Suttner meint zwar — als Ehrengast der „Welt“ — in seinen „Gedanken zur Zionistenbewegung“ —: „Es gehöre dazu nur Geld, ungeheuer viel Geld und guter Wille, besonders der Wille, einig zu bleiben.“ Im Parteiblatt selbst liest man mitunter andere Dinge. So kann „Die Welt“ nicht verschweigen, daß sogar in dem Falle, daß die Geld-

mittel „zur anständigen Gründung“ des Judenstaates flüssig wären, nach dem Zeugniß von Anatole Leroy-Beaulieu bei einer allfälligen Auftheilung der Türkei vor allem Frankreich als sein Stück des Kuchens Syrien und Palästina verspeisen möchte. So muß „Die Welt“ ein andermal in einer Correspondenz aus Jerusalem zugeben, daß die dortige jüdische Bevölkerung — 20.000 bis 25.000 Seelen — fast durchweg von Almosengeldern lebt, um die „ein Wettkampf entsteht, der in der Regel in einen förmlichen Krieg ausartet, welcher nur Schmutz und Schande über Jerusalem bringt.“*) Freilich, auch diese schmählichen Zustände werden nach der Verheißung der Zionisten mit einem Zauberschlag sich ändern, sobald ihr perpetuum mobile — der Judenstaat, Marke Herzl-Nordau — functionirt. In den Ländern, aus denen die Juden fortziehen, haben sie nichts zu verlieren. Ihre Geschäfte, ihre fahrende und liegende Habe würden die Liquidatoren der Jewish Company gegen entsprechende Werthe in Palästina ablösen. Und das bißchen Staatsbürgerrecht, das — auch nach der gnädigen Meinung des „Judenstaates“ und der „Welt“ — den Juden dort, wo Gleichberechtigung verfassungsmäßig besteht, schlechterdings nicht mehr genommen werden soll und kann, ist nach der Ansicht der Zionisten werthlos, weil, nun weil „alle Völker uns hassen“. Seltsam! Ungefähr das Gleiche hat Moltke vom neuen Deutschen Reich gesagt, als er die Nothwendigkeit begründete, es 50 Jahre hindurch mit gesammelter Kraft zu vertheidigen. Wir hätten deshalb auch schüchtern angeregt, das in heißen Kämpfen eroberte, jetzt noch heißer umstrittene Gut der Emancipation mit allen Kräften festzuhalten und Vorurtheile abzuwehren, wie Nathan den Vorwurf des Tempelherrn, daß die Juden mit der Menschenmäkelei begonnen, entkräftet: „Verachtet mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Sind wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?“

---

*) „Die Chaluka“ (Die Welt Nr. 8, S. 7).

Die Zionisten denken anders — als richtige jüdische Chauvinisten chauvinistisch. Sie wünschen keine Verschmelzung, keine Ausgleichung, keine Berührung. Sie hoffen nur alles zu gewinnen durch Absonderung und Absperrung in einem jüdischen Ghettostaat. Dort wollen sie den Ansässigen das tausendjährige Reich bereiten und bescheeren. Am Jordan wird den Juden alle Wohlfahrt blühen und wenn sie von dort in die verlassenen Wohnsitze als Gäste geschäfts- oder studiumshalber ausfliegen, werden sie mit Jubel willkommen geheißen werden. Denn der Rückhalt eines eigenen Staatswesens schirmt vor jeder Anfechtung in der Fremde —: Zeuge dessen die Chinesen, die dadurch vor allen Fährlichlichkeiten in Amerika bewahrt bleiben. Oder nicht? Oder vielleicht nicht immer?!

Wunderlicherweise gibt es trotz alledem und alledem — wiederum nach einem Bekenntniß der „Welt" — blutwenig Zionisten in Deutschland: „von einer Volksbewegung, wie sie jetzt in Oesterreich beginnt (?), keine Spur, nicht einmal eine Studentenbewegung. Wenn man die Kugeln einer Rechenmaschine mit allen Namen deutschländischer bewußter Zionisten beschreiben wollte, es würden wahrscheinlich noch etwelche Kugeln unbeschrieben zurückbleiben." Dagegen mehren sich zum unverhohlenen Verdruß der „Welt" (Nr. 6, S. 12) unablässig die Mischehen. Warum auch nicht? Moses hat eine Midianiterin, Joseph eine Aegypterin heimgeführt, der große Sanhedrin hat zu Civilehen zwischen Juden und Christen mit süßsaurer Miene Ja gesagt und Rassenkreuzungen, Blutmischungen bringen wenigstens neue Varianten zu einem alten Thema: Quisque patimur manes suos.

Bleiben die deutschen Juden und Judenfreunde also nach wie vor harthörig gegen die Heilsbotschaften des Zionismus, so verschließen sie darum ihr Ohr nicht gegen die Hilferufe zahlloser bedrohter und verfolgter Juden in barbarischen Ländern. Nur fällt es den Sachkundigen nicht bei, alles Heil gerade oder gar nur von Zion zu erwarten. Alle Colonialpolitik ist ein Wagniß. Und wie bös es den

armen Juden erging, die auf Argentinien, als auf das angeblich neue gelobte Land, bauten, weiß jeder Zeitungsleser. Herr Herzl selbst hat noch 1896 Argentinien — für den Fall, daß Palästina nicht zu haben wäre — als möglichen Schauplatz des Judenstaates ins Auge gefaßt. 1897 mußte „Die Welt" zugeben, daß die Heuschreckenplage die „anständige Gründung" des Baron Hirsch gefährdet habe und die eben eintreffende Nr. 10 erzählt, daß der Präsident der Anglo-Jewish-Association, Claude S. Montefiore, diese Expedition als mißrathen und es demgemäß nicht als wünschenswerth bezeichnet habe, noch weiter russische Juden nach Argentinien zu senden. Philister unseres Schlages halten es nach solchen Enttäuschungen für räthlicher, vor allem Colonisationsversuche in Hirn und Herz hilfreicher Menschenkinder zu machen und alle Judenfragen nicht unter dem specifisch jüdischen, sondern unter allgemein giltigem Gesichtspunkte zu betrachten und zu behandeln. Wer wünscht, daß Christen ein Herz für die Judennoth haben, darf und muß ein Gleiches von Juden für die Christennoth verlangen. Und Massenelend, Auswandererpläne finden sich unseres Wissens auch in Kreisen, von denen die Wochenchroniken der „Welt" nichts zu sagen und zu klagen haben. Es gibt namenlos viel Jammer auf Erden, der gleiches und mitunter größeres Anrecht auf Beistand hat, als diejenige Judennoth, der vermeintlich und lediglich der Feuilleton-Judenstaat Palästina abhelfen könnte.

Hoffnungsfroher denkt der großbritannische Botschaftscaplan in Wien, Reverend William H. Hechler, über den Judenstaat. Der hochwürdige bibelfeste Herr beruft sich in Nr. 2 der „Welt" darauf, daß Gott das gelobte Land dem Abraham und seinen Kindern für immer gegeben habe. Nach der biblischen Chronologie wurde aber Isaak im Jahre 1894 auf 1893 vor Christus geboren und jetzt schreiben wir 1897 nach Christus,

„das aber auch 1893 oder 1894 sein kann, da in unseren Tagen kein Mensch mehr das genaue Geburtsjahr Christi bestimmen kann. Wir stehen also merkwürdigerweise heute in der Weltgeschichte nach

Christi Geburt gerade da, wo vor Christi Geburt Gott Abraham und seinen Nachkommen das ganze Land Kanaan auf ewig gab.... Dank diesem Zusammentreffen kann — nach Reverend Hechler — dies wunderbare 19. Jahrhundert der Elektricität und der Eisenbahnen, wo alles schnell geht, wie es die Entstehung des neuen Deutschen Reiches und anderer Reiche gesehen hat, zum Schlusse noch die Gründung des neuen Judenstaates erleben. Das gebe Gott!"

Die Zeichendeuter hätten also die Zionisten bereits für sich. Zum Judenstaat fehlen ihnen mithin einstweilen nur noch zwei Kleinigkeiten; der nöthige Staat und die erforderlichen Juden.

Ein Wiener Widmann-Abend.*)

Die Nation. — 1895. — Jahrgang XIII, Nr. 12.

Seit einigen Jahren besteht in Wien eine Literarische Gesellschaft, die ihren Mitgliedern nach Art des Berliner Vereines für Literatur eine Reihe von Bänden stiftet, deren Auswahl dem Vorstand vorbehalten bleibt. An das Erscheinen bemerkenswertherer Werke schließen sich Vortragsabende: so hielt 1894 Franz Brentano im Anschluß an Lorm's Buch, „Der grundlose Optimismus“ seine (seither bei Cotta erschienene) Rede „über die vier Phasen der Philosophie“; so theilte Lewinsky in diesem Kreise zum erstenmale Wilbrandt's Einleitung zu dessen gleichfalls von der literarischen Gesellschaft veröffentlichten Bühnenbearbeitung der Fausttrilogie mit. Der erste Abend des Winters 1895 galt dem neuesten Novellenbuch der Gesellschaft: Die Weltverbesserer und andere Geschichten von Joseph Victor Widmann. Ein Wiener Künstler las ein paar Stücke der feinen Sammlung; als Prologus wurde von Professor Karl v. Lützow, dem Obmann der literarischen Gesellschaft, der Schreiber dieser Zeilen zu Gaste geladen. Trotz meiner sehr mäßigen persönlichen Neigung für öffentliches Reden folgte ich dem freundlichen Rufe sofort aus alter Liebhaberei für J. V. Widmann, die ich (zuerst „Nation“, Jahrgang 1887, wiederholt in meinen biographischen Gängen: Deutsche und Franzosen 1895, S. 117 ff.) und seitdem fast für alle nachher erschienenen Schriften und Dichtungen, bald in der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“, bald in der „Nation“ zum Ausdrucke bringen durfte. Der Sorge, mich wiederholen zu müssen, wurde ich durch die freundschaftliche Gesinnung Widmann's überhoben, der mir auf meinen Wunsch zum erstenmale eingehendere, nur leider noch lange nicht genug eingehende Aufschlüsse über die Schicksale seines Vaters, eines früheren österreichischen Priesters, gab, die in einer Geschichte der deutschen Geistlichkeit eines Vergleiches mit verwandten Lebens-

*) Ansprache, gehalten am 3. December 1895 in der Wiener Literarischen Gesellschaft.

läufen, z. B. des bekanntlich gleichfalls aus der Kutte gesprungenen Vaters von Karl Mathy und der österreichischen Kreuzherrnpriester Charles Sealsfield-Postel und August Smetana, nicht unwerth erscheinen dürften. Der stoffliche Reiz dieser Begebenheiten rechtfertigt es vielleicht, wenn ich meine kurze Improvisation, wie zuvor einem engeren Hörer-, nun auch einem weiteren Leserkreise mittheile:

Meine Damen und Herren!

Der Ausschuß Ihrer literarischen Gesellschaft legt Ihnen als jüngste Gabe einen Band fröhlicher, sinnreicher Geschichten des deutsch-schweizerischen Dichters Joseph Victor Widmann in die Hand. Der anmuthige Erzähler bedarf keiner Einführung bei seinen Lesern: er ist selbst sein bester Gewährsmann, sein wirksamster Empfehlungsbrief und er würde, selbst wenn er in Ihrem Kreise überhaupt noch irgend eines Fürspruches benöthigen sollte, am allerwenigsten auf mein armes Wort zu warten haben. Vor länger als einem Jahrzehnt hat ihn die Universität Bern wegen seiner Verdienste um die deutsche Literatur der Schweiz zum Ehrendoctor erwählt; die besten Kenner seiner Landsmannschaft, Heinrich Kurz in Aarau für die Anfänge, für die Werke der Reifezeit Jakob Baechtold, haben seines Wirkens mit stets wachsendem Antheil gedacht; die ersten Schweizer Dichter seiner Tage, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Leuthold, haben ihn als Freund gegrüßt, als Genossen gelten lassen; die Jüngeren, wie Spitteler und Adolf Frey, lieben ihn als Führer und neidlosen Helfer. Nichts müßiger, als stammelnd wiederholen, was Vormänner dieses Schlages voll Mark und Nachdruck Widmann zu Lieb und zu Dank gesagt haben. Noch überflüssiger, Sie unmittelbar vor der Vorlesung Widmann'scher Historien und Humoresken in der mir zugemessenen knappen halben Stunde mit einer gestrengen, langwierigen oder gar langweiligen kritischen Erörterung über seine Stellung in der deutschen Literatur im Allgemeinen, über seine schweizerische Eigenart im Besonderen heimzusuchen. Meine heutige bescheidene Aufgabe beschränkt sich darauf, Ihnen den Heimatschein Widmann's vorzulegen. Unser Dichter, der in der heutigen Literatur

der Schweiz als Poet und Publicist in vorderster Reihe steht, ist ein Vollblut-Oesterreicher. Sein Vater war ein Wiener Kind, seine Mutter war ein Wiener Kind, er selbst ist vor 53 Jahren in Mähren zur Welt gekommen. Fast unmittelbar nach seiner Geburt wanderten die Eltern mit dem Knäblein in die Schweiz, wo der Junge zu einem gediegenen gelehrten Manne und ganzen Charakter gedieh; den Boden der österreichischen Heimat hat Widmann meines Wissens nur ein einzigesmal flüchtig berührt; er ist Eidgenosse geworden mit Leib und Seele. Längst zum Schweizer Bürger naturalisirt, offenbart er seine deutsch-österreichische Urnatur desto kräftiger, unverkennbar und unwiderstehlich, in dem Eigensten und Besten, was der Mensch besitzen und geben kann: in den bezeichnendsten Zügen seiner künstlerischen Schöpfungen. Als Meister des Gesanges, in seinen poetischen Erzählungen ist und bleibt Widmann ein echter Wiener Singvogel. Weshalb — so fragen Sie mit mir — mußte der sein Nest auf Schweizer Höhen bauen? Die Antwort auf diese Frage, die Vorgeschichte der Flucht und der Ehe seiner Eltern gäbe den Stoff zu einer Musternovelle, die niemand gemüthvoller und feiner erzählen könnte, als Widmann selbst: Zeuge dessen ein paar Blätter, die er, dem heutigen Abend zu Ehren, mir zu Gebote stellte. Sie werden mit mir bedauern, daß Widmann sich nicht bewegen ließ, selbst in Ihrer Mitte zu erscheinen, selbst von diesen denkwürdigen Abenteuern und Prüfungen der Seinigen zu berichten: Sie werden aber gleich mir diese Zurückhaltung des bescheidenen Dichters ehren, seine Scheu begreifen, mit der eigenen Person in der Oeffentlichkeit hervorzutreten; Sie werden sich endlich mit mir in dem Wunsch begegnen, daß Widmann zu guter Stunde seine inhaltvollen, nur allzu sparsamen Mittheilungen zu einer runden, reichen Künstler- und Klostergeschichte ausgestalten möge.

Ob und wann die Vorfahren Widmann's aus Süddeutschland nach Oesterreich einwanderten, ist ungewiß. Ein Wappenbrief aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, österreichischen Ursprunges, der die Versicherung ertheilt, der

zweite Löwe auf dem Helm „mit Lorbeer“ sei den Herren Widmann für bewiesene Tapferkeit im Felde gegen die Türken verliehen worden, ist vor ungefähr 12 Jahren, als er copirt werden sollte, durch Nachlässigkeit des betreffenden Malers in Verlust gerathen. Gewiß ist hingegen, daß die Großeltern Widmann's väterlicher- und mütterlicherseits Wiener Bürger waren. Der Großvater väterlicherseits war Baumeister; er soll die erste für fahrbares Geschütz passirbare Brücke über den Wienfluß gebaut haben; er starb früh (1823) in Folge einer Erkältung, die er sich bei den Bauten im Flusse geholt hatte. Die Witwe bezog eine bescheidene Staatspension, die jedoch nicht hingereicht hätte, den einzigen Sohn, den nachmaligen Vater unseres Dichters, studiren zu lassen, zumal noch zwei (seither längst verstorbene) Schwestern da waren. Daß aber der fähige Knabe studiren sollte, wurde von niemand geringerem befürwortet, als dem Tondichter Franz Schubert und namentlich von dessen Vater, dem Schullehrer, dessen Volksschule der Knabe besuchte. Franz Schubert half bekanntlich seinem Vater bisweilen in den Unterrichtsstunden aus; bei solchem Anlasse war er auf die wunderschöne Stimme des kleinen Widmann aufmerksam geworden. Der Junge durfte fortan in mancher von Schubert dirigirten Messe und in manchen Kirchenmusiken als Sängerknabe mitwirken. Franz Schubert war es auch, der auf sonstigen Musikunterricht des Kleinen drang, so daß Widmann senior ein sehr tüchtiger Violinspieler und später im Stift Heiligenkreuz Regenschori wurde. Als einfachste Lösung der Frage nach den Mitteln zu höheren Studien ergab sich nämlich die Wahl des geistlichen Berufes. Nach Absolvirung des Schottengymnasiums sollte sich Widmann der Theologie widmen und derart der für künftige Klostergeistliche ausgesetzten Stipendien theilhaftig werden. Am 1. April 1839 legte Widmann's Vater im genannten Cistercienserstift Profeß ab. Er war damals ein 23jähriger junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, hohem Wuchse und so stattlicher Haltung, daß die Wachen, weil sie ihn für einen Officier in Civil hielten, vor ihm zu präsentiren

pflegten. Er nahm den Klosternamen Bruder Otto an und ist im Katalog der seit dem Jahre 1134 mit Namen angeführten Geistlichen des Stiftes der 598ste. Neben seiner vorhin erwähnten Thätigkeit als Chordirigent war er seit 1840 hospitibus excipiendis praefectus (d. h. Gastmeister des Klosters) und Professor der Theologie. Diese letztere Stellung machte es ihm zur Pflicht, der Entwickelung seiner engeren Fachwissenschaft auch in deutschen Landen zu folgen. So kamen die Aushängebogen von Strauß' Leben Jesu in die Hände des jungen Priesters und brachten sein Gedankenleben in gewaltige Aufregung. Der Geist der Kritik und des Zweifels erwachte in ihm. Nächtelang irrte er in den Kreuzgängen, wo die Babenberger in ihren steinernen Grüften ruhen, ruhelos umher, von dem Wunsche getrieben, eine Lebensstellung zu erringen, die ihm die volle Freiheit des Forschens gewähren würde: ein Vorhaben, das freilich dazumal in Oesterreich zur ersten Voraussetzung Selbstverbannung aus der Heimat hatte. In jene Gährungszeit fiel seine Bekanntschaft mit Karoline Wimmer, der Tochter des Buchhändlers Wimmer, nachmals der Mutter unseres Dichters.

Der Buchhändler Franz Wimmer, verheiratet mit einer Verwandten unserer Karoline v. Pichler, war selbst ein wenig literarisch thätig; er versuchte sich in Kinderbüchern, gab Gegenstücke zu Christoph Schmid's Jugendschriften, mit denen er vornehmlich die weibliche Jugend zu bessern und bekehren vorhatte: „Die Orangenblüthen", „Wie Louise von Birkenstein zur Erkenntniß Gottes kam", „Das Mädchen von Algier", „Die gute Fridoline und die böse Dorothee", so lauten ein paar Titel der ebenso hochromantisch als streng katholisch gehaltenen Erzählungen Wimmer's, dessen Verlag später an Carl Gerold überging. Diese Erzählungen waren beinahe durchweg jungen Damen aus der höchsten Aristokratie von Wien und Oesterreich gewidmet, deren Eltern zum Dank wohl auch ihren Bücherbedarf aus der frommen Verlagshandlung von Franz Wimmer bezogen. Strenge Katholicität war Franz Wimmer eine so heilige

Sache, daß er auch bedeutende Geldsummen an kirchliche Schöpfungen wendete, und z. B. für einen Marienaltar in der Umgegend Wiens ein massiv silbernes Gitter stiftete. Gleichwohl verkehrten später, als seine schönen Töchter herangewachsen waren, auch Männer von sehr freier philosophischer Denkungsart gern im gastlichen Hause Wimmer's, so besonders der edle Ernst v. Feuchtersleben, ebenso Maler und Musiker. Am stolzesten war Widmann's nachmalige Mutter jederzeit mit Recht darauf, daß einst Beethoven sich für sie interessirt hatte. Er hielt sich in Mödling auf, wo auch die Familie Wimmer gewöhnlich ihren Sommeraufenthalt nahm. Die damals noch mit einem Garne nach Schmetterlingen jagende Karoline Wimmer war höchlich entrüstet über einen älteren Herrn, der ihr auf einer solchen Schmetterlingsjagd mit einem nicht sonderlich sauberen Taschentuche die schönsten Falter verscheuchte, so daß sie an jenem Morgen keinen einzigen fing. Im Aerger darüber redete sie ihn daraufhin an. Der seltsame Herr mit dem großen Kopf und den unruhigen Augen fragte dagegen, ob denn ein artiges Mädchen sich nicht anders zu beschäftigen wisse, als mit dem Morde armer Schmetterlinge. Ein Wort gab das andere. Das junge Mädchen wollte zeigen, daß es nicht die reine Barbarin sei und berichtete von ihrer Freude am Clavierspiel. Der fremde Herr wollte hören, was sie leiste? Er begleitete sie zunächst nur vor das einstöckige Haus, vor dem er stehen blieb, während Karoline oben bei offenem Fenster ihm etwas vorspielen sollte. Dies geschah. Das Mädchen phantasirte frei und plötzlich steht der fremde Herr hinter ihr, legt ihr die Hand auf das Lockenhaupt und spricht mit guten Worten sein Wohlgefallen aus. Die hinzukommende Mama erkennt zu ihrer höchsten Ueberraschung in dem Besucher Beethoven, der von da ab mit Karoline öfter auf Spaziergängen freundlich sprach, nachdem sie ihm zu Liebe auf fernere Schmetterlings- und sonstige Jagden verzichtet hatte. Einen selteneren Wundervogel, als Beethoven, hätte sie ja zeitlebens nicht mehr erhascht! Merkwürdigerweise hat Karoline Wimmer späterhin von ihrem Vater den Flügel zum Geschenke erhalten, der in

Beethoven's Sterbezimmer stand und, weil noch nicht bezahlt, an den Verfertiger, Hof-Fortepianomacher Graf in Wien, aus Beethoven's Nachlaß zurückwanderte. Dieser eigens für Beethoven, mit Bedacht auf seine Schwerhörigkeit, angefertigte Flügel war bis vor ungefähr 15 Jahren im Besitze unseres Dichters und steht nunmehr im Beethovenmuseum zu Bonn.

Die Musik, unsere urwienerische Kunst, war es denn auch, welche die Eltern Widmann's zusammenführte. Karoline Wimmer hatte mit Mutter und Schwester im Sommer 1841 einige Zimmer auf dem fürstlich Liechtenstein-schen Jagdschloß bei Sparbach eingeräumt erhalten, wohin die Herren von Heiligenkreuz zuweilen ihre Spaziergänge ausdehnten. Da gab es denn bald gemeinschaftliches Musiciren und dann zwischen den jungen Herzen ein anderes erwachendes Gefühl und den Gedanken, wie gut sie Beide fürs Leben zusammenpassen würden. Und nun ein kühner Entschluß des durch seine theologischen Zweifel von der römischen Kirche ohnehin geistig losgelösten Mannes. Auf Burg Wildegg in geschlossener Burgkapelle fand vor wenigen Zeugen eine Trauung der Liebenden statt, die nach damaligen österreichischen Gesetzen freilich ungesetzlich war, von beiden Theilen aber als Gewissensehe angesehen wurde. Einige Zeit nachher verließ Widmann das Kloster und wandte sich nach der Schweiz, um sich und den Seinen in fremdem Lande ein Heim zu schaffen, was mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden war und erst vier Jahre später gelang, als Widmann zum protestantischen Pfarrer der Stadtgemeinde Liestal bei Basel erwählt wurde. So kam es, daß unser Dichter noch in Oesterreich, in Nennowitz bei Brünn, am 20. Februar 1842, zur Welt kam: in dies stille Dorf hatte sich seine Mutter zurückgezogen, bis ihr die Verhältnisse in der Schweiz endlich die Vereinigung mit dem geliebten Gatten gestatteten. Wie mir Widmann schreibt, war das Verhältniß seines Vaters als Liestaler reformirter Pfarrer zu den Heiligenkreuzer Conventualen keineswegs ein feindseliges. Mit mehreren der einstigen Stiftsgenossen unter-

hielt er sogar bis zu seinem Tode einen freundlichen, wenn auch mitunter durch jahrelange Pausen unterbrochenen Briefwechsel. Hierauf vertrauend, besuchte der Sohn des einstigen Cisterciensermönches, unser Dichter Joseph Victor Widmann, vor wenigen Jahren gelegentlich einer Reise nach Wien mit seiner Frau Heiligenkreuz und sandte einem der ehrwürdigen Herren seine Visitkarte hinauf, während er bei dem bleiernen Brunnen wartete. Sehr bald erschien der alte Geistliche. Und als ihn Widmann mit den Worten anredete, er fühle wohl, daß er eigentlich gar nicht das Recht habe, an dieser Stätte zu existiren, fiel ihm der duldsame Priester ins Wort, indem er ihn und Widmann's Frau freundlich einlud, sich auf seine Zelle zu bemühen. Hier mußte Widmann dem einstigen Freunde des Pater Otto vom Tode des Vaters und sonst noch manches erzählen. Und dann führte der Geistliche unseren Doctor Joseph Victor Widmann in die Klosterbibliothek und wies auf ein Bücherbrett, wo der Dichter zu seinem Erstaunen seine bisher erschienenen Werke so ziemlich vollständig beisammen erblickte: zum Zeichen, daß das Kloster auch die Descendenz des einstigen Angehörigen dauernd im Auge behalten hatte.

Folgen wir diesem Beispiele; verweilen wir einen Augenblick vor der gewählten Büchersammlung, die Widmann's gedruckte Werke umschließt und prüfen wir sie ein wenig auf ihren geistigen Stammbaum, der ja in österreichischem Nährboden wurzelt. Wir finden da sieben Theaterstücke, denen sich der nächstens in Meiningen zur Aufführung gelangende, mit freier Benützung eines Motives von Boccaccio geschaffene, wohl auch im Burgtheater erscheinende Einacter „Der greise Paris", anschließen soll; ein Halbdutzend epische Erzählungen, die um die Wette romantische und biblische, welthistorische und idyllische Stoffe behandeln: Moses und Zipora; Der Wunderbrunnen von Js; Buddha; An den Menschen ein Wohlgefallen; Jung und Alt; ein Vierteldutzend Novellensammlungen: Gemüthliche Geschichten, Touristennovellen, schweizerische und italienische,

exotische und literarhistorische Stoffe; Reisehumoresken und Wanderstudien, Rector Müslin's italienische Reise und Spaziergänge in den Alpen, Stadt-, See- und Gebirgs-Veduten dies- und jenseits des Gotthard. Nehmen wir noch die geist- und arbeitreiche Thätigkeit Widmann's als Feuilletonredacteur des „Berner Bund" hinzu, seine Wirksamkeit als Literatur- und Theaterkritiker, in der er echt-wienerische journalistische Grazie mit gesunder schweizerischer Freimüthigkeit paart, dann kommen wir zu dem Ergebnisse, daß sich Widmann so ziemlich auf allen Gebieten der Poesie und Prosa mit gleicher Schöpferfreude, wenn auch nicht mit gleichem Schöpferglück, versucht hat. Epik und Dramatik, gebundene und ungebundene Rede hat er mit derselben Liebe und künstlerischen Sorgfalt gepflegt, in all seinen Werken die Gaben seiner Vorfahren erneuert und gesteigert. Die religiösen Ueberlieferungen seines Hauses, bald die patriarchalische Gläubigkeit des Großvaters, mehr noch die freisinnigen Anwandlungen des Vaters regen sich in Moses und Zipora; Arnold von Brescia und Buddha. Der Zug eines anderen Ahnherrn zur Jugendschriftstellerei entwickelt sich, lieblich verklärt, zu lauterer Kunstschönheit emporgehoben, in einer der reinsten und reifsten Dichtungen Widmann's, in dem Pfarrhausidyll: „An den Menschen ein Wohlgefallen", das mit Recht die horazische Widmung trägt: „Den Jungfrauen und Jünglingen gilt mein Lied", virginibus puerisque canto. Den unternehmenden Geist des Großvaters väterlicherseits, den in die Welt weit aussehenden, Land und Leute verknüpfenden Brückenbauer meinen wir wiederzuerkennen in dem wanderlustigen „Spaziergänger in den Alpen", der doch die Locomotive auf der Wengernalp herzlich willkommen heißt. Den waldfrohen Sinn des Bruders Otto von Heiligenkreuz grüßen wir wiederum in dem Naturfreund, der nur von seinem heißgeliebten, fürsorglich gepflegten Hündchen geleitet, jahraus, jahrein, Winter und Sommer, die heimlichsten Thalwege und Bergpfade im Umkreise von Bern abstreift mit jugendlich rüstiger Ausdauer und sie dann in oft und oft aufgelegten Reiseblättern schildert mit

einer Feinheit des Auges und der Feder, einem leisen, schalkhaften Humor, einer Höflichkeit des Herzens, die Widmann dicht neben Ludwig Steub und seine lyrischen Reisen stellt. Die Musikliebe seiner Eltern lebt neu auf in dem Meisterorganisten von Liestal, der zu guter Stunde Hermann Goetz in der „Bezähmten Widerspänstigen" eines der bestgedachten und -gemachten Textbücher zu Gebote stellte. Die Begegnung seiner Mutter mit Beethoven findet ihr Gegenstück in Widmann's Freundschaft für Johannes Brahms, der unseren Dichter nicht nur manchen Sommer in dessen Landhaus am Thuner See aufsucht, sondern auch als treuen Wandergenossen auf Ausflügen nach Sicilien, hoffentlich auch noch einmal als Librettisten einer Brahms'schen Zukunftsoper sich gesellt.*)

Doch nicht nur in solchen Aeußerlichkeiten bekräftigt Widmann, daß er unter einem singenden, tanzenden Stern geboren. Wir grüßen den geborenen Rhythmiker, den Meister der Wiener volksmäßigen, in Franz Schubert's deutschen Tänzen gipfelnden Walzer- und Ländlermelodik, vor allem in den beflügelten Ottave Rime derjenigen Schöpfungen, die wohl die Krone von Widmann's gesammter dichterischer Thätigkeit bilden: seine poetischen und romantischen Erzählungen. „Der Wunderbrunnen von Is"; diese Dichtung voll Anmuth und Uebermuth, voll reizender Amoretten und schelmischer Grotesken, hat Widmann schon beim Erscheinen, vor fast einem Vierteljahrhundert, Meisterrecht erobert unter den muntersten modernen Jüngern ariostischer und wielandischer Kunstübung. Und nicht nur in Tagen überquellender Jugendlaune hat Widmann den weiten Ausritt gewagt ins alte, romantische Land. Zur Weihnacht vorigen Jahres überraschte er uns mit zwei Romanzen Jung und alt, die zum Frischesten und Geschmackvollsten gehören, was unsere neueste Dichtung, nicht nur Widmann, uns geschenkt. An diesen poetischen

*) Mittlerweile ist diese Hoffnung verschwunden. Vgl. Johannes Brahms in Erinnerungen. Von J. V. Widmann. Berlin 1898, S. 35 ff.

Erzählungen haben der Volksdichter Rosegger und der Schüler der Keller und Meyer, der feine Künstler Adolf Frey, sich gleicherweise erbaut; sie hätten auch Lessing's Saladin ergötzt, der stets ein Freund war „von Geschichtchen gut erzählt". Altes Gold altitalienischer Novellisten prägt Widmann in neue zierliche Schaumünzen um für Alle, die ein Herz haben für Jugend, Liebe und Spielmannslust. In Ernst und Scherz verdienen diese Romanzen den Lobspruch, den Widmann einmal Mozart'schen Sonaten angedeihen läßt: es sind schlanke, wie ein Palmbaum aus tiefem frischen Grunde aufsteigende Tonstücke, ohne Fehl, kerngesund auch da, wo es in Moll klagt und schluchzt. Im Vorspiel und im Abgesang, in Zwischenreden und in Künstlerparabasen sagt er dem Unfug und der Ueberhebung mancher Neu'sten lächelnd sehr ernste Wahrheiten: nirgends verletzend, immer voll Maß, Takt und Selbsterkenntniß:

Wir Alten auch, wir wollen uns bescheiden,
Will Poesie nun zu Euch Jungen geh'n,
Doch manchmal scheint es noch, sie könnt' uns leiden.
Wir winken fort sie: lächelnd bleibt sie steh'n.
Wie sie nun selbst noch zaudert, uns zu meiden,
Kann unversehens freilich es gescheh'n,
Daß *wir* auch unser Herz nicht streng bezwingen
Und aus dem Abschied wird ein neu Umschlingen.

Ein Fünfziger, der so vergnügt fortmusicirt und -jubilirt, nur zur eigensten Herzstärkung, jeden Augenblick bereit, ohne Groll überlegenen Sängern des nachwachsenden Geschlechtes Platz zu machen: ein solcher neidloser Spielmann bekannte sich auch sonst zu dem milden Ideal der meisten und besten deutschösterreichischen Dichter einer schwindenden Zeit: ihm, wie Grillparzer und Saar, wie Stifter und Marie Ebner steht nichts höher als „der Seele stiller Frieden". Zerrissenheit, Weltschmerz, bei wahrhaftigen Märtyrern der Kunst und Menschheit mit den tiefsten Quellen großer Gedanken und großer Gedichte, entwürdigt Widmann niemals zur Modemaske. Er kennt, er liebt und ehrt die Dichtung der Byron und Leopardi wie Wenige; er hat für

den alten Schopenhauer und den jungen Nietzsche zu Zeiten geredet, in denen sie noch nicht Feuilleton- und ästhetisches Theegeschwätz waren. Er selbst aber gab sich deswegen nie anders, weder milder noch größer, als er von Natur war. Trotz harter Leiden, die auch seinem Lebenslauf nicht erspart blieben, hat er sich stets zu den Heiteren und Hoffenden gestellt. Nur mit sanftem Humor neckt er Weltverbesserer, die, wie die Helden der Hauptgeschichte des neuen Bandes Ihrer Gesellschaft, in jugendlich stürmendem Ueberschwang unsere alte europäische Gesellschaft zu den Todten werfen und jenseits des Oceans unter den Rothhäuten das Utopien einer Pant-iso-kratie, d. h. einer friedlichen Culturanarchie, aufrichten wollen, in der niemand befehlen und niemand gehorchen soll. Widmann's Humoreske ist keine barocke Erfindung: sie knüpft an einen närrischen Jugendplan des englischen Dichters Coleridge an, von dem uns zuletzt unser trefflicher Landsmann, der heute an der Berliner Universität wirkende Tiroler Alois Brandl, erzählt hat. Die jungen britischen Poeten des vorigen Jahrhunderts, Southey, Coleridge und Genossen wurden von ihrer gefahrlosen Phantasterei durch eine rechtschaffene Verliebtheit befreit: statt eines niemals erreichbaren, kommenden, neuen messianischen Reiches begründen sie auf britischem Heimatboden einen eigenen Hausstand. Widmann schöpft aus dieser Ueberlieferung die gemüthlichsten Variationen über die naturgemäße Wandlung von heilloser unfruchtbarer Schwärmerei zu fruchtbarster heilsamer Prosa. Vor banausischem Preis des gemeinen Philisteriums bewahrt ihn und seine Leser der Weitblick seiner Moral, die durch den Mund des Raisonneurs der „Weltverbesserer", durch den vielgereisten Weltmann Hill, den jungen Leuten überzeugend ans Herz gelegt wird: mit Recht sei die Jugend radical, das Alter conservativ.

„Was müßte man aber von einer Jugend denken, die nicht lebendige Saat werden wollte in dem heiligen Boden des Vaterlandes, auf dem die Halme ihrer Väter und Vorväter geblüht und Frucht getragen haben? Von einer Jugend, die in unbekannte Fernen

wie vom Sturm erfaßte Spreu sich zerstreuen möchte? Man muß, wie ich, den größten Theil seines Lebens in einem anderen Lande zubringen, um zu wissen, was man am Vaterlande hat. Und weil ich dieses Vaterland liebe, darum spreche ich zu Ihnen: weihen Sie Ihre Jugendkräfte dem Fortschritte, dem so unendlichen Fortschritte und allen schönen Idealen im Heimatlande! Lassen Sie Ihre nach allerlei Freiheiten ringenden, der Scholle treu ergebenen Gesinnungsgenossen nicht im Stich, indem Sie Ihre guten Gedanken in Gott weiß welche fernen Wildnisse tragen, sondern verstehen Sie, daß gerade der Talentvollste ein Schuldner seines Landes ist, daß Ihre Mutter Sie ruft und dann am meisten ihrer Söhne bedarf, wenn sie selbst in Fiebern liegt oder in Armuth darbt."

Ich weiß nicht, ob in diesen Worten ein Nachhall der Familienschicksale Widmann's anklingt; zweifle auch nicht, daß er das unbestreitbare Nothrecht seiner Eltern, unerträglichen Zuständen in der Heimat durch Auswanderung sich zu entziehen, jederzeit voll gelten ließ. Die Wahrheit, die unser Dichter dem Moralisten der „Weltverbesserer" auf die Zunge legt, bleibt deshalb nicht weniger aufrecht für den treuen Patrioten der Schweiz, wie für den treuen Patrioten Oesterreichs. Reiner Seele haben Widmann Vater und Sohn die schwere Nöthigung, in der Fremde ein neues Heimatgefühl zu gewinnen und zu verdienen, bestanden. In ihrem Gemüth ist kein Hauch jener Hässigkeit und Bitterkeit aufgestiegen, der sonst wohl die Erinnerung selbst edelgearteter Emigranten umdunkelt. Wie tiefe Friedensmusik, geschöpft aus dem Innersten eines mit sich und der Welt versöhnten Weisen, tönt denn auch das Präludium zu einer anderen Geschichte Ihres neuesten Werkes „Die Hasen von Turfflingen":

„Der Pfarrer von Oberkirch saß am Sonntag Nachmittag in seinem Garten. Geneigter Leser! Schenke der Mittheilung dieser scheinbar unbedeutenden Thatsächlichkeit ein gewisses herzliches Interesse, denn es liegt viel Menschenglück in dem kleinen Satze! Das Glück ist ja auch eine Sache des Talentes. Wäre dort im Pfarrgarten von Oberkirch Lord Byron gesessen oder ein neuerer großer Dichter des Weltleides, so dürfte die grüne Gartenbank zwar später eine rühmende Inschrift erhalten haben, aber sie hätte vielleicht geseufzt unter den unruhigen Bewegungen eines Unzufriedenen. Der Pfarrer von Oberkirch war kein großer Mann, aber er besaß das Talent, glücklich zu sein."

Dies Talent ist seltener als man glauben soll, weil glücklich sein wohl geschieden sein will von bornirter Selbstgefälligkeit und satter Philistermoral. Wahrhaft glücklich sein ist eine Kunst, die angeboren wird; eine Kunst, die nur das Sonntagskind besitzt, das über alle Noth und Qual dieser Erde sich hinaushebt, Dank dem Gott im eigenen Busen; eine Kunst, die auch Widmann angeboren wurde mit seinem Altwiener Gemüth. In vielen, vielen seiner Schöpfungen weht uns Heimatluft entgegen und über mehr als ein Buch Widmann's könnte man das Leit- und Lebenswort setzen, das Grillparzer nicht nur für sich, das er für Bauernfeld, Saar, Raimund, Anzengruber, das er auch für die Musiker und Maler des Wienerwaldes, Franz Schubert und Moriz von Schwind, gefunden: „Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings beseh'n, so wirst Du, was ich bin und was ich schuf, versteh'n.“ Es giebt sicherlich Landschaften, die uns, wie der Meeresstrand oder die Gletscherwelt, mächtiger packen, die Phantasie gewaltiger bewegen, als der Rundblick vom Kahlenberg; es giebt gewiß auch Weltdichter, die uns, wie Goethe und Shakespeare, in ganz andere Höhen und Fernen fortreißen, als unsere deutschösterreichischen Poeten. Unser geheimstes Gefühl zieht uns darum doch immer wieder zu den Hängen des Wienerwaldes, zu den Dichtern unserer Heimat. Diesen Lieblingen unserer Landsmannschaft soll man getrost fortan unseren Widmann anreihen. Denn ich darf wohl schließen, wie ich begonnen: der naturalisirte Schweizer ist und bleibt eine urösterreichische Natur. In diesem Sinne ehren und feiern wir ihn heute als Colonisten des deutschösterreichischen Stammes in den Landen der Schweizer Eidgenossenschaft; in diesem Sinne lieben wir seine Dichtung als gesundes Kind einer gesunden Kreuzung österreichischen und schweizerischen Geistes.

* * *

Diese Worte waren gesprochen und gesetzt, bevor uns Widmann mit seiner jüngsten Dichtung eine willkommene

Weihnachtsüberraschung bescherte: 'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann (mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1896). Geist und Ton des Sanges äußert sich bezeichnend gleich in den Eingangsstrophen:

Mag sein, daß auf der ruhelosen Reise,
Die unser Erdenball so sanft vollbringt,
Er Wunden reichlich mehr als Wonnen weise
Dem Flammenauge, das die Welt durchdringt.
Mag sein, daß Moll die Harmonie der Sphären
(Die zwar kein irdisch Ohr vernommen hat),
Daß kurz die Freuden, lang die Leiden währen
Und alles Lebens Endspiel heißt: schachmatt.

Mag sein! Und dennoch giebt's zwei Elemente,
Aus denen sich ein Trank des Lebens braut,
Der nicht verzischt im sprudelnden Momente
Wie Sinnenlust, nein! sanft wie Nektar thaut
Ins Herz hinab und bleibendes Behagen
Dort schafft und heller Freude hohen Schwung.
Nur schäm' ich mich, die Namen Euch zu sagen
Der beiden Elemente: — dumm und jung.

Und echt widmannisch, wie dies Vorspiel, ist das Abenteuer 'Bin's: „Aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenroth." Sabinus, ein eben universitätsreif gewordener Pfarrersohn, verliebt sich, wie ein (germanischer) Halbbruder Cherubins, auf der Wanderschaft in jedes vorüberhuschende holde Frauenantlitz; gestern hat's ihm ein Backfisch angethan, den er vom Parkthor aus erblickte, als die Kleine Hirschjagd mit den Jungens gespielt; heute begeistert ihn auf der Hochzeit eines befreundeten Pastors eine stolze Patrizierin, die er in einem improvisirten poetischen Trinkspruche schwärmerisch preist und im Pfänderspiele küßt. Das Blut unseres (in des Wortes reinster Bedeutung) reinen Thoren wallt auf. Nächtens wirft sich der „Tumpe" auf seinem Lager Untreue gegen den Backfisch vor, den er nie gesprochen. Statt mit der Patrizierin, die ihn freundlich geladen, am nächsten Vormittag heimzufahren, macht er sich

vor Sonnenaufgang zu Fuß auf die Wanderung. Unterwegs von dem Wagen der großen Dame eingeholt, kann er ihrer wiederholten schalkhaften Aufforderung sich nicht weiter entziehen; er folgt ihr als Mittagsgast auf ihren stattlichen Herrensitz und findet dort als Dritte im Bunde die Tochter seiner Wirthin —: den Backfisch der ersten Reisebegegnung. Und hastig, wie 'Bin in die Anfänge dieser süßen, blinden Jugendeselei hineingestürmt, eilt er wieder davon: das Herz voll eingebildeter, ungeheuerer, tragischer Schicksale, schwelgend „in seinem lieben Leide".

Fast wie man's an Blondinen schon geseh'n,
Die sehr gefallen sich im Trauerkleide.
Und wir? — Wir schließen. Lassen so ihn steh'n.
Denn auf des Glückes Gipfel angekommen
Ist der, dem Weh zur Wonne nur verlieh'n,
Zu dem auf Thränen kommt herangeschwommen
Ein Lustgefilde schöner Phantasien....

Damit endet unser Idyll, lieblich, wie der im IV. Buch der Confessions so bezaubernd geschilderte Sommertag, den der junge Rousseau mit den Fräulein von Grafenried und Galley auf einer Landpartie verbrachte: halb Page, halb Gespiele; zuerst ihr Pferd am Zügel führend, hernach auf den Wunsch der Damen sich in den Sattel schwingend; dann ihr Tischgast, der im Obstgarten mit ihnen Kirschen pflückt: douze heures passées ensemble nous valaient des siècles de familiarité. Beseligt durch eine lebenslang nachwirkende reine Erinnerung, obwohl sich die Zufallskameraden dieses Ausfluges niemals wieder sehen sollten. Rousseau bekannte Jahrzehnte später:

„Meine Leser werden sicherlich meine galanten Abenteuer belächeln, die nach so viel Präliminarien den Gipfel der Verwegenheit in einem Handkusse erreichen. Und doch war ich in meiner Liebesempfindung vielleicht glücklicher, da meine Wonne mit diesem Handkusse abschloß, als Ihr in all Eueren Liebschaften, die wenigstens mit einem Handkusse beginnen, jemals sein werdet."

Ein Gleiches könnte Widmann spöttischen Weltkindern erwidern, die seinen 'Bin in seiner altväterischen Unbeholfen-

heit und rührenden Unerfahrenheit nicht begreifen sollten. Inmitten unserer modernsten aufregenden und aufgeregten Poesien nimmt sich unser 'Bin auf den ersten Blick freilich etwas befremdend aus; wir möchten auch den launigen, launig wirkenden Gesellen nicht überschätzen oder gar zu einer Gestalt von dauernder Bedeutung emporheben. Die Unbefangenheit und Frische, mit der Widmann unbeirrt durch Sturm und Drang seine guten, alten Wege wandelt, ruft uns nur eine kleine Künstleranekdote ins Gedächtniß. Im August 1869 gingen Ludwig Richter und Moriz von Schwind miteinander in die letzte Bilderausstellung. Richter gefielen nur ein paar Cartons von Steinle. „Sonst machte die Ausstellung den Eindruck einer babylonischen Sprachenverwirrung. Alle möglichen und unmöglichen Stilarten sind gesucht und erfunden." Schwind sagte: „Du hast nun die Ausstellungen in Mailand, Venedig und hier in München gesehen, sag', hast Du ein Bild gesehen, in dem man Jugend sah?" — „Leider nicht eines!" Ich maße mir keine Nutzanwendung dieses Urtheiles auf den ganzen Nachwuchs unserer deutschen Künstlerschaft an; ich weiß nur, daß die uralten Maler, wie Adolph Menzel und Rudolph Alt, gleich den alten Poeten vom Schlage Wilbrandt's, Heyse's und Widmann's im Herzen bis zur Stunde jung geblieben sind; mitunter jünger als unsere Jüngsten.

Literarische Chroniken für „Cosmopolis".

I. Neue deutsche Romane.

Januar 1896.

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit der Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthumes; ein neuer Staat, eine neue Gesellschaft, eine neue Kunst ist emporgewachsen; noch immer aber harren wir der Dichter, die sich ebenbürtig neben die Männer der That und der Wissenschaft, neben die Meister der Vergangenheit stellen könnten. Kein Prosaiker des letzten Vierteljahrhunderts kann sich an Witz und Wucht des Ausdruckes, an Shakespearischer Bilderkraft mit dem rede- und schreibgewaltigen Bismarck messen; kein junger Lyriker mit Uhland, Heine, Mörike wetteifern; kein Erzähler des neuen Geschlechtes gleicher Liebe der Nation sich berühmen, wie Scheffel und Reuter. Was von deutscher Kunst innerhalb dieses Zeitraumes erobernd über die Grenze drang, Schopenhauer und Richard Wagner, Helmholtz und Mommsen, stammt aus den Tagen, die der Begründung des Reiches weit vorausgehen, wenn es nicht etwa, wie Gerhart Hauptmann's „Weber", jenseits des Rheines vornehmlich als Rebellenstück willkommen geheißen wurde. Weil nun die Heimat neue weltbewegende Dichter zur Stunde versagt, vielleicht versagen muß — wie ja während der Kriege und Siege des ersten Napoleon die deutschen Classiker alle französischen Poeten unvergleichlich überglänzten — suchen unsere Jungen entscheidende Anregungen in der Fremde. So hat Sudermann vor wenigen Wochen auf dem

literarischen Congresse in Dresden unumwunden auf Ibsen, Tolstoi und Zola als die eigentlichen Lehrmeister seiner Generation hingewiesen. Welcher Meinung über die Wahl dieser Muster man auch sein mag, gewiß ist, daß diese strengen und überstrengen Richter ihrer Mitmenschen ihren deutschen Jüngern nicht zu geben vermochten, was ihnen selbst fehlte: innere Harmonie. Ganz im Geiste ihrer Vorbilder gingen unsere Neuerer mit grausamer Freude den Schäden und Schwächen unserer kranken Welt nach. Unbekümmert um die welthistorischen Vorgänge im Zeitalter Bismarck's, fernab von jedem Versuch oder Verdacht einer byzantinischen Literatur waren und blieben sie das böse Gewissen ihrer Landsleute. Bald gab es kein verborgenes oder offenes Laster der herrschenden Classen, kein kleines oder großes Leid unserer Arbeiter und Bauern, das uns nicht auf den Bühnen und in den Büchern deutscher Naturalisten heimgesucht hätte. Drama und Roman spielten sich auf das Wunderwerkzeug hinaus, von dem ein feiner Humorist geträumt und gescherzt hat: das Misèrophon. Wie der Appolonius in Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" hatten unsere Neuesten den Katzenjammer von den Räuschen, die sich Andere antranken. In Kunst und Leben sollte alles Faule und Falsche dem Wahren und Gesunden weichen: himmelanstrebende Wünsche, denen leider allzu wenig himmelanstrebende Werke folgten. Noch ist unter den Jungen bisher kein deutscher Balzac oder Dickens, geschweige ein Mann nach dem Herzen Herder's erstanden, der vor hundert Jahren in heute mehr denn je zuvor giltigen Worten dem Romane eine unabsehbare Entwickelung als neuestes, ewiges Kunstevangelium geweissagt hat:

Keine Gattung der Poesie ist von weiterem Umfange als der Roman; unter allen ist er auch der verschiedensten Bearbeitung fähig; denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller Künste, sondern auch die Poesie fast aller Gattungen und Arten in Prose. Was irgend den menschlichen Verstand und das Herz interessirt, Leidenschaft und Charakter, Gestalt und Gegend, Kunst und Weisheit, was möglich und denkbar ist, ja das Unmögliche selbst kann und darf in

einen Roman gebracht werden, sobald er unseren Verstand oder unser Herz interessirt. Die größten Disparaten läßt diese Dichtungsart zu, denn sie ist Poesie in Prose.

Mit diesem Maße, als „Poesie in Prose“ gemessen, würden unter tausend Romanen im Durchschnitte keine Zehn sich behaupten; glücklicherweise urtheilen nicht allein unsere Gewohnheitsleser, sondern die erlauchtesten Geister milder über die Unterhaltungsliteratur des Tages. Ein Kenner von der Strenge unseres David Friedrich Strauß konnte Vischer nicht verhehlen, daß er „in Absicht auf Romane der stoffartigste lebenslänglich 17jährige Leser von der Welt blieb“.*) Ein Gleiches bekannte Darwin, der allabendlich die jüngsten Moderomane als Sorgenbrecher segnete: Beide in diesem Punkte einer Meinung mit Schiller, der nach der Lectüre von Rétif de la Bretonne Goethe sagte: „Mir, der so wenig Gelegenheit hat von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren, hat ein solches Buch einen unschätzbaren Werth.“ Himmelskost, wie den Don Quixote, Tom Jones, Manon Lescaut, Werther und die Wahlverwandtschaften kann man nicht alle Tage verlangen; bescheiden wir uns deshalb zum regelmäßigen Zeitvertreib mit Hausmannskost, spüren wir mit Schiller in frisch und flott geschriebenen Alltagsgeschichten dem wirklichen Leben nach. Gerade daran fehlt's aber oft in Deutschland: wir haben viel zu viel „Bildungsromane“ und viel zu wenig geborene anspruchslose Erzähler vom Schlage Wilhelm Hauff's, Spindler's und Hackländer's; viel zu viel „denkende Autoren“ und viel zu wenig nüchterne, genaue Maler der wirklichen Zustände. Mit dieser scheinbar banausischen Ansicht befinden wir uns in bester Gesellschaft: Anfangs der Fünfzigerjahre schrieb die damalige Leiterin der Westminster Review, die englische Uebersetzerin von Strauß' „Leben Jesu“, George Elliott, ihres Erachtens gebühre die Palme des schlechten Romanes den Deutschen.

*) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn 1895, S. 265.

Ein Verdammungsurtheil, das Turgénjew, sonst ein treuer Verehrer deutscher Dichtung, im Wesentlichen billigte und einer unserer feinsten Kunstrichter, der nahe Freund von Karl Hillebrand und Hermann Grimm, Heinrich Homberger, in einer bedeutenden Studie über den realistischen Roman, dieser Gesinnungsgenossen unkundig, überlegen rechtfertigte.*) Unsere deutschen Romanschreiber, so erklärt er, sind mehr als einmal belesene, hochehrenwerthe, in ihrer Studirstube stets mit den höchsten Problemen und Mustern der Weltliteratur beschäftigte Priester ihrer Kunst. Sie besitzen Bildung, Begabung, Fleiß für Zehn und doch überzeugen die meisten ihrer Romane nicht. Die als Privatmänner so hochwürdigen Autoren kennen die wirkliche große Welt zu wenig. Gewiß, der deutsche Romanschreiber ist eine viel reichere gehaltvollere Persönlichkeit als ein ganzes Schock von Pariser Weltmännern, Weltdamen, Bohémiens und Loretten — von der Verschiedenheit des moralischen Werthes ganz zu geschweigen. Aber der Roman soll uns nicht nur die Innerlichkeit eines einzigen und sei es auch des tiefstangelegten Individuums vorführen, noch eine Thesis darthun und wäre sie die Essenz aller Weltweisheit. „Der Roman hat heute zu leisten, was das Drama auf seinem engen Brettergerüste nicht mehr völlig zu leisten vermag: der Natur den Spiegel vorzuhalten, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen." Dieser Forderung ist der Londoner und Pariser Roman bis auf die jüngste Zeit ganz anders gerecht geworden, als der Berliner und Wiener Zeitroman, der bis zur Stunde nicht einen Weltnamen aufzuweisen hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts sich nicht mit dem französischen und englischen Roman vergleichen darf: er hat nur grundverschiedenen Charakter. Was im deutschen Roman am lebensvollsten sich entfaltet hat, wurzelt

*) „Heinrich Homberger's Essays," herausgegeben von Ludwig Bamberger und Otto Gildemeister nach dem Tode des Verfassers (Berlin 1892, S. 67 ff.): ein lange nicht genug beachtetes und bekanntes Buch der Weisheit.

heute, wie bisher, nicht — wie bei Franzosen und Engländern — in der Reichshauptstadt, sondern in der Provinz. Jedes Land und jeder Stamm hat seinen besonderen Meister. Westphalen: Immermann; die Alemannen, Leute vom Oberrhein und Bodensee: Scheffel; Schwaben: Auerbach; Schlesien: Gustav Freytag; Mecklenburg: Reuter; die deutsche Schweiz: Gotthelf, Keller, Meyer; die Mark: Alexis und Fontane. Deutsch-Oesterreich: Saar, die Ebner, Emil Marriot; das Alpenland: Anzengruber und Rosegger. Das gilt für die Gegenwart wie für die Vergangenheit. Ein sehr bemerkenswerther agrarischer Tendenzroman, „Der Büttnerbauer" von Wilhelm v. Polenz (Berlin 1895), ist ostdeutsch und zwei der besten Weihnachtsbücher dieses Jahres „Effi Briest" von Theodor Fontane und „Božena" von Marie Ebner, sind in der traulichen Enge ihres Heimatgaues gediehen. Sehen wir aber auch vor lauter Provinzialromanen einstweilen keinen deutschen Weltroman, so hegen wir doch die Hoffnung, daß nach all diesen poetischen Häuptlingen und Herzogen der einzelnen Landsmannschaften ein Bismarck der Literatur kommen wird, der das ganze Reich unserer deutschen Dichtung wiederum einigt und überherrscht, wie vormals Lessing, Goethe, Schiller.

Es ist keine Blasphemie zu fragen, ob und warum Adolf Wilbrandt diesen höchsten Kranz nicht pflücken darf? Ein ganzer Mensch und ein ganzer Künstler, sieht Wilbrandt augenblicklich keinen lebenden deutschen Dichter über, als Meister der Form nur Paul Heyse neben sich. Als Denker und Gelehrter hat er den vollen Bildungsinhalt unserer Zeit in sich aufgenommen; mit der Antike von Kind auf vertraut, kennt er die Weltliteratur bis herab auf die Modernen, wie Wenige. Unversieglichem Schöpferdrang paart er — nach meinem Geschmack der erste unter den heutigen Biographen und Essayisten unserer Zunge — den subtilsten kritischen Spürsinn: Zeuge dessen das Buch über Heinrich v. Kleist, die Studien über Hölderlin und Reuter, die „Gespräche und Monologe". Seiner verzehrenden Ausdauer im Dienste des deutschen Theaters, für das er mindestens

ein halbhundert Tragödien, Komödien und Schauspiele geschrieben, danken wir manches kleine und große Wunderwerk, das ihn und uns überleben wird: „Jugendliebe", „Die Maler", „Der Meister von Palmyra". Wenn er — viel zu selten — als Politiker das Wort nimmt (als Zwanzigjähriger in der Schleswig-Holstein-Frage, als Fünfziger zum 80. Geburtstage Bismarck's), stellt er sich in die vorderste Reihe der Publicisten. Als Novellist hat er in Geschichten und Gestalten aus seiner mecklenburgischen Heimat („Die Brüder", „Johann Ohlerich") rundweg Vollkommenes geschaffen, launige und rührende, unvergeßliche Originale. Als Romanschreiber war er endlich von seinem Erstlingswerk „Geister und Menschen" bis zu seinem eben erschienenen Buche „Die Rothenburger"*) bemüht, jederzeit nach Herder's Gebot „Poesie in Prose", zugleich aber scharfen Einblick in die leibhaftige Welt zu geben. Niemals läßt er in diesen Zeitgemälden Phantasie bahn- und ziellos vagabundiren, nirgends aber die Wirklichkeit pedantisch sich wiederholen. In zahlreichen Künstlerromanen („Meister Amor", „Adam's Söhne", „Hermann Ifinger") hat er Individualitäten und ganze Kreise von Malern, Weltkindern, Mäcenen, Schauspielern so lebenskenntlich, mitunter satirisch in steckbriefmäßig wirkenden Künstlercaricaturen eingeführt, daß er sich in seinem neuen Roman eigens wider den seltsamen Vorwurf verwahren muß, allzu treu nach der Natur zu malen. Modell zur Hauptgestalt der „Rothenburger" stand ein genialer Naturarzt, Hessing. Seine Bekanntschaft machte Wilbrandt vor drei Jahren ganz zufällig; er war einer jungen Schauspielerin zu Liebe in das Curtheater von Göggingen bei Augsburg gefahren und traf dort einen Tübinger Freund, den Universitätsprofessor der Medicin Jürgensen, den der Naturarzt von einem Knieleiden befreit hatte, das kein Chirurg zuvor hatte bannen können:

---

*) 1. bis 3. Auflage. Stuttgart 1896.

Um den schon fast Geheilten zu besuchen, kam ich am Morgen ins „neue Curhaus“; der erste Mensch, den ich sah, war Hessing. Er hatte von meinem Kommen gehört und trat mir gastfreundlich entgegen, um mich zu begrüßen; eine nicht große, etwas gedrungene Gestalt, schon ein wenig voll und „behaglich“, aber blühend gesund, völlig unverbraucht, zehn von seinen vierundfünfzig Jahren hätte man streichen können. In dem liebenswürdigen, offenen, heiteren, wohlgeformten Gesicht herrschten, ohne sich vorzudrängen, ein Paar feurig braune Augen; leicht im Ausdruck wechselnd, menschenfreundlich, scharf beobachtend, rasch erfassend, humoristisch lächelnd, vor allem doch, wie mir schien, Thatkraft und Leidenschaft. Auch meinte ich der ganzen Erscheinung den Werdegang ihres Schicksales aufgeprägt zu sehen: die selbstverständliche Sicherheit, das unauffällige, lässige Selbstgefühl eines Mannes, der „sich selbst gemacht“ hat, dessen Leben ein Stück Wunder ist, der immer seinen eigenen Weg ging. Eines Mannes, der unmöglich mit sich zufrieden sein kann, aber auch nie zufrieden sein wird, weil die innere Kraft, die ihn „machte“, ihn rastlos weiter treibt. Er führte mich zum Professor Jürgensen, der in einer der luftigen, lichtreichen Hallen saß; und nun begann gleichsam mein Tagwerk des Verstehenlernens, mein Sehen, Hören, Begreifen. Ich würde als Laie nicht wagen von Friedrich Hessing zu schreiben, wenn ich nicht in Jürgensen einen Führer durch das „Labyrinth“, und zwar den allerbesten Führer gefunden hätte, der wohl zu finden war: denn er ging in einer von Hessing's Maschinen, er war hier genesen, er hatte als Arzt den Arzt, als Mann von Geist den Menschen studirt, er hatte mannigfache Gelegenheit gefunden, seine spürende, zugreifende, erfindende Genialität recht „am Werk“ zu sehen. Unermüdlich, mich zu belehren, da er mich so lernbegierig sah, zeigte er mir zunächst das ganze „neue Haus“, in dem sich überall sinnreiche Zweckmäßigkeit mit erquickender Schönheit paarte, alles von Hessing entworfen, jedes einzelne Stück nach seinen Zeichnungen ausgeführt; das reich ausgemalte Treppenhaus, den unendlich heiter wirkenden, hohen Speisesaal mit mächtigen Zierpflanzen und farbigem Licht, den Kindersaal, in dem die verkrüppelten und verwachsenen Kleinen, von ihren unsichtbaren Maschinen gleichsam getragen, sich mit Spielen jeder Art aufs lustigste unterhielten; die langgestreckten Glashallen und die Wandelbahnen, die noch nicht fertige Kirche, die der „Director“, auch hier sein eigener Künstler, mit verschwendender Hand für seine Gäste baut. Er zeigte mir auch den Arzt in Hessing, der die Natur durch alle Hilfsmittel der Hygiene unterstützt, der durch Licht und Luft, durch reinste gesündeste Nahrung, durch erheiternde Umgebung, durch Freude am Dasein den Heilwillen stärkt, welcher in dem genesenden Organismus arbeitet. Dann saß ich an Hessing's Tisch, zu Mittag und zu Abend, lernte von ihm selbst; er schloß sich immer freier, immer behaglicher auf, da er meinen aufrichtigen Antheil

wahrnahm; er erzählte uns nach und nach seinen Lebenslauf, sprach seine Gesinnungen und Meinungen aus, in der schlicht natürlichen Redeweise eines ungelehrten, aufs glücklichste begabten, humorreichen, vielerfahrenen Mannes. So ausgerüstet habe ich mich unterfangen, als Laie vor den Laien auszusprechen, was für ein merkwürdiges Geschenk der Natur an die Menschheit dieser „Meister der mechanischen Heilkunst" ist, wie ihn Jürgensen nennt.

Friedrich Hessing wurde 1838 in Schönbronn bei Rothenburg an der Tauber geboren, als das neunte Kind eines armen Töpfers. Künstlerische und mechanische Triebe rührten sich früh in ihm; seine erste Unternehmung — in kindlichen Jahren — war, in einfache, hölzerne Pfeifenköpfe, aus denen das Landvolk seiner Gegend rauchte, Verzierungen und Figuren zu schneiden und die Köpfe dann mit einigen Pfennig Gewinn zu verkaufen. Schon dem Knaben aber kam der Gedanke, aus dem hernach sein Lebenswerk aufging: Der oder der hat einen krummen Fuß; kann man den nicht gerade machen? — Als er confirmirt und vierzehn Jahre alt war, gab man ihn in die Gärtnerei des Fürsten Hohenlohe, des jetzigen Statthalters von Elsaß-Lothringen;*) der Fürst, auf die Fähigkeiten des Knaben aufmerksam geworden, unterstützte ihn und ließ ihn die Schreinerei erlernen; der nothwendige erste Schritt auf seinem Doppelwege zur Kunst und zur Mechanik. Von rastlosem Eifer getrieben, gegen Entbehrung und Noth mit der Spannkraft der Jugend kämpfend, breitete er sich aus: er erlernte die Schlosserei, er ward Orgelbauer, er übte sich im Zeichnen, im Schnitzen und Gott weiß was noch sonst; immer kehrten aber seine Gedanken, wie vorherbestimmt, zu den „krummen Füßen" und zum „Geradomachen" zurück. Endlich gelang ihm sein erstes mechanisches Kunstwerk (ich glaube, er war zwanzig Jahre alt): einem Manne, der alle Finger einer Hand durch einen Unfall verloren hatte, ergänzte er das Verlorene so glücklich, daß der Mann die künstlichen Finger wie natürliche bewegen konnte. Dieser erstaunliche Erfolg ward ihm schlecht belohnt, wie das üblich ist; aber andere folgten nach, die ihn reicher machten: auf einmal besaß er 600 Mark — den Grundstein seines jetzigen Vermögens. Der entscheidende Gedanke kam, der auf diesen Grundstein sein Haus baute und die Heiltechnik umwälzte: sollten nicht Maschinen herzustellen sein, die einen verletzten oder erkrankten Körpertheil so vollkommen entlasten, daß er, im Schweben ruhend, bei freier Bewegung des Körpers heilt? Daß ein gebrochenes Bein, ein entzündetes Gelenk wieder gesund wird, während der Kranke umhergeht? Der Gewinn läge auf der Hand: der Kranke könnte wie der Gesunde leben, ohne die Qualen des Siechbettes, in der freien Luft, in heilsamer Thätigkeit. Er würde schneller genesen, und um wie viel glücklicher?

*) Seither Reichskanzler.

Dem Gedanken folgte die That; die That eines genialen Erfinders, dessen Hand vollbringt, was sein Denken sieht. Hessing construirte den „Hülsenschienenverband“, dessen Wirkung ist, daß der Kranke — ob nun ein Gelenk erkrankt, oder ein Knochen gebrochen ist — in der Regel sofort stehen, und bald gehen kann: er geht eben nicht auf dem kranken Gliede, sondern auf dem Apparate, weil die Fußsohle eben nicht die Sohle des Apparates berührt, sondern die ganze Extremität in dem Apparate schwebt, und die Körperlast nicht auf dem kranken Gliede ruht, sondern unmittelbar von dem Becken auf den Apparat übertragen wird. Die Heilung erfolgt dann ohne Schmerz, ohne Beschwerde, und bald; und indem zugleich der gesammte Organismus ähnlich wie beim Gesunden gedeiht. Hessing ging weiter und weiter; er nahm sich vor allem der Werdenden an: durch kunstreiche Maschinen bog er die verkrümmten Rückgrate noch wachsender Körper. Ja, was mir noch erstaunlicher scheint, und was Jürgensen aus eigener Beobachtung bestätigt: es gelang ihm die Rückenmarksschwindsucht dadurch aufzuhalten und in einzelnen Fällen, so weit es möglich ist, zu heilen, daß er durch ein kunstreiches Corset — den Körperformen des einzelnen Kranken aufs genaueste nachgeformt und angeschmiegt — die Wirbelsäule dauernd stützte, Tag und Nacht, im Nothfalle Jahre hindurch. Freilich versäumte er nicht, in diesen wie in allen Fällen auch der Arzt zu sein, der für alle Bedingungen des Gedeihens sorgt, der durch kräftige, leicht verdauliche Nahrung, viel Aufenthalt in der Luft, Uebung der gelähmten Glieder, passende Körperhaltung des Kranken beim Sitzen und Liegen, den Heilwillen fördert. Das tiefste Geheimniß seiner Genialität ist aber wohl dies, daß er — wie Jürgensen sagt — „jeden Fall als Sonderaufgabe betrachtet, die auch besonders gelöst werden muß“. Sein jüngstes großes Werk zu weiter Wirkung bestimmt, sind seine Feldapparate, für den Kriegsfall geschaffen. Sie machen die von Geschossen verletzten Glieder so unbeweglich, daß ein schmerzloser Transport der Verwundeten vom Schlachtfelde selbst auf weite Entfernungen möglich wird.

Wer kennt aber die Grenzen eines genialen Menschen? Wer kann heute sagen, was Friedrich Hessing noch finden wird, um den Segen seines Daseins tausendfach zu verbreiten? — Nachdem er uns viel aus seinem Leben erzählt hatte, fragte ich ihn, ob ihm nicht zuweilen in einem müßigen Augenblicke — er hat deren nicht viele — sein Lebenslauf wie ein Märchen gegenübertrete; der arme Töpferjunge, der nun mit Millionen arbeitet, der für seine Kranken, deren Halbgott er ist, Theater und Kirchen baut? Er schüttelte den Kopf und seine schönen von Lebensglut brennenden Augen sahen mich fast geheimnißvoll an. „Nein,“ sagte er schlicht; „ich will Ihnen sagen, wie's ist; mir schwebt so viel Größeres vor, das ich machen sollte, daß mir dies alles wie gar nichts ist!“ — Ich glaube, nach diesem Worte kam mir der Gedanke über ihn zu schreiben.

Es genügte Wilbrandt nicht, dem Wundermann in dieser gleich dazumal (in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer") gegebenen, streng wahrhaftigen Darstellung ihrer Begegnung ein dauerndes Denkmal zu setzen: es trieb ihn, den wahlverwandten Hessing zum Helden einer Dichtung zu verklären. Was den Menschenfreund zum Menschenfreund, den geborenen Poeten zu dem nicht minder selten geborenen Arzt zog, war die gleiche Begeisterung im Dienste der gleichen Gesinnung: alle wahren und eingebildeten Kranken durch den rechten Heilwillen zu erlösen. Maler und Modell sind wie für einander geschaffen. Beide, „zwei ganze Kerle", die in ihrer schlichten Leibhaftigkeit mächtiger wirken als in irgend einer noch so hochgesteigerten Nachdichtung. Der wirkliche Hessing, wie ihn Wilbrandt in dem vorhin wiederholten Reiseblatt verewigt hat, greift uns ans Herz, auch ohne den freierfundenen Liebesroman der Rothenburger, in dem sein unverkennbarer Doppelgänger seine genialste Wundercur an der heillos verkrüppelten Tochter seiner ungetreuen Jugendgeliebten vollbringt. So dachten wir wenigstens beim Lesen der ersten zwei Bücher. Wohl hat Wilbrandt seine reichste Liebe an die Charakteristik von Tauber-Hessing und sein Sanatorium gewendet; wohl hat er mit einer Musik der Sprache, die ihren ganzen Zauber erst bei lautem Vorlesen offenbart, die Stadtbilder von Nürnberg, die Veduten „des deutschen Jerusalem", des rothenburgischen Dornröschen unter Deutschlands Reichsstädten besungen; wohl hat er mit feinster Ueberlegung den ganzen Rothenburger Menschenschlag, Männlein und Weiblein, in wohlgewählten Originalen dem Genius gesellt, der, aus ihrer Mitte erwachsen, unversehens um Hauptеslänge über sie hinauswächst; wohl hat er mit der virtuosen Kunstübung des Dramatikers Vorgeschichte und Gipfelung der Vorgänge in bewundernswerther Oekonomie entwickelt: trotz alledem verdunkelte uns die Erscheinung des echten Hessing seinen poetischen Halbbruder Tauber. Erst im dritten Buch, in der Lösung, in dem Liebesbekenntniß des geheilten Mädchens fanden wir nur Goethe's Geschwistern vergleich-

bare Töne, neben denen nicht nur alle stoffverwandten Dichtungen (König René's Tochter, die Blinden 2c.) arm und kalt versinken. Hier siegten rein menschliche, aus dem tiefsten Gemüthe hervorgeholte Wirkungen, die uns über Wilbrandt's Liebespaar selbst den leibhaftigen Hessing eine Weile vergessen ließen: sicherlich der reinste, reichste Dank, der dem Dichter zutheil werden kann. Ebbt sich aber die Thränenfluth, die beim Zuklappen des Buches nicht nur dem Empfindsamen die Augen feuchtet; meldet sich erst kühler nachprüfende Ueberlegung, dann wissen wir auch, weshalb die Rothenburger nicht die Auflagen von Zola's Lourdes erleben werden. Gewiß, Hessing ist kein Weltname wie Bernardette; seine Wunder sind keine anderen als die natürlichen Gaben einer einzigen Persönlichkeit; gewiß verschmäht Wilbrandt auch all die großen und kleinen Lügen des Künstlers und Kaufmannes, die zur Legirung Zola'scher Massenerfolge unerläßlich scheinen. Eines aber unterscheidet den französischen Sittenschilderer, nicht zu seinem Nachtheil, von der genialen Willkür Willbrandt's. Zola weicht in der Darstellung der wirklichen Welt bewußt nicht um Haaresbreite von den Thatsachen ab. Lourdes ist Lourdes, die Wundergrotte die Wundergrotte, Bernardette Bernardette; die romanhaften Ereignisse begeben sich nur unter freigeschaffenen vorher namenlosen Gästen von Lourdes. Wilbrandt verlegt dagegen das bis ins kleinste meistermäßig nachgezeichnete Sanatorium von Göggingen in die Umgebung von Nürnberg; eine poetische Licenz, die wir umsoweniger rügen, als der Dichter mit feinstem Takt da und dort am süddeutschen Wangenroth, an der altreichstädtischen Bürgerherrlichkeit seiner Rothenburger festhält. Daß Wilbrandt aber seinen Tauber in der täuschenden Maske Hessing's auftreten läßt, wie er in früheren Romanen freierfundene Gestalten in den zum Aufschreien getroffenen Masken von Makart, Lenbach, Schack, Nietzsche von den ihrigen grundverschiedene Abenteuer bestehen; daß er weltbekannte Leute willkürlich ersonnene Schicksale durchmachen läßt, ist und bleibt mehr als einem seiner Freunde verdrießlich. Die

Grenzlinie zwischen Schlüssel- und Steckbriefroman erscheint — nicht in Wilbrandt's reiner Seele, wohl aber in der Lectüre unheiliger Weltkinder — verwischt. Was Wilbrandt, der vornehme Künstler, nicht einmal dem Tagebuche, geschweige gedruckten Denkwürdigkeiten anvertraut, will er sicherlich nicht dem Lesehunger der Scandalsucht preisgeben. Wir rühren hier an eine der heikelsten, meistumstrittenen Fragen unserer neuen Romanschriftsteller: schon die Kestner's haben sich über den „Werther" gewundert, wie die Familie des Anatomen Henle, die Schöll's ꝛc., Auerbach nicht verziehen, daß er im „Neuen Leben" die Ehe des großen Forschers mit einem Bauernmädchen dichterisch ausgemünzt, dasselbe Motiv aufgegriffen hatte, das späterhin Gottfried Keller in „Regine, die arme Magd", so selbstständig umbilden sollte.

Lebenstreu sind augenscheinlich auch, wie vormals die Gestalten von Fontane's „Adultera", die Figuren seines letzten Romanes „Effi Briest,"*) obwohl wir dort wie hier nicht im Stande sind, Fontane's Originale nachzuweisen; es wird auch einem genaueren Kenner preußischer Zustände nicht leicht fallen, bestimmte Namen an Fontane's Landräthe und Landjunker zu knüpfen; eher dürften, wie seinerzeit nach der ersten Veröffentlichung von „Nicholas Nickleby", alle Wochen andere Kläger sich „getroffen" fühlen und melden, alle Welt wiese mit Fingern auf sie als Urbilder seiner putzigen, mit höchster individueller Bestimmtheit und doch zugleich typisch gehaltenen Gestalten. Nirgends entweiht Fontane die wehrlose Natur, die sich nicht gegen Nachdruck und unbefugte Vervielfältigung zu schützen vermag, und doch stellt er Land und Leute in seiner „Künstlerschrift" so wunderbar deutlich hin, daß die Nachwelt sinnfälliger als aus Photographien und Gemälden, aus Fontane's Romanen erfahren wird, wie es eigentlich gewesen. Die Fabel von „Effi Briest" berührt sich mit Sudermann's in derselben Gegend spielendem letzten Roman „Es war" und dessen

*) Berlin 1896.

jüngstem Drama: „Das Glück im Winkel". Doch nicht das Was, das Wie war und ist bei Fontane die Hauptsache. Vollendet in seiner Art und seinem Kreise, einer der ersten Klein- und Feinmaler nicht nur unserer heutigen Natur, verleugnet Fontane als Erzähler nicht seine Wahl- oder Blutsverwandtschaft mit den Schöpfern des modernen französischen Gesellschaftsromanes. Sein deutsches Landfräulein Effi heiratet als halbes Kind einen 15 bis 20 Jahre älteren Jugendgeliebten ihrer Mutter; aus der heimlichen Gemüthlichkeit des elterlichen Gutes wird sie, unversehens in die langweilige ostpreußische Landrathsstation eines allzu pädagogischen Gatten versetzt, wie durch ein Naturgebot das Opfer eines geschmackvolleren Frauenjägers. Im Drange des Berliner Hoflebens, im Geheimrathsviertel vergißt sie die Jugendsünde, bis sechs Jahre später ihr Gatte das Geheimniß erfährt, den Galan niederschießt und Effi pedantisch zu Tode kränkt: dies Frauenschicksal ist in seinem ganzen Verlauf, in leisen Wandlungen und jähen Uebergängen, in tausend Beziehungen zu Haus und Welt, zu Mensch und Thier, zu Sinnlichem und Uebersinnlichem mit einer Sehergabe nachgefühlt und nachgelebt, wie die Bovary mit ihren Leuten aus der Normandie von Flaubert, wie Renée Mauperin mit ihren Pariser Manchestermännern von den Goncourts. Französisch muthet auch Fontane's Ehestandsphilosophie an, die milde Lebensweisheit müder Lebenserfahrung, wie sie von Renan und seinen Geisteskindern, Anatole France und Lemaître, ironisch im Vortrage, barmherzig in der Christenlehre, von modernen „Weltgeistlichen" gepredigt wird: doppelt reizvoll, wenn sie an genial gemalten Stockpreußen exemplificirt wird. Ein Buch, wie „Effi Briest", ist ein Triumph echter, nicht bloß der deutschen Kunst; für den Liebhaber bei jeder neuen Lectüre voll neuer Anregung; für den Lesepöbel viel zu eigensinnig gedacht und gemacht; ein Werk, das für kommende Jünger des Berliner Romanes so lehrreich und vorbildlich werden kann, wie das die „Bovary" für Zola und Daudet wurde; die selbstgeprägte Goldmünze eines stolzen, großen Herrn,

die kleine Erben umwechseln und als abgegriffene Nickel- und Kupfermünzen unter die Leute bringen werden.

Wer just „Effi Briest“ und ihre Sippe kennen gelernt, wird nicht leicht von einem anderen Frauenschicksal hören wollen. Und doch darf die urplebejische halbslavische Božena der Ebner-Eschenbach*) ungescheut neben die uraristokratische Effi treten. Auch sie ein Naturkind, dem einmal im Tumult des Blutes die Sinne durchgehen; auch sie durch eine heiße Nacht die Urheberin unheilbaren Unheiles: doch härter und strenger gegen sich als Effi Briest entsühnt sie sich und Andere: Spötter würden sagen wie eine Prämiantin des Monthonpreises. Denn dies tapfere Menschenkind ist nur eine Landmagd, derb, hochgewachsen, wie ein Grenadier; ihr Stammbaum aber weist weit deutlicher als auf Maupassants Fille de ferme oder die Germinie Lacerteux der Goncourt auf die Heldengestalten der Tragödie. Božena gehört in den Plutarch der unberühmten Menschen, den Grillparzer anlegen wollte. In der jungen Magd, die halb wider Willen dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühle der Tanzenden folgt, sah er die Schicksalsschwestern der Didos, der Julien, der Medeen: die Ebner entdeckt in Božena die Seele einer Heiligen, die einen läßlichen Fehler durch ein Leben heroischer Wahrhaftigkeit und übermenschlicher Barmherzigkeit sühnt. In jungen Jahren hat sie ein ihrer Obhut anvertrautes Mädchen in gefährlicher Stunde nicht gehütet; im Alter wird sie die Vorsehung nicht nur der Tochter der Entführten; mit dem Mutterwitze gesunden Bauernverstandes überwindet sie kleinbürgerliche Erbschleicher und starrköpfige Haustyrannen; mit der Wahrheitsliebe einer reuigen Sünderin thut sie im Augenblicke großer gesellschaftlicher Auszeichnung freiwillige Kirchenbuße durch das vor aller Welt abgelegte Bekenntniß ihrer Jugendsünde. Ein Erziehungsroman im guten Wortsinn, gefällt uns „Božena“ noch weit besser als Urkunde ohnegleichen für

*) Stuttgart 1895, 2. Auflage.

Sitten und Thorenstreiche der mährischen Großen und Kleinen vor und nach Achtundvierzig. Landedelleute, Landkaufleute, Landeskinder aller Spielarten und aller Humore; der Advocat und Güterdirector, der Reiterofficier und der wackere Buchhalter; die scheinheilige Erzieherin, die es zur zweiten Frau eines verwitweten Millionärs bringt und deren „höhere" Tochter: sie Alle- und andere mehr wird kein Leser vergessen, wenn auch ihr geheimster Reiz nur dem sich ganz erschließt, der den Schauplatz der „Božena", die Hanna, Kremsier und Hullein mit ihren Menschenkindern aus langer eigener Beobachtung kennt. Wenn die mährischen Stände einsichtig sind, müssen sie der Ebner den Ehrentitel der Landeshistoriographin verleihen: in Wahrheit ist sie das schon längst. Wie kennt sie die feinsten Regungen der Volksseele und wie malt sie oft mit einem Satze die Geschichte ganzer Generationen! z. B.: der Junggraf geht (kurz nach Achtundvierzig und der Aufhebung der Robot) an einem Gehöft vorbei; Großvater, Sohn und Enkel sitzen neben einander auf der Bank; der Greis nimmt die Pelzmütze vom Haupte und erhebt sich; der Mann bleibt sitzen und zieht den breitkrämpigen Hut; der Jüngling hat die Arme über die Brust gekreuzt und bleibt regungslos sitzen. Unscheinbare Meisterzüge ähnlicher Art erfreuen fast Blatt für Blatt; weise und witzige Wendungen der Verfasserin der „Aphorismen" sind, wie in der ersten, nun auch in der zweiten, zwanzig Jahre nach der ersten, erschienenen Auflage wieder da. Wie war es nur möglich, daß ein so echtes, reiches Buch zwei Jahrzehnte halbvergessen blieb? Und ist es wirklich wahr, daß „Božena" in den Siebzigerjahren so wenig verkauft wurde, daß der letzte Baron Cotta sich nach dieser Erfahrung geschworen haben soll, nie mehr wiederum den Roman einer Dame zu verlegen? Das Gelübde wäre etwas voreilig gewesen; auf der Wanderung von Nord nach Süd stößt man nach einem Worte von Stendhal-Beyle wohl alle hundert Meilen auf eine neue Landschaft und auf einen neuen Roman; und mit dem Wechsel der Zeit wird es im Allgemeinen nicht viel anders bestellt sein, als

mit dem Wechsel des Ortes. Auf Talentproben wie die „Božena“ stößt man aber nicht alle zwanzig Jahre. Es ist mehr als ein schönes Buch — es ist der Naturselbstdruck des besten, was wir ehren und lieben: denn unter allen guten Dingen dieser Erde bleibt doch ein reiches Frauengemüth das Beste.

II. Briefe und Denkwürdigkeiten.

März 1896.

I.

Ein Gang durch die Peterskirche giebt auf Schritt und Tritt Gelegenheit, die Wurzeln der Weltmacht des Katholicismus aufzudecken. Vor dem Monumente Paul III. aus dem Hause Farnese wurde Gregorovius von dem Wunsche angewandelt, den Grabdenkmälern der Päpste, als dem „Senat von Göttern oder Hütern dieses großen Tempels“, die Geheimnisse ihres Wahlreiches abzufragen, in dem der weltferne Bettelmönch wie der höfische Cardinal Statthalter Gottes auf Erden werden kann. Ein Anderer mag angesichts der Marmorbilder der Gräfin Mathilde und der Schwedenkönigin Christine dem Einflusse der Frauen in der Geschichte der römischen Kirche nachsinnen; ein Dritter die Entwickelung der christlichen Kunst vom byzantinischen Erzbild des Apostelfürsten bis zum Kuppelbau Michelangelo's aufsteigen lassen. Nirgends aber offenbart sich die menschenbezwingende Macht des Katholicismus sinnfälliger und sinnbildlicher als in den halbkreisförmig aneinander gereihten Beichtstühlen, zu denen Gläubige aller Zungen, Deutsche, Slaven und Wälsche, Wallfahrer aus der alten und neuen Welt, sich drängen. Keine Phantasie kann ahnen, welche Fülle der Schmach und der Schmerzen vom Großpönitentiar der Weltkirche, wie vom Clerus der abgelegensten Weltwinkel für ewig unter das Beichtsiegel genommen wurde; kein Erzähler ausdenken, welch abenteuerliche Lebensläufe, welch unglaubliche Schick-

sale im Laufe der Jahrhunderte den katholischen Priestern des Erdkreises anvertraut wurden; kein unbefangener Naturforscher des Menschengeschlechtes wird bestreiten, wie gewaltig Beichtzwang und Buße rohe Räuber und von Zweifeln zerrissene Denker — den Innominato Manzonis und einen Blaise Pascal — gleicherweise im Innersten ergreifen und umwandeln. Dies Eindringen in die verborgensten Geheimnisse des Seelenlebens jedes Gläubigen durch den geweihten Diener Gottes hat seines Eindruckes auf protestantisch, ja selbst vollkommen heidnisch gesinnte moderne Künstler nicht verfehlt. Kein katholischer Poet hat das Mysterium des Bußsacramentes frömmer und erhebender dargestellt als Schiller in der Beichte seiner Maria Stuart; kein geistlicher Gewissensrath das Gemüthsleben einer religiösen Frauennatur reiner erfaßt als der Dichter des Wilhelm Meister in den „Bekenntnissen einer schönen Seele"; kein Freund und Kenner unserer unübersehbaren Literatur von Confessionen tieferes Verständniß ihres Ursprunges bewährt, als derselbe Goethe, da er in hohem Alter die Frage aufwarf, ob oder vielmehr weshalb Protestanten und Freigeister mehr Selbstbiographien schrieben als die regelmäßig zur Beichte gehenden Katholiken?

Die Bemerkung scheint auf den ersten Blick müßig. Rühren die ersten Musterbücher der Selbstbiographie von Augustinus und Dante bis auf Cardanus und Cellini nicht von Katholiken her? Und gedieh von altersher die Memoirenliteratur nicht weit üppiger in romanischen und katholischen Landen als im protestantischen Norden? Die Antwort wäre in einem stoffreichen Buche leichter zu geben als in ein paar beiläufigen Glossen: bescheiden wir uns einstweilen mit der Wahrheit, daß die moderne Selbstbiographie erst mit Rousseau's Confessions beginnt. Seine „Bekenntnisse" haben Schule gemacht in der Weltliteratur. Nirgends ausgiebiger als in Deutschland. Zunächst der Zahl nach (das hat wenigstens ein bedeutender Wiener Kritiker, Rudolf Valdek, der kürzlich als Siebziger starb, in der Sammler- und Forscherarbeit eines Menschenalters

statistisch festgestellt). Und nicht nur die meisten, auch die treuesten und mannigfaltigsten Lebensbeichten gehören dem deutschen Volke. Wir besitzen nicht allein die Krone der ganzen Kunstform in Goethe's „Dichtung und Wahrheit"; wir können ohneweiters eine deutsche Geschichte vom alten Fritz bis auf Kaiser Friedrich III. unmittelbar aus den Tagebüchern, Erinnerungen und Correspondenzen unserer Fürsten und Krieger, unserer Staatsmänner und Denker schöpfen.

Die Frauenwelt erweist sich in den Briefen von Goethe's Mutter, Caroline Schelling, Rahel, Bettina, Caroline v. Humboldt und Gabriele v. Bülow der Männerwelt ebenbürtig, mitunter wohl gar überlegen.*) Unsere neueren Dichter beschenken uns (wie zuvor die Classiker) mit Selbstbekenntnissen, die unvergleichlichen Aufschluß geben über deutsche Art und Kunst: Grillparzer's Selbstbiographie und Immermann's Memorabilien, die Correspondenz zwischen Clemens Brentano und Arnim, Hebbel's Tagebücher und Gottfried Keller's Briefe, Auerbach's Briefe an Jacob und Freytag's Erinnerungen u. s. w. Unsere Maler, Ludwig Richter in den Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Anselm Feuerbach im „Vermächtniß", Kügelgen in den Erinnerungen eines alten Mannes, entzücken uns mit der Feder, wie unsere Musiker Mozart, Schumann, Mendelssohn, Wagner, Liszt, Bülow ihresgleichen suchen als Briefsteller. Die Schöpfer des deutschen Heerwesens von Boyen bis auf Roon und Moltke sind auch als Memoirenschreiber unbesieglich. Unsere Politiker, ohne Unterschied der Partei, melden sich immer wieder zu Zeugenaussagen: von Vater Arndt, Metternich, Gentz, Varnhagen und ihren Leuten bis auf Gerlach, Lassalle, Bernhardi, Lothar Bucher, Ludwig Bamberger, jeder ein Anderer, jeder eine unvergeßliche Persönlichkeit. Ueber der Erforschung des Universums vergessen die Wortführer unserer Gelehrtenrepublik nicht der

*) Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldt's. 1. bis 5. Auflage. Berlin 1895

eigenen Schicksale: so brachten uns die jüngsten Jahre unübertreffliche, unersetzliche Selbstporträts von Ranke, Gervinus, Victor Hehn, Anton Springer, Jacob Henle, Siemens u. s. w. Das Größte steht noch aus: der Kronzeuge für das Zeitalter Bismarck's hat noch zu sprechen; gilt es doch als offenes Geheimniß, daß Sybel für den letzten Band seiner Geschichte in den handschriftlichen Aufzeichnungen des Altreichskanzlers Ersatz fand für die preußischen Staatsarchive: Bismarck soll seine Denkwürdigkeiten vor Jahr und Tag druckreif abgeschlossen haben.

Nach und vor den Weltbekannten verlangen aber die Unbekannten Gehör, vom „armen Mann im Tockenburg" bis zu den unfreiwilligen Beichtkindern des protestantischen Geistlichen Paul Goehre, der ihre und seine Erlebnisse in dem merkwürdigen Büchlein: „Drei Monate Fabrikarbeiter"*) beschrieben hat. Neben den Ganzen und Großen regen sich rastlos die Kleinen und Halben, Veteranen des Heeres, Invaliden der Feder, langweilige mittelmäßige Gesellen, deren Aufzählung einen homerischen Schiffskatalog fordern und nicht verdienen würde. Wo die Helden Deutschlands reden, wollen auch die Spaßmacher nicht schweigen. Die Louis Schneider und Wippchen, Possenspieler der Literatur, die nie possirlicher wirken, als wenn sie sich ernsthaft geben wollen, wie Julius Stettenheim in seinen mageren, verdrießlichen, sogenannten „Heiteren Erinnerungen".**) So haben wir in Deutschland zur Stunde mehr Memoirenschreiber als Memoirenleser, mehr Memoirenleser als Memoirenkäufer.

Bei dieser gerechten und heilsamen Selbsthilfe gegen alte und neue „Custode-" und „Waschzettelliteratur" lassen es meine Landsleute leider nicht bewenden. Seltsamerweise kümmern sie sich auch so wenig als möglich um die Lebensbeichten ihrer Lieblinge. Wär' es sonst denkbar, daß die

*) Leipzig, in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet.
**) Berlin 1896.

Briefe unseres am meisten in die Massen gedrungenen Dichters in keine seiner Ausgaben aufgenommen, noch mehr: daß die erste vollständige Sammlung von **Schiller's** Correspondenz nicht vor dem Jahre 1892 begonnen und bis zur Stunde noch nicht beendigt wurde? Und selbst dieser bescheidene Anlauf wäre kaum gewagt worden ohne den Hinweis von **Michael Bernays**, daß man in Frankreich keine Sammlung der Werke von Voltaire, Rousseau, Diderot, in England keine Ausgabe von Pope, Swift, Scott, Byron, ja sogar von Southey, Lamb, Gray, Cowper ohne den Briefwechsel für vollständig halten würde. Sein Wunsch, daß jeder unserer Classiker, Klopstock, Goethe, Herder u. s. w. fortan durch bequem zugänglichen Abdruck seiner Correspondenz „sein eigener Lebensbeschreiber und dadurch zugleich sein eigener Erklärer“ werde, ist nicht ganz überhört worden. In einer kritischen Gesammtausgabe liegen Schiller's Briefe*) vor, die vorläufig nicht entfernt den Absatz schlechter, wohlfeiler Uebersetzungen von Ibsen, Zola, Ohnet gefunden und auch in Zukunft schwerlich den englischen Erfolg von Carlyle's Sammlung der Briefe Cromwell's haben werden. Denn noch sind die deutschen Dutzendleser weit eher geneigt, Schiller's Leben in einem Bilderbuch von einem Dutzendbiographen, als von Schiller selbst sich erzählen zu lassen; noch verzichten die Weltkinder auf das Labsal, Schiller's eigene Stimme zu vernehmen, wie sie Freunden und Blutsverwandten, Lotte und Goethe, Humboldt und Körner Herz und Geist bewegte. Und auch unsere akademischen Führer und Berather in der Kunst zu lesen, waren bisher auf die erziehende, die menschlich und künstlerisch erziehende Bedeutung echter Selbstbekenntnisse nicht ausgiebig genug bedacht. So vermisse ich in den sonst so wohlüberlegten Winken von **Anton E. Schönbach**: „**Ueber Lesen und Bildung**“**) eine

---

*) **Michael Bernays**' Schriften zur neueren Literaturgeschichte. Stuttgart 1895. — **Dr. Fritz Jonas**: **Schiller's Briefe**, bisher 6 Bände. Stuttgart. (Mittlerweile erschien der Schlußband VII.)

**) Vierte Auflage, Graz.

besondere Leseliste für deutsche Briefe und Denkwürdigkeiten.

Desto nachdrücklicher pflegen und bethätigen die Meister unserer Literatur ihre Vorliebe für solche Urkunden als die eigentlichen Lebensmuster. Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" wären undenkbar ohne seine erstaunliche Kenntniß deutscher Lebensläufe und Beichten aller Formen und Zeiten; ohne „seine geschichtlichen Liebhabereien für die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute", ohne seine köstliche Sammlung von seltenen Schriften und Drucken, diesen Stolz und Schmuck seiner Bibliothek. Und Gottfried Keller's Erstlingswerk, „Der grüne Heinrich", verleugnet sein stetes Studium der „Bekenntnißfibeln" der Weltliteratur so wenig wie seine letzte Novellensammlung „Sinngedicht". Im „Arbeitsmuseum der Dame Lucia" findet man dort eine besondere kleine Büchersammlung: „diese Bände enthielten durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute. Obgleich die Bücherreihe nur ging, so weit das Gestelle nach der Länge des Tisches reichte, umfaßte sie doch viele Jahrhunderte, überall kein anderes als das eigene Wort der zur Ruhe gegangenen Lebensmeister oder Leidensschüler enthaltend." Seit Freytag und Keller die Augen geschlossen zum ewigen Schlafe, sind nicht allzu viel Confessionen erschienen, die der Aufnahme unter die Lieblingsbücher von Dame Lucia, der Einreihung in Freytag's „Guter Schmiede" würdiger wären, als die wesentlichen unter den Neuigkeiten, von denen nun die Rede sein soll: Allen voran die Briefe von Strauß und Billroth.

II.

Nicht leicht hat jemand Briefschaften zärtlicher geliebt, als David Strauß, weil nicht leicht ein Meister der biographischen Kunst besser wußte, wie viel blühendes Leben der richtige Todtenbeschwörer aus so unscheinbaren Blättern auferstehen lassen kann. Ueber die größte Marterzeit seiner Tage, die Scheidung von seiner Frau, half ihm weh-

müthige Versenkung in die von ihm gesammelten Leidensbriefe Schubart's hinaus. An die mühselige Entzifferung der Manuscripte Frischlin's setzte er sein halbes Augenlicht. Vor der Herausgabe seines Ulrich von Hutten hat er „ganze Wälder von Reformatorenbriefen" durchforscht, jeden Baum gleichmäßig musternd von der Wurzel bis zum Wipfel, vom Herzmark bis zur Rinde; so sehen wir ihn auf der Basler Stadtbibliothek, in Papieren wühlend, ganz hingegeben seinem furor epistolicus: „Erasmus' Hand," so schreibt er selbst einem schwäbischen Freunde mit seiner sauberen, echten Kritikerfeder, „ist überaus flüssig, Luther's etwas mönchisch, Reuchlin's groß und majestätisch, Hutten's, die schönste, lebendigste, deutlichste von allen, erinnert an Schiller's Hand." Geräth kostbares Briefmaterial, wie der Nachlaß des Theologen Paulus, an den Unrechten, dann wallt der sonst so Gelassene auf, wie ein echter Bildhauer über einen von Stümperhand verpfuschten, edlen Marmorblock. Wie er zumeist durch die Correspondenz Voltaire's mit Friedrich dem Großen zu seinen Voltairevorträgen für die Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt kam, wissen wir aus seinen literarischen Denkwürdigkeiten: „Wenn ich durch irgend eine Art von Schriftwerken für einen Autor zu gewinnen bin, so sind es Briefe." Er weiß wohl warum: er selbst liest und schreibt Briefe wie Wenige vor und nach ihm. Uns Aeltere, die wir keine bisher gedruckte Zeile von David Strauß ungelesen ließen, hat er nicht mehr mit Briefen zu gewinnen. Zu beglückwünschen aber sind Alle, die den einzigen Mann, seine Güte, seinen Humor, seinen Charakter, seinen Freundes- und Lebenskreis zuerst aus der (leider nur allzu sparsamen) Auswahl seiner Briefe verstehen und kennen lernen. Von seinem 18. bis zu seinem 66., dem Todesjahre, führen die von seinem Sohne und Eduard Zeller aus einem viermal so großen Schatze herausgehobenen 608 Musterstücke:*) unter ihnen keine einzige „stroherne Epistel". Einzelne wahre

*) Bonn 1895.

Wunderwerke deutscher Prosa: zumal die Urentwürfe zum Leben Jesu; das Modell der Huttenbiographie; die theologischen Briefe an Zeller; die literarischen an Vischer und Kuno Fischer; die musikalischen an Kauffmann; die Goethebriefe für Schöll; die vertrauten Beichtbriefe an namenlos neidenswerthe Jugendgespielen, die schwäbischen Landpfarrer Rapp und Käferle; die Reisebriefe an den guten Engel seiner Kinder: Emilie Siegel. Und mehr noch als die reife, reiche Kunst eines Meisterstilisten erquickt den Leser der Reiz seiner Persönlichkeit, einer richtigen Cordelia-Natur. Wir kannten ja längst die äußeren Erlebnisse von David Strauß; in seinem poetischen Gedenkbuch, im Lebensbild seines Kameraden Märklin, in den Blättern zum Andenken an seine Mutter und seinen Bruder hatte er seinen Getreuen noch die Schlüssel zu seinem Innersten gereicht. Nirgends aber kommt man seinem Gedanken- und Gemüthsleben so nahe, wie in diesen Tag um Tag geschriebenen Improvisationen. Wir sehen und wir hören David Strauß als Vicar und Deputirten, als Bräutigam und Großvater, beim Begräbnisse Hegel's und im Weimaraner Goethehaus, als Gast von Kerner und Wirth von Bettina, im Darmstädter Fürstenschloß und in schwäbischen Dorfkneipen, auf jeder Haltestelle seiner Laufbahn vom ersten Auszug aus seinem Geburtsorte, der Lindenstadt Ludwigsburg — bis zur Rückkehr des Todtkranken in die Vaterstadt, um „in den alten Alleen und Anlagen, wo wir als Buben herumgesprungen, nun als Greise herum- und dem Kirchhof entgegenzuschleichen." Wir leben sein Leben, das große Leben eines selbständigen Denkers und stillen Dulders, in all seinen Heimlichkeiten, Heimsuchungen und Siegen mit, bis uns der leibhaftige Strauß in stetem vertraulichen Verkehr inniger ans Herz wächst, als die mit voller Lebenstreue geschaffenen Helden seiner Romane (so nannte er seine biographischen Schöpfungen). Als aufstrebender Jüngling und als standhaft dem gewissen, qualvollen Tod ins Auge blickender Greis, auf allen Stufen, in allen Stimmungen seines Lebens reißt er den Freund

zu bewundernder Liebe fort, zwingt er den Hasser zur Achtung. Ja, vielleicht bekennt sich mehr als ein Feind des Theologen nach der Lectüre dieser Briefe im Ernst zu dem Wort, das Strauß einer wackeren württembergischen Landwirthin scherzhaft nacherzählt: „Wenn man ihn kennen lernt, verzeiht man ihm all seine Bücher." So duldsame Feinde seines Lebenswerkes findet man heute nicht allzu viel; so mancher Gelbschnabel redet von David Strauß nicht viel besser als Lessing's Zeitgenossen von Spinoza, wie von einem todten Hunde; in allen Lagern, von Erzketzern und von Erzpfaffen, wird sein Andenken verdunkelt und gekränkt; da ist es denn doppelter Segen, daß der tapfere Mann vor der entscheidenden „Umwerthung seines Werthes" selbst nochmals zu Wort kommt: nach dem Tode wie im Leben jederzeit der wirksamste Anwalt seiner Thaten und Gesinnungen.

David Strauß stand im 27. Jahre, als sein erstes Buch erschien „Das Leben Jesu", das über sein eignes Leben entschied; er zählte 64 Jahre, als er sein letztes Werk herausgab „Der alte und der neue Glaube". Als Zwanziger trat der Schüler von Baur und Hegel mit einer Kritik der Evangelien hervor, die ihn um seinen eigentlichen Beruf, das bis an sein Ende schmerzlich vermißte Amt des Universitätslehrers, brachte. Als Sechziger überraschte er Freund und Feind durch freimüthiges Bekennen seiner letzten Gedanken über Christenthum und Religion, über Politik und Kunst. Beidemale traf der Furchtlose buchstäblich ins Schwarze. Beidemale büßte er seine Weltbeichte durch maßlose Gehässigkeit schonungsloser Gegner. In den Dreißigerjahren fand sein Leben Jesu im schwäbischen Schreiberstaat so wenig Gnade wie im Schweizer Bauernstaat. Von der Universität Tübingen vertrieb ihn der Machtspruch württembergischer Minister, von der Universität Zürich der Aufruhr der gegen den neuen Antichrist aufgehetzten Menge. In den Siebzigerjahren wiederum erwuchsen der Abrechnung zwischen Orthodoxie und freier Forschung die gefährlichsten Widersacher, nicht in der streitbaren Kirche, unter den Ewig-

blinden: wider Strauß' „cynische Philisterbekenntnisse" erhob sich als galligster und genialster Rufer im Streite der junge Nietzsche. Dem Strauß des Leben Jesu konnte „als wackeren, strengen, straffgeschürzten Gelehrten" der Meisterschüler Ritschl's, der Philolog Nietzsche, nichts anhaben. Desto leidenschaftlicher geht er dem alten Strauß und seinen Leuten zuleibe, mit Spottreden und Ekelnamen:

„Wehe allen eiteln Magistern und dem ganzen ästhetischen Himmelreich — so höhnt und droht er — wenn erst der junge Tiger, dessen unruhige Kraft überall in schwellenden Muskeln und im Blick der Augen sichtbar wird, auf Raub ausgeht ... Wenn man Strauß über Lebensfragen reden hört, sei es über die Probleme der Ehe oder über den Krieg oder die Todesstrafe, so erschreckt er uns durch den Mangel aller wirklichen Erfahrung, alles ursprünglichen Hineinsehens in die Menschen: alles Urtheilen ist so büchermäßig uniform, ja im Grunde nur zeitungsgemäß; literarische Reminiscenzen vertreten die Stelle von wirklichen Einfällen und Einsichten, eine affectirte Mäßigung und Altklugheit in der Ausdrucksweise soll uns für den Mangel an Weisheit und Gereiftheit des Denkens schadlos halten. Wie genau entspricht dies alles dem Geiste der umlärmten Hochsitze deutscher Wissenschaft in den großen Städten ..."

In solchem Tone geht es fort gegen „die bescheidene Größe eines Strauß" und „die unbescheidene Minimität eines Gervinus". Es fehlt nicht viel, daß er Vischer als neuen Gottsched, Strauß als neuen Nicolai verlästert. Bildungsphilister schilt er sie Alle mit einem neuen, neugeprägten Generalnenner, mit dessen Erfindung er sich dauernd brüstete. Das Pamphlet kam dem sterbenden Strauß noch vor Augen; es focht ihn nicht mehr an, als nach dem Scherzwort von Sokrates ein Dolchstoß, wenn er nicht dabei war; heiter summte er während der Lectüre die Arie aus Mozart's Entführung: „Erst geköpft und dann gehangen, aufgespießt auf heiße Stangen;" dann meinte er überlegen: „Lassen wir die Fratzen und wenden wir uns den Musterbildern des Schönen und Guten, zunächst Mörike's (von Strauß mit congenialer Dichterkraft gewürdigten) Schön-Rothraut zu." Mit so vornehmer Gleichgiltigkeit war Nietzsche's Pamphlet, eines der wuchtigsten der Weltliteratur,

wohl für Strauß, nicht aber für Mit- und Nachwelt abgethan. Rechts und links werden Nietzsche's Schlagsätze immer neu ausgemünzt; ja, Wunder über Wunder: dasselbe Wort, denselben Vorwurf wider den Himmelsstürmer von 1835 wiederholt ein Historiker, der sonst mit Nietzsche so wenig gemein haben will als Nietzsche mit ihm: Treitschke vermißt an Strauß „die Macht einer großen, beständig wachsenden Persönlichkeit"; auch nach diesem Gewährsmann blieb Strauß „sein Tagelang in seiner ganzen Lebensführung ein schwäbischer Philister".

Aber war denn Uhland nach dem Zeugnisse eines seiner größten Anhänger, nach dem Urtheile von Hebbel, in seinem Privatleben etwas anderes als ein schwäbischer Philister? Steckte, nach der Ansicht des alten Perthes, nicht einem Goethe selbst ein Stück Frankfurter Philister unausrottbar im Blute? Und mehrt oder mindert es die Liebe der Deutschen für Schiller, wenn sie in seiner Weimaraner Philisterwohnung Umschau halten? Haben sie nicht fast ausnahmslos mit den kleinbürgerlichen Verhältnissen deutscher Philister sich beschieden, die Schöpfer unserer modernen Geistes- und Naturwissenschaften, die Kant und Gauß, die Grimm und Baur? Sind sie Alle in ihrer beschämenden Genügsamkeit, ihrer rührenden Selbstlosigkeit nicht Zeugen der Wahrheit, daß, wer lebt wie ein Philister, darum noch lange kein Philister sein oder werden muß?

Geist von ihrem Geist, Charakter von ihrem Charakter war David Strauß. Die Enge seines Haushaltes hat ihn nie gehindert, als Forscher und Künstler, in allen Anfechtungen des öffentlichen Lebens, unbekümmert um Fürsten- und Pöbelgunst die Grundtugend seines Wesens zu bewähren: strengste Wahrhaftigkeit gegen sich und jeden Anderen. Der Modedramatiker der Zeit schielte bei der Wahl seines Helden nach David Strauß: nun und nimmer aber hätte dies Urbild des Gutzkow'schen Uriel Acosta dem Banne des Sanhedrins einer Geliebten wegen sich gebeugt, zum Widerruf der Mutter zu Gefallen sich entschlossen, so herzlich er auch an dieser nie genug gepriesenen Mutter gehangen:

„Voran unter ihren Tugenden," so schrieb er nach ihrem Tode an Rapp, „stand die Bescheidenheit. Sie war zufrieden, von ihren Kindern gekannt und anerkannt zu sein. Und wie Wenige kannten sie sonst. Selbst Du nicht, wenn Du einmal schriebst, das Negative in mir scheine ich von meiner Mutter zu haben, das Positive, solid Bürgerliche von meinem Vater. Nein, aller guten Eigenschaften in mir bin ich mir als ihrer Mitgift bewußt, bis auf den guten Stil, der ist bestimmt ein Erbstück von meinem Vater. Aber viele gute Eigenschaften, die sie hatte, vermisse ich an mir: daß die Fähigkeit für das Große sie nicht an der Geschäftigkeit im Kleinsten hinderte, daß sie die Kunst verstand, durch gleichmäßig und sozusagen taktfest fortgesetzte Thätigkeit aller Gemüthsverstimmungen Meister zu bleiben, alle Schmerzen zu überwinden. Und wie geläutert von allem Irdischen war unter lauter irdischer Thätigkeit dies Gemüth! Sie verschmähte alle Ueberschwenglichkeit und allen Formendienst in der Religion . . . Ihr Wahlspruch war ganz eigentlich der: sich nicht dienen zu lassen, sondern zu dienen . . . Ich bin immer nur zur Hälfte ihr Sohn, nur halb ihrer werth . . ."

Wahr gegen die Mutter, ist er nicht minder wahr gegen den begabten, doch zerfahrenen Vater, der „ohne Scheu hätte betteln gehen können". Wahr wie gegen die Eltern, ist er auch gegen die Frauen, die ihm lockend und liebend in den Weg traten. Er hat den Fluch des Gelehrtenstandes zu tragen (obwohl „nur meine Ungeschicklichkeit die eines Gelehrten ist, mein Gemüth aber keineswegs"), daß er, wenig gesellig, „sich in Wirthstöchter und Schauspielerinnen verlieben mußte". Schmucke Schwabenmädchen, die den berühmten Landsmann in romantischen Anwandlungen in der Studirstube unversehens heimsuchen mit tröstlichen Hochzeitsgedanken scheinen ihm trotzdem nicht die rechten Lebensgefährtinnen. Eher würde er noch der Wahl eines befreundeten Pfarrherrn trauen: ein Ansinnen, dem Märklin begreiflicherweise sich versagte. Als leidenschaftlicher Musikfreund verliebt er sich in eine Opernsängerin; nicht Klänge nur aus sanggeübter Kehle, die volle, schöne Seele strömt sie nach Strauß im Liede aus; das Beste, was an ihm ist an Kunstbegeisterung und Liebe, vereinigte sich zu einer Blüthe; in Vers und Prosa preist er die Künstlerin, die majestätische Erscheinung. Agnese Schebest zeigt sich ihm von der ersten Begegnung an gewogen. Dennoch kämpft er

fünf Jahre mit sich, bis er sie — nicht ohne ihr Zuthun — heimführt, bis nach dem Trinkspruch eines galanten Tischredners Genie mit Genie sich verbindet. Sechs Jahre währt der unselige Bund, über dessen Verlauf wir zu wenig wissen, um reden, zu viel, um vollkommen schweigen zu dürfen. Er versteht das Verhängniß der Männer, die immer in diejenigen Weiber sich verlieben, die am wenigsten für sie passen; endlich entwindet sich dieser Rinaldo dieser Armida; er meidet ihretwegen die Heimat; aber patriae quis exul se quoque fugit, seufzt er, besonders wenn in dem Se eine Frau mitsteckt, von der ein ziemlich schlechterer Dichter als Horaz, diesmal wenigstens ganz bezeichnend, gesungen hat: „Sie, die ich liebe, hasse, verstieß und doch nicht lasse.“ Ein Wehruf, der in den Briefen nur selten, jedesmal aber herzergreifend fortklingt, ein Nachhall des erlebten Gedichtes:

Im Concert.*)

Da sitz' ich auf der Gallerie,
Wie es dem Grame ziemt, im Dunkeln;
Im Saale drunten sitzet sie,
Wo viele hundert Kerzen funkeln.

Die Töne flattern durch den Saal
Wie Vögelchen in Lust und Scherzen
Ich denk' an Dich, Du meine Qual,
Du denkst an mich, ich spür's im Herzen.

Wir lauschen gleicher Harmonie
Mit gleichgestimmten reinen Sinnen:
Ach, konnten denn die Herzen nie
Den gleichen Schlag und Ton gewinnen?

Doch tief und tiefer sinket schon
Der Geist in träumendes Erinnern,
Vernimmt statt Horn und Flötenton
Nur noch das Schmerzenslied im Innern.

Die Töne schweigen, und zu Zwei'n
Verlassen Glückliche die Schwelle:
Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle.

*) Poetisches Gedenkbuch, 1878. Strauß, Gesammelte Schriften, XII. 68.

Und ein Liebender und Leidender von solcher Kraft der Empfindung sollte kühl, spröd, melusinenhaft gewesen sein? (Wie das Victor Cherbuliez in einer sonst sehr anmuthigen und gescheiten Würdigung von Strauß' Briefen im Januarhefte der Revue des deux Mondes behauptet hat.) Strauß, dieser geborene Familienmensch? Ach nein! Hätte er nur eine Frau gefunden vom Schlage seiner Mutter, er wäre ein ebenso glücklicher und beglückender Gatte geworden, wie er ein idealer Bruder, Vater und Großvater gewesen. Er war wohl auch in der Ehe wie in der Wissenschaft nur seinem strengen Wahrheitssinne treu, vielleicht allzu treu geblieben: die beiden tüchtigen Naturen taugten nicht zur Lebensgemeinschaft zu einander.

Wahr wie gegen sein Weib und alle Blutsverwandten, war er auch gegen die Freunde. Brüderliche Liebe für Rapp, den er als Briefschreiber und Natur für seinesgleichen hält, hindert ihn nicht, dem anfangs empfindlichen Kameraden schriftstellerische Versuche auszureden. Die Wahrhaftigkeit selbst ist er auch in den nicht immer leichten Erörterungen mit Vischer: „Er legt auch," so scherzt Strauß einmal, „dem Freunde gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräche glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift." Was die Beiden im Innersten eint, nach jeder Verstimmung immer wieder zusammenführen mußte, ist die gleiche Genialität, die gleiche Redlichkeit in Leben und Lehre; dieselbe schwäbische Künstlernatur. Echte Dioskuren der Wissenschaft, theilen sie auch die gleichen poetischen Neigungen; ironisiren sie Beide gleicherweise den eigenen poetischen Trieb. „Poesie, Philosophie," heißt es in Vischer's „Auch Einer"; „bringe nichts fertig. Ich bin ein rüstig marschirender Stelzfußmann." Im Geiste derselben harten Selbstkritik klagt Strauß von sich: „Ich bin und bleibe ein elender, wissenschaftlich-künstlerischer Maulesel"; ein Gleichniß aus der Thierwelt, das er späterhin durch ein anderes, minder boshaftes ersetzte: „Das mir gleichnamige Thier ist ein Vogel, aber kann nicht fliegen; statt der Flügel hat es nur Stummeln,

aber diese beflügeln seinen Lauf. So kann ich nicht dichten" — die einzige bewußte halbe Unwahrheit in Strauß' Schriften — „aber ich habe nichts, weder Großes, noch Kleines geschrieben, wobei mir der Poet in mir nicht zu Statten gekommen wäre." So waren durch gleiche Gaben und gleiche Leiden die beiden großen Ludwigsburger einander wahlverwandt. Die gleiche Zucht durch Kant und Hegel, derselbe Forscher- und Mannesmuth, die gleiche Verfolgung durch Zeloten: Großes und Kleines war ihnen sonst noch gemein. Großes und Kleines schied sie aber auch: Strauß selbst spaßt einmal: seine Katzen- und Vischer's Hundeliebhaberei sei bezeichnend für die Gegensätze ihres Wesens. Künstlerisch stand Strauß viel unbedingter zu Goethe als Vischer, dessen Shakespeare-Cult mitunter Strauß für übermäßig hielt. Den tiefsten Zwiespalt rief aber die Politik hervor. Der Ausdauer, mit der Strauß zartfühlend und geduldig Vischer jeden Beruf zum Volk- und Staatsmann abspricht, kommt nur die Strenge gleich, mit der er seiner eigenen Unzulänglichkeit auf diesem Gebiete gedenkt. Seine Gedanken und Bestrebungen sind zu akademisch fein für Forum und Curie: im Getümmel von politischen Kämpfen gliche er Einem, der mit Federmesser und Lanzette, die an ihrem Orte unersetzlich sind, in die Schlacht gehen wollte. Da man Strauß zum politischen Redacteur machen will, lehnt er so kurz ab, als ob man ihn zum Husarenoberst machen wollte. „Vischer und ich," so schreibt er einmal einem gemeinschaftlichen Freunde, „sollten als Politiker für einander vernünftigerweise gar nicht existiren, weil das Politische das Nichtseiende an uns ist." Während aber die gleiche Erkenntniß Taine und Renan gleicherweise von der Tagespolitik fernhielt, konnte Vischer's streitbare, schon aus Künstlersinn einem bewegten, öffentlichen Leben feurig zustrebende Natur sich nicht genugthun in brieflichen und gedruckten Kundgebungen seiner Hoffnungen und Besorgnisse für die vaterländischen Dinge. Im Unmuth konnte Strauß dann wohl urtheilen: „Vischer hat kein Quentchen politischen Verstand bei so großen sonstigen Geistes- und Herzens-

gaben; aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht." Indessen wurde in den Wirren von 1848 der ehedem unbefangenere Strauß selbst mehr und mehr aus einem Manne des bürgerlichen Centrums zu einem maßlosen Hasser der Demokratie: „unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existiren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten." Der ungeheuere Widerspruch zwischen diesem politischen und seinem religiösen Standpunkte entging schon dazumal seinen Correspondenten nicht: sie stellten ihn zur Rede: „aber Rath weiß ich keinen," lautete die Antwort. „Ohne eine Revolution bekommen wir keinen neuen Boden in der Religion und dieser läßt sich nicht legen, ohne eine Revolution herbeizuführen und zwar eine ziemlich bestialische, wenn die alte Religion die Leute nicht mehr recht im Zaume hält und die neue noch nicht da ist." Mit räthselhafter Ruhe lehnt er auch späterhin immer jedes Eingehen auf das eigentliche Weltproblem, das er in der Theologie so rundweg zur Sprache gebracht, in der Politik ab: „auch der Gedanke an das Heil, was aus den Trümmern der nächsten Zerstörungen sprießen werde, kann mich so wenig trösten, als die Bewohner der verschütteten Vesuvstädte bei ihrem Untergange der Gedanke an die schönen Weinberge beruhigen konnte, die einst über ihren Gräbern wachsen werden." Mit dieser politischen Ruheseligkeit werden seine Enkel nicht weit kommen. Mit den gleichen Argumenten wurde und wird ja Strauß' religiöser Radicalismus von den „Halben" als heil- und ziellos angefochten. Hier rühren wir an die tiefsten Wunden unserer modernen Welt, an den — auch von Taine und Renan nur aufgedeckten, nicht geheilten — Bruch in ihrem politischen und religiösen Denken. Strauß war aufrichtig genug, in seinem alten und neuen Glauben diese Schäden nicht zu verdecken. Renan aber ließ ihm mit vielen Lobsprüchen über das Buch diplomatisch sagen: „Er liebe dergleichen religiöse Abrechnungen nicht, die allemal einen Bankerott herausstellen, da man lieber in der Stille den Credit des Hauses aufrecht erhalten sollte."

Wahr wie in seinem Credo des Unglaubens gegen alle Lebendigen war Strauß auch gegen den Tod. Da er ihm vorzeitig naht, als grausamer Peiniger, liest und vergleicht er Horaz und Catull; labt sich an Justis Winkelmann-Biographie, schreibt die sinnigsten lateinischen Widmungen; grüßt seine Zwillingsenkel mit Versen, die aus dem schönsten Dichtergemüth hervorbrechen; bekennt sich mit aller Entschiedenheit gegen Schopenhauer's „grobe Welt-Unzufriedenheit" und zugleich zu Epicur, als dem Ersten, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen. Zoll um Zoll fühlt er absterben. Die Chirurgen sondiren und operiren, „der alte Strauß ist nicht mehr zu sehen, der Leichenbart, die von Morphium entfärbten und gefurchten Wangen können nur noch einen gräßlichen Eindruck machen": aufrechten Sinnes, gelassen, weise und witzig denkt und duldet er bis ans Ende; ein moderner homo socraticus; in diesen letzten heiteren und milden Aeußerungen seines reinen Sinnes unserem Gefühl näherstehend als der Sokrates des Phaedon. Ultima mensat: selig der Fromme und der Freidenker, der mit der Seelenstärke von David Strauß den Tag kommen sieht, „wo der morsche Leib über dem Geiste vollends zusammenstürzt".

III.

Dieselbe Regsamkeit des Geistes blieb bis an sein Lebensende auch Carl Vogt treu, der als 75jähriger „Erinnerungen und Rückblicke: Aus meinem Leben,"*) mit dem übermüthigsten Studentenhumor aufzeichnete. Auch wer zuvor nie eine Zeile vom witzigen Autor der „Thierstaaten" gelesen, merkt nach den ersten Blättern, daß er in die seltene Gesellschaft eines Humoristen geräth, der Schnurren im muntersten Naturburschenton vorbringt und gleich auf den ersten vier Seiten ungescheut viermal mit der Selbstverständlichkeit eines Rabelais oder der Vorurtheilslosigkeit eines Naturforschers von natürlichen, in Weber's Capitel

*) Stuttgart 1896.

Pfui einschlagenden Dingen redet. Vogt ist Hessenblut. Väterlicherseits führt sein Stammbaum auf ein Geschlecht von Metzgern zurück, deren Schlächtermesser in den Händen des Nachkommen zum Scalpell sich veredelte. Mütterlicherseits gehört er zur Familie der als Revoluzer berufenen Follen. Weitauf, weitab, von Kassel bis gegen Heidelberg, war die Gegend übersät mit Onkeln und Tanten, Vettern und Bäschen: sechs Wochen lang konnte er zu Fuß im Land herumreisen, täglich an einem anderen Ort nächten und dennoch nie in einem Wirthshaus einkehren müssen. Da lernte er zuerst Nord und Süd scheiden, nach wunderlichen Merkmalen: je nachdem der Wein aus Fuß- oder Wassergläsern getrunken, je nachdem als Festgericht Gans- oder Truthahnbraten aufgetischt wird. Auch die Follen und Vogt wußte er bald zu sondern: jene blond, diese braun, die Blonden meist von künstlerischem, die Braunen vorwiegend vom Trieb zur positiven Wissenschaft erfüllt. Aus solcher gedeihlicher Mischung von Braunen und Blonden, südlichen und nördlichen Temperamenten gedieh unser Satiriker, das Kind urgesunder Kernmenschen: die Mutter eine Doppelgängerin der Frau Aja, der Vater ein Musterarzt; ein Eltern- und zugleich ein Erzieherpaar, von dem jeder Hygieniker und Pädagog lernen kann. Sie ließen Carl, wie die anderen Jungen, frei gewähren. Und so wuchs er auf, zuerst ein wilder Gassenjunge, der bei jedem Unfug, leider auch bei jeder Hinrichtung, dabei sein wollte; dann der rechte Range als Gymnasiast; hernach einer der in jedem Betracht ersten Hörer von Justus Liebig. An dem, was Vogt in diesen ersten 18 Gießener Jahren gesehen, getrieben und sich gemerkt hat, könnten sich nach seiner eigenen Bemerkung zehn Dickens die Finger lahm schreiben. Uns genügt einstweilen Vogt selbst, der mit seinen allerhand Humoren ein Dutzend gewerbsmäßiger Witzbolde versorgen könnte. Die Gießener Professoren und ihre Gegenstücke in der „Borjerschaft,“ die Wurst-, Kappen-, Bier-, Dach- und verrückten Hofräthe; die grotesken, gleichsam einem komischen Roman entsprungenen Schulpedanten; die Förster, die als Acten nur

„ihre Bäume“ gelten lassen; die Pfarrer, die ungalante Bauerngatten in der Exhorte rechtschaffen ohrfeigen; Menschen und Abenteuer, Flüchtlingshatz dies- und jenseits des Rheins, das vorsintfluthliche Schweizer Universitätswesen der Dreißigerjahre, der junge Gottfried Keller und der alte Oken, die Gletscherforschungen mit Agassiz und Desor: all das **lebt** vor uns, greifbar, hörbar, schaubar: in Zeit- und Sittenbildern, in putzigen Anekdoten und Käuzen, wie sie in solcher Fülle, so leicht und lustig nur ein spöttischer Plauderkünstler sui generis zur Stelle schaffen kann. Bissiger als Reuter und plebejisch gemüthlicher als Heine, realistischer als Raabe und ohne den leisesten Hauch von jeanpaulisirender Empfindsamkeit, wäre Carl Vogt mit den Urbildern seiner Erinnerungen der rechte Stofflieferant für den Entdecker eines alt-, neu- oder richtiger mitteldeutschen Seldwyla. Der Ernst kommt in vernünftigen Schul- und querköpfigen Staatsreden zu Wort. Der Grundton des Schreibers wie des Lesers bleibt aber herzhaftes, herzbefreiendes Gelächter. Und bei allem Grobianismus wickelt sich diese letzte Schrift Vogt's ab — um das Urtheil eines schwerfälligen Professors über seine erste, die Doctors-Dissertation, zu wiederholen — „glatt wie ein Seidenfaden“.

Welch ein Absturz von diesem „Gipfel der Fidelität“ zu den braven, wohlgemeinten, nur gar zu „weihevollen“ Lebenserinnerungen von Jakob Moleschott: „**Für meine Freunde.**“ *) Während Vogt beständig Suiten reißt, pontificirt Moleschott unablässig. Wo der geborene Hesse, dreist bis zur Ungezogenheit, in niederländischer Manier sich überbietet, geberdet sich der geborene Holländer Moleschott durchweg als feierlich orgelnder und orakelnder Hohepriester der freien Forschung. Auch Moleschott ist der Sohn eines Arztes. Auch er wächst bei idealen Eltern auf. Aber auch wenn Zwei dasselbe erleben, erleben sie es nicht auf dieselbe Weise. Von der Geburt bis zur Berufung nach Zürich der späterhin

*) Gießen 1895.

auf Cavour's Wunsch die Berufung nach Turin folgt, geht Moleschott's Bericht immer in gleicher seraphischer Ueberschwänglichkeit fort. Lust und Leid, nothgedrungene Entlobung und verzückte Verlobung, die Waffengänge im Dienste von Feuerbach's Weltanschauung und die Ränke der Neider, die Wonnetrunkenheit der Freundesumarmung und der Heroencult für Forster und Liszt, Goethe und Beethoven: Ernstes und Gleichgiltiges — denn gelacht und geneckt wird in dem ganzen Buche nicht — ist immer nur auf den einen, einförmigen Prophetenton gestimmt. Nichts liegt uns ferner, als Moleschott's Verdienste zu bestreiten; mit Recht rühmt er sich, Gottfried Semper als Baumeister des Züricher Polytechnikums durchgesetzt zu haben; mit etwas größerer Selbsttäuschung nimmt er Renan's Dankbrief für seinen Kreislauf des Lebens, ces deux beaux volumes pleins d'une si haute philosophie, gar zu ernst: Renan war, wie Alexander v. Humboldt und Victor Hugo, nicht gar zu pedantisch mit aufmunternden Dankschreiben (nannte er doch nur im Hinblicke auf solche der literarischen Artigkeit entstammende Zuschriften seine Correspondenz einmal lächelnd ma honte). Wie sich indessen der Lebende über alle Wechselfälle mit seinem schönen, Ulrich von Hutten entlehnten Wahlspruch tröstete, „Ein Herz läßt sich nicht kränken, das guter Meinung ist", tritt man dem Andenken des Geschiedenen nicht nahe, wenn man auch über den Autobiographen das Urtheil abgiebt, das ein wohlgesinnter Naturforscher über den Mann der Wissenschaft gesprochen: „Moleschott war eine mehr auf Oratorik und Decoration angelegte und durch diese wirkende Natur; sein lebhafter Geist ging nicht in die Tiefe."

So sagt Theodor Billroth in seinen Briefen,*) die uns die lückenlose Entwickelungsgeschichte eines armen Predigersohnes von der Insel Rügen geben, der zum populärsten Mann von Wien, einer der ersten Chirurgen seiner Zeit und ein moderner Doppelgänger der genialen Universal-

*) Hannover und Leipzig 1896.

menschen der Renaissance wurde. Wie bei Strauß läßt sich auch bei Billroth von der Studentenzeit bis an sein Ende jede Lebensspur in den Briefen aufzeichnen. Im Eingangsbriefe, dem Prachtstück eines unbewußten Selbstporträts, sehen wir den jugendlichen Mediciner, der für die Jenny Lind schwärmt und durch seine Schönheit und Ritterlichkeit auch ihr besonderes reines Wohlgefallen erregt. Wir folgen ihm auf die Kliniken von Göttingen und Berlin, auf die Lehrkanzeln von Zürich und Wien. Wir sind seine Reisegefährten nach und aus den Kriegslazarethen von 1870: „da giebt es bald keinen Quadratzoll am menschlichen Leib, wo ich nicht eine Schußwunde sah.“ Wir lernen ihn kennen und lieben als den selbst- und neidlosen Lehrer, der Tausende von Jüngern mit seinen Handgriffen und Meistergeheimnissen (soweit die überhaupt erlernbar!) ausrüstet und von Lüttich bis Königsberg die wichtigsten „Thronstühle“ der Chirurgie mit seinen Schülern besetzt. Wir treten in den Freundes- und Künstlerkreis, den er gastlich in sein Haus zieht zu Wiener Symposien, die nirgends ihresgleichen finden und finden werden. Wir werden die Vertrauten — um ein tiefes Wort Billroth's zu gebrauchen — seiner **inneren** Biographie: wir neigen uns der Größe, die sich in Worten und Versen des Dankes nicht genugthun kann für den Lieblingsmeister seiner Lieblingskunst: Johannes **Brahms**. Wir begleiten ihn auf Berufs- und Lustreisen nach Petersburg und Lissabon, nach London und Palermo, nach seinem Landsitze am Wolfgangsee und seinem letzten Aufenthalt in Abbazia. Wir machen seine vergeblichen Kämpfe für ein menschenwürdiges Krankenhaus, seine ausdauernden, nur durch seine königliche Freigebigkeit siegreichen Bemühungen für die Begründung einer Pflegerinnenschule und des Rudolphinerhauses mit. Wir sehen seine Kämpfe mit harten Bureaukraten und härteren Neidern im Professorencollegium; wir hören seine Reden in der ersten Kammer über die Aufgaben des Arztes im nächsten Weltkrieg und die eigenrichtigsten Geschmacksurtheile als Niederschlag einer alles umfassenden Lectüre: Rosegger's Gottsucher und Las-

ker's, von Billroth hochgehaltene Erlebnisse einer Mannesseele, medicinische und musikalische Literatur, Turgénjew und Richard Voß. Wir empfangen Concertberichte und Opernreferate, zu denen der zärtliche Vater für seine Tochter Else Zeit findet. Wir werden Zeugen seines jahrelangen, heldenhaft getragenen Martyriums, das den ehedem so genußfrohen Lebenskünstler zum Dursten, Hungern und zu Zwangsmärschen verdammt. Wir studiren unseren uomo singulare in allen Lagen, in allen Beziehungen seines Lebens, im Verkehre mit den Großen und den Enterbten dieser Erde, im Hauskleide und im Chirurgenkittel, am Clavier und am Operationstisch, als treuen Schüler seiner Lehrer und als großartigen Wohlthäter seiner Hörer, und nirgends stört ein Mißton. Ueberall wächst nur unser Staunen, daß, unberührt von Anfechtungen und Versuchungen, von Schmerz und gemeiner Erdensorge, ein solcher reiner, ganzer Mensch in unseren Tagen möglich und lebendig gewesen. Nie „läßt er sich zum Egoismus erziehen". Die Moral „seiner chirurgischen Lust- und Trauerspiele" lautet: die Persönlichkeit trägt den Sieg über Wissen und Können davon. Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein. Im Kreise seiner Kranken und Jünger „hat er keinen Kaiser zu beneiden". Was sein Herz beschwert, ist seine Ohnmacht in verzweifelten Fällen: „Nach einer schrecklichen Operation verließ ich eine vortreffliche Frau. Mit welchem Blicke sie mich heute ansah: werde ich leben? Ich hoffe sie wird leben, unsere Kraft ist so unvollkommen. Ein Jahrhundert stets sich steigernden Wissens möchte ich haben, dann könnte ich vielleicht etwas thun." Die Sehnsucht, immer ausgiebiger zu helfen, und zu heilen; die Verzweiflung der genialen Künstler, daß ihr Lebenswerk ihren Lebenswünschen niemals gleichkommen kann; der Menschheit ganzen Jammer, die Grenzen der Menschheit hat er ermessen wie Wenige. Mehr als einmal tritt das Burnsische Wort auf seine Lippen: Das Leben ist ein Trauermarsch, zu dem das Herz den Takt schlägt. Und trotz alledem will er bis zum letzten Athemzuge nichts wissen von Welt- und Menschenhaß:

„Während Sie vor allem“ — so schreibt er einem eifervollen Freund — „von Haß gegen das Mittelmäßige und Miserable erfüllt werden und mit heroischer Impetuosität darauf losfahren und dadurch am meisten zu nützen glauben, hat mich eine decennienlange Erfahrung als Lehrer der Jugend gelehrt, daß ich, für meine Person wenigstens, mehr wirke und praktisch mehr erreiche, wenn ich vor allem das Gute und Tüchtige anerkenne, fördere und lobe, das Mittelmäßige und Schlechte unbeachtet beiseite lasse und ihm nur dann einen Fußtritt versetze, wenn es aufdringlich hervortritt.“

Eine Lebensregel, die uns Allen, nicht zuletzt dem Kritiker, zum Heil gereichen sollte. Sie steht dem Meister an, der ein andermal erklärt: „Der Mensch ist doch das beste Thier; wenn sich auch unsere modernen Schriftsteller bemühen, es so schlecht als möglich darzustellen.“ So findet Unsereiner in diesen Briefen mehr Trost, Anregung und echte Lebensweisheit als in ungezählten Unterhaltungsbüchern. Denn das Schauspiel einer großen Natur ist so überwältigend, so unvergleichlich erhebender, als die meisten Schöpfungen der modernen Kunst, daß ein Mann, der selbst zeitlebens mit Kraft der Literatur gedient, sich gleicher Einsicht nicht verschließen konnte: J'en suis là, maintenant — heißt es im Journal von Edmond v. Goncourt — c'est qu'un livre comme le second volume de la correspondance de Flaubert m'amuse plus à lire qu'un roman, qu'un livre d'imagination. Nun erst Gaben, wie die Briefe von Strauß und Billroth, diese Erbauungsbücher unseres Geschlechtes, diese wahren Geschichten wahrer Weltheiliger!

III. Neue Lyrik.

Mai 1896.

I.

Wer in dem Wirrwarr unserer jüngsten Lyrik sich zurecht finden will, hat eher über zu viel als zu wenig Wegweiser zu klagen. Es fehlt den Modernen nicht an eigenen Verlegern, eigenen Zeitschriften und marktschreierischen Lobrednern, die ihre eingebildeten Genies und echten Narren lärmend unter die Leute bringen wollen. Neuerdings haben sogar ernsthafter zu nehmende Kenner und Forscher den jungen Leuten besondere kritische Untersuchungen gewidmet; am besonnensten Alfred Biese im Schlußcapitel seines Buches „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“;*) am unbesonnensten Alexander Tille in der programmatischen Vorrede zu seiner unter dem Zeichen von Darwin, Jordan und Nietzsche stehenden Anthologie: „Deutsche Lyrik von heute und morgen;**) behutsamer, wenn auch mehr studentisch burschikos als diplomatisch vermittelnd zwischen Alt und Jung Carl Busse in seiner hübschen Sammlung: „Neuere deutsche Lyrik“, ausgewählt und herausgegeben mit einer literarhistorischen Einleitung.***) So giebt es zur Stunde kaum einen deutschen Dichter und Dichterling unter oder über Zwanzig, dessen Lebenslauf und Lebenswerk nicht in irgend welchen Literaturkalendern oder -Archiven gebucht wäre: der deutsche

*) Berlin 1896.
**) Leipzig 1896.
***) Halle a. d. S. o. J.

Dichterwald ist mehr und mehr zum botanischen Schulgarten geworden, in dem vor jedem Zwergbaum, vor jeder Gift-, Heil- und Schattenpflanze sorgsam Täfelchen mit gelehrten Angaben über Namen, Alter, Fundort u. s. w. angebracht erscheinen.

Angesichts dieser bald ehrlichen, bald windigen Betriebsamkeit zu Gunsten unserer „Neuesten" erwacht ab und zu selbst in ruhigen, urtheilsfähigen Köpfen der Wahn, daß solcher Eifer der Sänger und Kampfrichter doch nur bei annähernd gleichem Eifer der Hörer gedeihen könne: „Es werden," so versichert Biese, „nicht nur jedes Jahr unendlich viele lyrische Schriften gedruckt und verlegt, sondern auch — es ist merkwürdig genug — gekauft." Dieser Erfolg blüht aber nach meiner Erfahrung weit weniger der von Tille sogenannten Lyrik von heute und morgen, als den Meistern von gestern und allezeit. Goethe und Moerike, Heine und Chamisso, Eichendorff und der Sänger der Müllerlieder werden allerdings immer wieder neu aufgelegt, und das mehr noch als in den Buch-, in den Notendruckereien der ganzen Welt. Sie und sehr Wenige ihresgleichen haben in den deutschen Tondichtern wahlverwandte Bundesgenossen und in den Liederheften von Schubert, Schumann, Karl Loewe, Brahms, Robert Franz u. s. w. musikalische Anthologien gefunden, mit deren Verbreitung und Beliebtheit weder Wolff's altväterischer Poetischer Hausschatz, noch Theodor Storm's classisches Hausbuch aus deutschen Dichtern wetteifern kann: in die fernsten Fernen geht die Melodie ihres Wortes erst auf Flügeln des Gesanges.

Es ist ein schlimmes Zeichen für unsere Jüngsten, daß ein Gleiches nur selten einem der Ihrigen, wie dem begabten Detlev von Liliencron, widerfährt. Umsonst nehmen die Virtuosen ihres Kreises den Kampf auf mit Malern und Bildhauern; vergeblich spielen sich Andere, als Apostel von Marx und Nietzsche, zu Anklägern aller Schäden und Schwächen der himmlischen und irdischen Weltordnung auf; umsonst beschämen sie durch naturtreue Schilderungen

der Ueber- und Untermenschen unserer Freuden-, Zucht- und Krankenhäuser den Irrenarzt und die Geheimpolizei: Eines bringen sie doch nicht fertig: das von Marie Ebner auf die kürzeste Formel gebrachte Ideal aller lyrischen Kunst:

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Die Schöpfer solcher Wunderwerke des Volks- und Kunstgesanges waren immer selten; im Zeitalter der Presse und der Parlamente wurden sie immer seltener, wie Nachtigallenschlag verhallt, wenn ungezählte lüsterne Sperlinge durcheinander zwitschern und die Raben ihr Gekrächze anheben; in der Gegenwart scheinen sie allmählich völlig auszusterben, so daß manche nichts weniger als poesiefeindliche Forscher und Künstler an der Zukunft unserer Lyrik zweifeln, zum mindesten eine Zeit der Brache erwarten und fordern. Man kennt das harte Wort von Gervinus: Unsere Dichtung habe ihre große Zeit gehabt, nun müsse starkes politisches Leben an die Stelle von müssigem Lippenfechten treten. Nicht viel anders urtheilte 1860 in einer seiner Erstlingsschriften, dem Essay über Hebbel, Heinrich von Treitschke; er beklagte es nicht allzu bitter, daß die gesammte Lyrik heute lediglich von Frauen gelesen werde, und selten nur ein Mann von Geist in verschämter Stille an seinem Horaz oder an Goethe's römischen Elegien sich erquicke: „Die Härte, der Weltsinn, die Aufregung des modernen Lebens verträgt sich wenig mit lyrischer Empfindsamkeit.“ Noch schärferen Ausdruck gab Gustav Freytag fast am Ende seiner Tage ähnlichen Gesinnungen; in seinen Erinnerungen widmete er der Prosa warme Worte: „Die ungebundene Rede ist in unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch

welches die Seele alles auszutönen vermag, was sie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrschaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, sondern für eine Verstärkung des poetischen Schaffens halten." Den Ursachen dieser Verdunkelung unserer neuen Lyrik durch andere, scheinbar nüchternere Kunstmittel ist niemand tief- und scharfsinniger nachgegangen, als ein, philiströser Anwandlungen unverdächtiger Poet, Gottfried Keller:

„Was die deutsche Lyrik seit Goethe und dem Wiederfinden der alten Volkslieder, dann durch das Erwachen der Vaterlandsliebe und freiheitlicher männlich nationaler Regungen an klaren und tiefen Tönen erreicht hat, wird in vielfach blühender Melodie gesungen. Horcht man aber aufmerksamer hin, so wird man bemerken, daß diese reiche Lyrik, was das Wort betrifft, bereits stille steht und sich auszusingen anfängt, wo nicht schon ausgesungen hat, wie übrigens schon oft behauptet wurde. Steht aber das Wort still, so werden bald auch die Töne einschlafen. Es wäre der Mühe werth, wieder einmal zu untersuchen, worin die Neuheit in der Poesie bestehe: wahrscheinlich käme dabei heraus, daß es überhaupt nichts Neues giebt unter der Sonne. Seit man chinesische Liederchen kennt, welche eine melancholische Landschaftsstimmung ausdrücken, wie etwa Lenau's Schilflieder, kann man nicht mehr hoffen, mit etwas menschlich Neuem aufzuziehen, wenn man nicht die ethnographischen und dergleichen Dinge für das poetisch Neue halten will. In der That ist selbst der Weltschmerz, den man für das Moderne hielt, so alt, wie seine zwei Wurzelsilben. Auch in der Form ist es so.... Ein grauer Strichregen allseitig gleichmäßig geschickter Versemacherei, verdrießlich und fast eintönig, bedeckt das Land; wo ein scheinbar neuer Klang ertönt, da zeigt gleich das nächste Jahr nach dem Erfolge, daß nichts Nachhaltiges, Nothwendiges daran war, indem der Glückliche nicht im Stande ist, fortzufahren, den Klang noch schöner zu wiederholen. Der Geist schwebt eben nicht über einem Glase Wasser, er schwebt über den Wassern. Goethe's Lied entstand aus der kraftvollen Empfindungsfähigkeit und aus der Sehnsucht des vorigen Jahrhunderts und so fort. Welche Bewegkraft wird sich jetzt mit dem Einzeltalent vermählen, um uns aus jenem Regen zu erlösen?.... Führt die Lyriker an Wind und Sonne des offenen Volkslebens, lass't sie, statt binnen Jahresfrist ganze Bände zusammenzustoppeln, vorerst Ruf und Ehre daransetzen, nur Ein gutes Lied zu machen und mit demselben zu siegen."*)

---

*) Gottfried Keller: Am Mythenstein (1860), neugedruckt in Keller's „Nachgelassenen Schriften und Dichtungen". (Berlin 1893.)

Ein weiser Rath, den leider nur allezeit und allerorten sparsam wachsende Männer vom Schlage Gottfried Keller's zu befolgen vermögen. Was unserer siechen Lyrik aufhelfen könnte, weiß ja — wie in Grillparzer's boshaftem Consilium medicum — jeder Landbader zu sagen: Frau Poesie kränkelt verwitwet seit manchem Jahre und alle gelahrten Specialisten wissen sie nicht zu curiren, bis ein zuletzt zu Rathe gezogener Dorfarzt lachend erklärt:

Die Wissenschaft hier wenig kann,
Der guten Dame fehlt ein Mann.

Wundermänner derart sind aber nicht auf Commando zur Stelle. Geniale Väter haben nicht nothwendigerweise ebenbürtige Söhne, noch seltener Kindes- und Kindeskinder, die ihre Begabung in gleicher Weise bethätigen, wie die großen Vorfahren. Wer heute nach deutscher Größe ausschaut, macht eher vor Bismarck und Helmholtz, Siemens und Röntgen Halt, als vor den Rufern und Schreiern im Streit unter dem lyrischen Nachwuchse — ganz zu geschweigen der schon von Scheffel's epischem Charakterkater Hiddigeigei so munter abgeführten „Kleinsten der Kleinen":

Sind wir Katzen verstummt, so singt die Maus,
Dann schnürt auch die ihren Bündel;
Zuletzt jubilirt noch in Saus und Braus
Das Infusoriengesindel.

Und wenn das „Insecten- und Infusoriengesindel" nur immer noch jubiliren wollte! Heutzutage steigen die putzigen Kerlchen entweder in die Tiefe, um die sociale Frage im Ameisenstaat zu studiren, oder sie versteigen sich wie Mückenschwärme in Höhen, aus denen sie geringschätzig auf unser erbärmliches Menschengewimmel herabblicken. Weh' uns thörichten Sterblichen, wenn sie uns hernach mit ihren aus der Mückenperspective stammenden Weltgedanken heimsuchen: der Geheimschrift schwerverständlicher Runen und Hieroglyphen, in denen „die hochgezogene Seele eines Dichters wie Stefan George"*) sich mehr versteckt als

*) Blätter für die Kunst, Berlin.

offenbart, gesellt sein Dolmetsch, ein jugendlicher, sonst geschmackvollerer Poet einen Schlüssel, mit dem Unsereiner nicht mehr anzufangen weiß, als ein Papua mit dem Vexirschlosse einer Stahlkammer:

„Die angeborene Königlichkeit (!) eines sich selbst besitzenden Gemüthes ist der Gegenstand der drei Bücher. Nichts ist der Zeit fremder, nichts ist den Wenigen werthvoller. Die Zeit wird sich begnügen, aus den schlanken (!) tyrannischen Geberden, aus den mit schmalen Lippen sparsam gesetzten Worten, aus dieser leichtschreitenden, hochköpfigen (!) Menschlichkeit und der im unsicheren Lichte der frühen Morgenstunden gesehenen Welt einen seltsamen Reiz zu ziehen. Einige Wenige aber meinen nun mehr um den Werth des Daseins zu wissen, als vorher." *)

Vermag voraussichtlich auch keiner unserer Leser den Sinn solchen Unsinnes zu deuten, so wäre es doch unbillig, alle Jungen für ähnliche Verkehrtheiten einzelner, jede Parodie durch ihre Geistesproben beschämender „Jahrhundertender" büßen zu lassen. Alles Unkraut vermag nicht die Triebe des einen und anderen Senfkornes zu überwuchern, das freilich lang vor den Neuesten tapfere Alte ausgestreut haben: in Deutschland Gottfried Keller, in dem friedlichen Sängerstreit mit dem Hasser aller Dampfmaschinen Justinus Kerner; in Frankreich Sainte-Beuve in den sinnvollen Gedanken über Maxime Ducamp's Chants modernes (einer Kritik, die, wie so oft bei unserem Meister, mehr werth ist als die besprochene längstverschollene Gedichtsammlung), vor allem aber in den kühnen Weissagungen einer ganz neuen originalen Literatur der Zukunft in einer ganz neuen Gesellschaft der Zukunft.**) Die Frage lautet kurz und dürr: Ist unsere moderne, häßliche, rastlose Welt der Eisenbahnen und Riesenfabriken mit der Unnatur unseres Großstadtlebens und dem Massenelend unserer Lohnsclaven überhaupt noch dichterischer Bewältigung werth und fähig? Kann es inmitten aller herzbeklemmenden Kriegssorgen, im

*) „Die Zeit." Wien. VI. Band, Nr. 77.

**) In den leider nur fragmentarischen Schlußbemerkungen von Sainte-Beuve's Proudhon. 4. Auflage. Paris 1873. S. 318 bis 349.

Getümmel des nervenzerstörenden internationalen Weltverkehres, im Glaubens- und Classenkampfe der Zeit noch Sammlung, Selbsteinkehr, lyrische „Wurzelruhe" geben? Ist aus der neuen Welt nicht ein- für allemal mit dem Frieden des Herzens jede Sängerlust gewichen?

Wer wäre so vermessen, abschließende Antworten auf solche Fragen zu wagen? Wer aber möchte nicht zu den Hoffenden sich stellen, die, wie Vischer, noch mehr als Eine Erneuerung der Kunst in einer durch technische Wunder verjüngten, durch unvermeidliche sociale Umwälzungen gewandelten Menschheit erwarten. Der Reiz dieses neuen Weltbildes ist Gottfried Keller nicht nur in Worten, sondern in kraftvollen Werken aufgestiegen. Wie er in dem Wettgesange mit Kerner die Locomotiven als die Eliaswagen der Zeit pries, die auf Sturmesflügeln des Geistes durch Gebirgsstöcke und über Wolkenschwaden hinsausen, malt er ein andermal mit festen Zügen das Phantasiestück einer

Zeitlandschaft.

Schimmernd liegt die Bahn im tiefen Thale,
Ueber Thal und Schienen geht die Brücke
Hoch hinweg, ein Thurm ist jeder Pfeiler,
Kunstgekrönet in die Lüfte ragend,
Zu den Wolken weite Bogen tragend.

Wie ein Römerwerk, doch neu und glänzend,
Bindet wald'ge Berge sie zusammen;
Auf der Brücke fahren keine Wagen,
Denn krystall'nes Wasser geht dort oben,
Dessen fromme Fluth die Schiffer loben.

Unten, auf des Thales Eisensohle
Schnurrt hindurch der Wagen lange Reihe,
Hundert unruhvolle Herzen tragend
Straff von Nord und Süd mit Vogels Schnelle;
Drüber streicht das Fischlein durch die Welle.

Langsam, wie ein Schwan, mit weißem Segel,
Herrlich auf des Himmels blauem Grunde
Oben fährt ein Schiff von Ost nach Westen; —
Ruhvoll lehnt der Schiffer an dem Steuer:
Ist das nicht ein schönes Abenteuer?

Und Eines Sinnes mit dem Schweizer Dichter träumte auch der kühle Kunstrichter Sainte Beuve von ungeahnten Eroberungen im Reiche der Dichtung unter der Einwirkung des großartigen Märchenzaubers unserer neuen Naturforschung; von einer neuen, die Massen mit neuen Heilsbotschaften ergreifenden und verbrüdernden Weltdichtung. Ja, sein Fernblick richtete sich desto zuversichtlicher in die Zukunft, je deutlicher er das Versiegen der schöpferischen Kraft in der Gegenwart erkannte: „Je genauer wir alles erforschen, desto schwächer wird unsere Einbildungskraft. Die Kritik schilt umsonst, schlägt vergebens mit Händen und Füßen um sich. Der Schöpferhauch rührt sich erst, wenn es Gott gefällt.“*) Und trotz alledem blieb er der Prophet eines neuen, von dem goldenen grundverschiedenen, eisernen Zeitalters der Dichtung. Er hat den Messias der ihm so sicher vor Augen stehenden neuen ursprünglichen Kunst so wenig erlebt, wie das in dem vollen Menschenalter seit seinem Heimgange erwachsene Geschlecht. Dennoch bleibt sein Wort aufrecht: vernehmlicher denn je rauscht der Hauch einer gewaltigen Zeitenwende durch die Welt: die wird, die muß ihre gottgesandten Sprecher finden nach dem Dichterworte Keller's:

Gott hat zu seinem Zeugen
  Geordnet den Gesang,
Der wird nun nimmer schweigen
  Die Ewigkeit entlang.

II.

Auch wir Lebenden können nur wünschen, nicht hoffen, das Aufsteigen solcher sieghafter Neuerer zu schauen. Bescheiden wir uns einstweilen mit redlichen, von Adolf Frey sinnreich besungenen

*) Causeries du lundi. XII. Band, S. 16.

Epigonen.

Starke Nachhut sind wir Epigonen,
Die im Zelt der großen Ahnen wohnen,
Ihre rost'gen Schwerter, ihre Schilde
Sind uns keine Wehr im Kampfgefilde,
Aber unter ihren lichten Fahnen
Schreiten wir zum Sturm auf neue Bahnen.

Noch immer ist unter ihresgleichen mehr Kraft und Ernst zu finden als bei den meisten Schwarmgeistern der Jüngsten: wenden wir uns deshalb ein paar, weder bei Biese noch bei Busse und Tille genannten Lyrikern zu, die mit reinem Sinn im Dienste der alten Kunstübung stehen: zunächst zwei alten Herren: den Spätfrüchten des 76jährigen Adolf Pichler*) und den Spätherbstblättern von F. W. Weber.**)

Weber's „Nachgelassene Gedichte" haben, zumal im katholischen Deutschland, ebenso rasch ihren Weg gemacht wie zuvor sein „Dreizehnlinden", das bei der 70. Auflage hält; in wenigen Wochen brachten sie es zur 12. Auflage. Ihre negativen Eigenschaften sind bemerkenswerther als ihre positiven Vorzüge. Sie sind erfreulich, nicht bedeutend. Eine reine, gläubige, dabei friedfertige, gut deutsch gesinnte Persönlichkeit äußert sich redlich und mild. Im Leben steht der wackere Mann als tüchtiger Arzt. Die Poesie ist die Trösterin seiner Muße von früher Jugend an. Er meistert als Uebersetzer aus dem Schwedischen, Dänischen und Englischen die Sprache; er zieht nordische Wucht dem Formenglanz des Südens vor, obgleich er sehr anmuthig im Sonett zu spielen weiß; er erzählt in Balladen schlicht und warm, nie überlegen; am gewinnendsten trifft er den Volkston im

*) Leipzig 1896.

**) Paderborn 1896.

Christbaum.

Der Winter ist ein karger Mann,
Er hat von Schnee ein Röcklein an;
Zwei Schuh von Eis,
Sind nicht zu heiß:
Von rauhem Reif eine Mütze,
Macht auch nur wenig Hitze.

Er klagt: „Verarmt sind Feld und Flur!“
Den grünen Christbaum hat er nur;
Den trägt er aus
In jedes Haus,
In Hütten und Königshallen:
Den schönsten Strauß von allen!

Derber als der norddeutsche ist der süddeutsche Katholik Adolf Pichler, dessen „Gedichte verschiedener Art“ als Motto das italienische Sprichwort tragen: Tempo e pazienza maturano anche le mispole. Einzelne bleiben unreif, andere werden überreif, die vollkommen reifen sind ausnehmend schmackhaft. Pichler ist Naturforscher und Naturschwärmer. Am wohlsten ist ihm in der heimischen und in der italienischen Gebirgswelt. Im Appenin fand er das unvergeßliche Urbild seiner schönsten poetischen Erzählung, den einzigen Fra Serafico. So sind ihm himmlische Sphärenklänge so wohl vertraut, wie der Rüpeltanz der Dorfschenke und das Trutzlied des Gemsjägers. Die gleiche Mischung volksmäßigen, mitunter an Grobianismus streifenden Humors und entrückter Friedensmusik finden wir wieder in den ungleichwerthigen Stücken der Spätfrüchte.

Nicht dem Lied der Nachtigallen
Nur mit dem der Alpenmeise
Will ich meinen Sang vergleichen
Und die kurze Strophenweise.
In des Südens Lorbeerhainen
Hörst Du ihren Schlag erschallen,
Möge Dir im rauhen Norden
Dieses rauhe Lied gefallen.

Rauh und gesalzen, oft an Grillparzer's Verbitterung gemahnend, ist allerdings Pichler's Spruchweisheit. Nicht umsonst fließen Deutsch und Wälsch in des Tirolers Adern zusammen; „deutsch zu lieben, wälsch zu hassen, weiß er stets mit ächten Flammen". In der Politik ein feuriger deutscher Patriot, in Glaubensfragen ein duldsamer Himmelspatriot, blieb er im Leben und Denken sich selbst getreu. Alle Schalen seines Zornes ergießt der ganze Mann über die Heuchler und Schmeichler, die Ehren und Namen erschlichen haben, indessen redliche Künstler, wie Anselm Feuerbach, „am Publicum erfroren". „Die Schmach, die Unwerth schweigenden Verdienst erweist," ist auch das Grundmotiv des bedeutendsten Stückes der Spätfrüchte: der Dichter. Der cant der Welt, die den Poeten im Leben verhungern und nach dem Tode „im Papierkorbe, der Walhalla des deutschen Volkes", versinken läßt nach einer verlogenen pomphaften Leichenfeier, ein oft behandelter Vorwurf, wirkt in Pichler's wildem, niemals selbstgefälligen Zornesausbruch aufregend, wie ein unverdient erlittenes, unsühnbares Unrecht, dessen Augenzeugen wir unversehens werden: grausiger noch als das Hexenbild: die alte Urschel, dies Meisterstück grotesker, volksmäßiger Laune, das zu dauern verdient, wie die meisten anderen milderen und herberen in der Galerie von Pichler's „Todtentänzen".

Scharf geschieden von diesen Holzschnitzereien Pichler's, ist der gleichsam aus Erz getriebene oder in Marmor gebildete Todtentanz des Schweizer Dichters Adolf Frey.*) Wärmt und erhitzt uns bei Pichler die eigene, im guten Wortsinne plebejische Glut des Erzählers, so bändigt den Beschauer von Frey's Todtentänzen die aristokratische Selbstbeherrschung des strengen, feinen Künstlers, der nicht umsonst zu den Füßen Gottfried Keller's gesessen**) und aus dem Landsmann der Jünger und Lebensfreund von

---

*) Aarau 1895.

**) Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. Leipzig, 2. Auflage, 1893.

Conrad Ferdinand Meyer geworden ist. Frey entstammt einem eidgenössischen, kriegstüchtigen Geschlechte, in dem die streitbare Tradition seiner Heimat fortlebt. So laut diese Stimme des Blutes aber, nicht bloß in seinen Dichtungen, sondern auch in Fachschriften über helvetische Heeresverfassung sich äußert, nicht minder laut meldet sich der angeborene malerische Sinn, der Frey — wie ehedem Gottfried Keller — jahrelang die bildende Kunst für seinen eigentlichen Lebensberuf halten ließ. Merklich ist dieser (auch in C. F. Meyer's Gedichten unverkennbare) Zug zur Plastik schon in den ersten Gedichten von Frey durchaus.*) Am Sterbelager seines Vaters sieht er in verhaltener Bewegung und sieht der Leser mit ihm die Todtenmaske des Geschiedenen und die Gestalten der aus dem Sterbezimmer Schreitenden, wie ein unmittelbar Leibhaftiges. Und innig weiß Frey ohne viel Worte diese und manche andere Gruppe zu beseelen:

Wir maßen unsere Straße tiefvermummt
Und Windeshauch und Klage war verstummt.
Vor seiner Klause war die Fahrt vollbracht,
Und trübe bot der Freund mir gute Nacht,
Und eh' ich's seinen Händen überreicht,
Schlug ich das Tuch zurück vom Todtenbilde:
Da goß der Sterne seliges Geleucht
In die versteinten Augen Glanz und Milde.

Auch sonst hält er an der selbstgegebenen, Marie Ebner's „Kleinem Lied" engverwandten, Kunstregel fest:

Des Wohlklangs Wonne
Allein hilft nicht,
Auch Seele und Sonne
Will ein Gedicht.

Selten, selbst im Liebesglück, in helles Jauchzen ausbrechend, steht er dafür männlich gefaßt auch allen Schrecken dieser Erde gegenüber: Zeuge dessen der gedankenreiche erste

*) Leipzig 1886.

Cyklus Todtentanz in den Gedichten: Tod und Forscher; Tod und Dichter und vor allem das Zwiegespräch Tod und Bismarck:

Tod: Titane ungestillter Lebensgier
Womit erfüll' ich Lust und Wünsche Dir?

Bismarck: Steht irgendwo ein Mann im Deutschen Reich
An Bärenmuth und Falkenschärfe reich,
Ein Fürst des Handelns und entschloss'ner That,
Ein Herrscher oder eines Herrschers Rath — —
An diesem schreite lange, lang vorbei!
Und brichst Du meine mürbe Kraft entzwei,
Nimmt er die blanken Waffen, die ich trug,
Und geht gewaltig vor dem Völkerzug:
Ein anderer und doch mir selber gleich
Blüh' und gedeih' er mit dem heil'gen Reich!

Tod: Vergißmeinnicht will ich jetzt pflücken geh'n
Und fades Alltagsgras — auf Wiederseh'n!

Würdig dieser vor zehn Jahren entstandenen ersten, sind Frey's neue Todtentänze. Vor Einförmigkeit bewahrt ihn der Wechsel der Stoffe und Töne: der Vater am Pfühl des einzigen Kindes; der Maler, dem der unversehens sanft verscheidende Vater Modell sitzt; der Bahnzug, den die Lawine zertrümmert; Festmahl und Freischießen; der unheilbar verletzte Kriegshauptmann und wundersam gedeutetes altes Glasgemälde: Gestalten und Visionen, Prolog und Epilog behaupten sich neben den reifsten Schöpfungen mitlebender Poeten und Maler. Wer aber nach diesen stilisirten Proben Frey, den Sänger der historischen Lieder eines Freiharst-Buben (d. h. eines Schweizer Freischärlers aus dem Jahre 1476), für einen Akademiker halten wollte, der erfährt durch die allerliebsten „Füfzg Schwizerliedli: Duß und underm Rafe"*) (d. h. Draußen und unter'm Hausdach), wie munter unser Poet in der Enge, wie herzhaft er in der Mundart sein kann. Ein Beispiel statt aller:

---

*) Frauenfeld 1891.

Der Kindsbrei.

(Die Mutter singt:)

Ich mache g'schwind es Fürli
Und stelle 's Tüpfi d'ra
Und rüere für mi's Büebli
Dr Pappe 'n a.
I füre 'n und i luege
Und chöchele für mi Chli;
Drü Tröpfli Säge falle
Vom Himmel dri.

Ueberzeugend, wie Frey's tief in der Muttererde haftende Dichtung, möchte auch Richard Kralik's „Prinz Eugenius, der edle Ritter. Ein Heldengedicht alten Volksliedern nachgesungen,"*) die Weisheit bekräftigen: „Wer nicht bei sich zu Hause ist, ist fremd in aller Welt." Das allbekannte Volkslied von der Schlacht bei Belgrad ist Kern und Keim seiner Dichtung. Aus diesem Grundthema wollte der Sänger „eine ganze Symphonie mit Variationen herausspinnen, wo jedes Instrument, von der Flöte bis zur Posaune, von der ersten Geige bis zum Contrabaß auf seine Weise das Thema wieder bringt". Aus der reichen Fülle historischer Volkslieder, die fast eine vollständige Liederchronik von Prinz Eugen's ersten Waffengängen bis zu seinem Ende bilden, versucht Kralik nun — nach dem Vorbilde der Romanzen vom Cid — in hundert durchaus in der Weise des Eugeniusliedes gehenden Liedern eine poetische Biographie des edlen Ritters zu geben, vom ersten Zusammenstoß mit Ludwig XIV. bis zum Türken- und spanischen Erbfolgekrieg, der kaiserlichen Ungnade, den philosophischen Dialogen mit Leibnitz, der Begegnung mit Friedrich dem Großen und dem „Nachspiel im Himmel". An einzelnen wohlgerathenen Strophen, runden Liedern und hellen Geistesblitzen fehlt es bei einem allerdings sehr eigensinnigen Genie des Kunstverständnisses (wie ich Kralik schon vor einem halbdutzend Jahren zu nennen wagte)**)

*) Wien 1896.
**) Deutsche und Franzosen. Wien 1895.

selbstverständlich nicht: ja wer die wundervolle Widmung in Kralik's reiner künstlerischer Prosa liest, möchte gern mit dem Schwärmer glauben, daß zum mindesten die engeren Landsleute in dieser Nachdichtung von Eugen's großem Helden- und Gedankenleben ein österreichisches Volksepos willkommen heißen werden. Werden sie in Wahrheit die Geduldprobe von hundert immer in der gleichen Strophe gesungenen Liedern bestehen? Die Zukunft wird es lehren. Schwerlich aber wird Kralik's Beispiel den kommenden — nach Berthold Auerbach's Prophezeiung heute noch in der Kinderstube träumenden — Sänger von Bismarck's Leben und Thaten locken, 100 bis 200 Lieder zu Ehren des eisernen Kanzlers durchaus auf das Versmaß von Schneckenburger's „Wacht am Rhein" zu setzen.

IV. Erzählerinnen:

Gabriele Reuter, Helene Böhlau, Marie Ebner, Emil Marriot, Lou Salomé, Ricarda Huch, Ossip Schubin.

September 1896.

Die Leidensgeschichte eines Mädchens: Aus guter Familie*) erzählt eine bisher vielleicht zu selten, seither vielleicht zu häufig genannte Dame, Gabriele Reuter. Modernes verschuldetes und unverschuldetes Frauenelend stellt sie uns vor Augen, den trostlosen Lebenslauf einer „höheren Tochter", die ihren Beruf verfehlt, zur rechten Zeit weder den rechten Mann noch den rechten Uebergang in das Fach der freiwilligen Kranken- oder, was heute mitunter auf Eins hinauskommt, der Kunstpflege, gefunden hat. In zwei Theilen von nahezu 25 Bogen exemplificirt sie dieselbe Wahrheit, die Goethe's Iphigenie — sicherlich auch „ein Mädchen aus guter Familie" — für Leidensgefährtinnen aller Zeiten und Lande in zwei Versen verkündigt hat:

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Dies Frauenschicksal ist vor allem meins —

an einem Fräulein, das dem Modegeist unserer Tage zum Opfer fällt. Dieser Modegeist, der mit der Jahreszahl wechselt, ist zur Stunde pessimistisch und socialistisch, wie er in der Werther-Periode empfindsam, im Zeitalter von Diderot's urrealistischem Klosterroman La Religieuse nonnen-

*) Berlin 1896.

feindlich und ehefreundlich, in den Jugendgeschichten der George Sand ehefeindlich war. Selbst ein Napoleon würde jetzt schwerlich das im Gespräch mit Goethe gebrauchte Wort wiederholen: heute ist die Politik das Schicksal. Als Schicksal gilt gegenwärtig — zum mindesten für unsere Rebellen-Literatur — die echte oder falsche Socialpolitik.

Auch Gabriele Reuter macht eine böse, thörichte Erziehung und eine bösere, sträfliche Gesellschaftsordnung, Cant und Mammonismus verantwortlich für jeden Erdenjammer im Allgemeinen, den Altjungfernjammer im Besonderen. In der Leidensgeschichte der Einen, Agathe Heidling, verdichtet sie die Martyrien unzähliger, von Haus aus wackerer, zu allem Liebes- und Mutterglück bestimmter, nur nicht mit der unerläßlichen Mitgift ausgerüsteter Mädchen, deren Dasein mit überschwänglichen Wünschen einsetzt und in stillem Wahnsinn ausläuft. Seht hier — so predigt Gabriele Reuter's Buch — ein leidliches Durchschnittskind, die hübsche Tochter eines preußischen Regierungsrathes, der mehr Standesvorurtheile als Mittel zur standesgemäßen Equipirung seines als Officier dienenden Sohnes hat. Betrachtet Agathen zuerst in der ekstatischen Verzückung der Confirmation und gleich hernach in gefährlichem Umgang mit unsauberen, vorzeitig in alle Wehmutterweisheit eingeweihten Pensionatsfreundinnen. Folgt ihr auf den Hochzeitsmarkt des ersten Balles. Uebergeht keine der Leidensstationen ihres Gemüthslebens: von der Verweigerung eines Kusses für den täppischen, milchbärtigen Vetter bis zur ersten närrischen Backfischschwärmerei für ein Byronbildniß; von der überschwänglichen Neigung für einen genialisch leichtfertigen Maler bis zu wiederholten, immer wieder am Geldpunkt scheiternden Versuchen niedriger Männerjagd. Ueberdenkt alle Anfechtungen und Demüthigungen der Dreißigjährigen: gleicht ihr Dasein nicht dem „Wasser, das auf der Oberfläche so klar und mit so fröhlichen, kleinen, goldenen Sonnenblitzen geschmückt erschien und tief unten angefüllt war mit den faulenden Ueberresten der Vegetation vergangener Jahre“? — „Wußte denn Keiner“ — so heißt es

ein anderesmal in einem ebenso appetitlichen Gleichniß — „daß es grausam war, eine Blume, die nach Entfaltung strebte, durch ein seidenes Band zu umschnüren, damit sie Knospe bleiben sollte? Wußte Keiner, daß sie dann im Inneren des Kelches verrottete und verfaulte?“

Und wundert Euch nur nicht, daß Agathe Heidling, von Natur geschaffen, die Stammmutter blühender Geschlechter zu werden, hysterisch verkümmert. Statt zum Altar, schickt man sie zum Gesundbrunnen. Dort begegnet sie

> Frauen, Frauen, nichts als Frauen. Zu Hunderten strömten sie aus allen Theilen des Vaterlandes zusammen, als sei die Fülle von Blut und Eisen, mit der das Deutsche Reich zu machtvoller Größe geschmiedet, aus seiner Töchter Adern und Gebein gesogen (!) und sie könnten sich von dem Verluste nicht erholen (!!). Fast alle waren sie jung, auf der Sommerhöhe des Lebens. Und sie theilten sich in zwei ungefähr gleiche Theile: die von den Anforderungen des Gatten, von den Pflichten der Geselligkeit und den Geburten der Kinder erschöpften Ehefrauen und die bleichen, vom Nichtsthun, der Sehnsucht und Enttäuschung verzehrten Mädchen.

In solcher Umgebung kommt Gabriele Reuter's Agathe, diese unglückliche Namensschwester der Försterstochter im „Freischütz“ — die Unsereiner noch immer für das Urbild eines deutschen Mädchens hält — um ihr letztes Restchen Verstand. Ein jäher Tobsuchtsanfall wird ihr wohl im Irrenhause ausgetrieben. Als sie wieder an den väterlichen Herd heimkehrt, ist sie buchstäblich eine arme Närrin, geistesschwach, unnütz, ein Opfer der Verhältnisse. Kirche und Schule, Familie und Capitalismus tragen — immer nach Gabriele Reuter — gleicherweise Schuld an solchem Unheil. Im Mittelstande verdammt unsere heutige Gesellschaft Tausende und Zehntausende zu unfreiwilligem Cölibat. In den unteren Classen giebt sie derbe Landkinder — wie Agathens Mitconfirmandin Wiesing — frevelhaftem Verderb an Leib und Seele preis. Oder sie mißbraucht sie — wie die alte, 25 Jahre bei Heidlings dienende Dörte — als Lastthier: der besondere Lohn der treuen Magd ist dann ein von der Königin gespendetes silbernes Kreuz und die Bibel (der Lohn der Leser eine — der gleichen Scene der Dienstboten-

prämiirung in Flaubert's Madame Bovary treulich nachgebildete — Satire der Preisvertheilung). Und indessen die Tugend Agathens wie die Arbeitsamkeit Dörten's und die naive Hingabe Wiesing's an den Naturtrieb nur Gram, Galle oder Schande einbringt, triumphirt die kluge, vermögliche, zuerst mit Commis und Gymnasiasten, hernach mit den Kameraden ihres Mannes liebelnde Schwägerin Agathens, die forsche, nichtsnutzige Officiersfrau Eugenie Heidling. Angesichts solcher Widersprüche versteigt sich die in Gottesfurcht und frommer Sitte herangewachsene Agathe zu dem blasphemischen Eintrag in ihr Tagebuch:

> Wenn es einen Gott gäbe — Einmal möchte ich ihm gegenüberstehen, um ihm das erbärmliche Stümperwerk, das er nach seinem Bilde geschaffen, vorzuhalten und es ihm dann vor die Füße zu werfen... Jüngster Tag? Gericht? Und verwandelt sich das Gericht zu einem Anklagegeschrei von Millionen? Sollte der nicht einen Gott vernichten können?

Der Ton von Clärchen und Gretchen, von Dorothea und der heiligen Elisabeth ist das gerade nicht. Ihresgleichen gedeiht in unserer heutigen Dichtung noch spärlicher als in der Wirklichkeit. Schiller's „Würde der Frauen" und Walthers von der Vogelweide Preislied

> recht als engel sind diu wîp getan
> swer sie schilt, der ist betrogen
> ich enkan sîn anders niht verstan

hat augenblicklich, wie das Frauencapitel in Tacitus' Germania, vermuthlich nur den Alterthumsforscher zu beschäftigen. Die Wortführerinnen des „modernes Weibes" — Allen voran Laura Marholm*) — in ihren verwegenen, aufregenden und aufreizenden Schriften spielen lieber mit Naturforschung und Nationalökonomie. Die Physiologie lehrt sie mit Mephisto „ihr ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu curiren". Die Statistik zeigt ihnen, daß die Zahl der Frauen stetig die Zahl der Männer übersteigt,

---

*) Buch der Frauen. 2. Auflage. München 1895. — Wir Frauen und unsere Dichter, Wien 1895.

während gleichzeitig die Zahl der Ehen im gebildeten Mittelstande stetig sinkt. In Folge dessen: Selbstmorde und Geisteskrankheiten, Auswanderungen und Emancipationskämpfe. Diese Erscheinungen wirken tief, wie im Frauenleben, so auch in der Frauenliteratur der Culturvölker nach. Sie äußern sich auch in der deutschen Schriftstellerei mannigfaltig genug. Nicht zum wenigsten durch die unablässige Zunahme der Zahl unserer Erzählerinnen. In den 24 Bänden des von Paul Heyse wohlgewählten „Neuen Deutschen Novellenschatz“ finden wir über ein Dutzend Damen, ganz zu geschweigen der unübersehbaren Schaar der Mitarbeiterinnen an Familienblättern und Romanfeuilletons. An Rednerinnen und Redefreiheit fehlt es der bedrängten Frauenwelt also nicht. Und man kann somit wohl begreifen, daß an die Stelle von guten und schönen Kunstwerken mehr und mehr nervöse, leidenschaftliche Anklageschriften treten. Je lauter und schriller uns aber die Nothsignale aus dem überfüllten Damencoupé in die Ohren gellen, desto deutlicher merken wir, daß die Armen Rettung von außen, nicht von entschlossener Selbsthilfe erwarten. Auch Gabriele Reuter kann besser fremde Schuld schelten, als zu innerer Einkehr mahnen:

„Sag' Deinen lieben Mitschwestern nur ehrlich und deutlich, wie ihr Leben in Wahrheit beschaffen ist“ — so belehrt ein Socialreformer Agathe Heidling. — „Vielleicht bekommen sie dann Muth, es selbst in die Hand zu nehmen, statt sich von ihren Eltern und der Gesellschaft vorschreiben zu lassen, wie sie leben sollen, und dabei kranke, traurige, hysterische Frauenzimmer zu werden, die man mit 30 Jahren am liebsten alle miteinander todtschlüge. Na — lockt Dich das nicht, mitzuarbeiten für das Recht der Persönlichkeit? Komm', stoß an, es lebe die Freiheit!“

Der Vorschlag blendet Agathen einen Augenblick — unmittelbar vor Ausbruch ihres Wahnsinnes. Beichten, scharf und überscharf Druck und Pein des Philisteriums karikiren, die Enge und Leere ihres verlorenen Lebens als warnendes Beispiel hinstellen, mehr bitter als humoristisch abrechnen mit der Unnatur, Verbildung und Verlogenheit der heutigen Mädchenerziehung: das vermöchte sie wohl. Als es aber

heißt, das Frauenlager zu berathen und zu befreien, weiß sie keine andere Losung als die Vertröstung auf

Etwas Werdendes... Ein Kind — oder ein Werk — meinetwegen ein Wahn... jedenfalls etwas, das Erwartungen erregt und Freude verspricht, mit dem man der Zukunft etwas zu schenken hofft — das braucht der Mensch und das braucht darum auch die Frau.

Genau dasselbe — „Etwas, das Erwartungen erregt und Freude verspricht, mit dem man der Zukunft etwas zu schenken hofft" — bedarf nach der Meinung unserer großen optimistischen Dichter, Lessing, Schiller, Goethe, auch die Menschheit und die Kunst der Menschheit. Eine leichte Beimischung desselben „Etwas", ein wenig Schonung und Duldung, verklärende Phantasie und entsagende Selbstbescheidung fehlt Agathe Heidling, fehlt dem Tendenzroman von Gabriele Reuter, fehlt allerdings auch zahllosen „Mädchen aus guter Familie". Der Arzt, der Priester, der Moralist wird und muß ihresgleichen ergründen. Der Erzähler mag ihre Schicksale ohneweiters ernst oder humoristisch berichten. Jeder milde Sinn kann sich ihrer auch mitleidig erbarmen. Nur als untadeliges Muster, als durchaus schuld- und hilfloses Schattenpflänzchen lassen wir Agathe Heidling nicht gelten. So viel auch Andere an ihr gesündigt haben, das schlimmste Leid thut ihr das eigene Naturell an. Heikel und wählerisch, verschmäht sie in den Tagen jugendlichen Gefühlstaumels den redlichen, selbstlosen Freier; selbstisch und schwächlich begreift sie auch die heitere Selbstverleugnung einer als Diakonissin wirkenden Altersgenossin nicht. Weil es ihr an Einsicht in das eigene Wesen gebricht, ermangelt sie der gebotenen Nachsicht gegen Andere. Ihr Fleisch ist nicht sonderlich stark, aber ihr Geist ist schwächer. Man ist höflich, wenn man sie — in allen Züchten und Ehren — eine thörichte Jungfrau nennt. Ihre Biographie hat nur den Reiz einer lebendigen, heftigen Parteischrift. Vom überlegenen Menschenkenner verlangen wir aber das Für und Wider, den Urtheilsspruch mit seinen Gründen, wie ihn etwa Flaubert in der Education sentimentale — einem mit Gabriele Reuter's Thema ver-

wandten Vorwurf — über die Irrungen seiner ganzen Generation entwickelt. Damit verdient er das letzte Lob, das Otto Ludwig auf der Höhe seiner Begeisterung für seinen Herzensliebling Shakespeare bereit hat: der echte Dichter ist zugleich stets ein gerechter Richter. Große realistische Dichter suchen die ganze Wahrheit. Erregte Temperamente, wie Gabriele Reuter, finden in ihrem Uebereifer nicht einmal die halbe.

II.

Wie einseitig Gabriele Reuter in der Wiedergabe einzelner gut beobachteter Theilwahrheiten verfährt, ergiebt der naheliegende Vergleich mit dem weitaus besser gerathenen Roman Der Rangirbahnhof*) von Helene Böhlau. Es ist nicht das erste Buch der rastlos schaffenden Erzählerin, meines Erachtens aber das rundeste mit und nach ihren kernigen Rathsmädelgeschichten.**) Diese behaglichen Familienerinnerungen unserer Weimaraner Dichterin haben nicht nur geschmackvollen Colleginnen — Louise v. François, Betty Paoli, Marie Ebner — durch ihre heiteren, herzenswarmen Töne wohlgethan: sie scheinen manchem hartgeprüften Kenner unserer Goethepedanten werthvoller und dauerhafter als sieben Achtel aller grundgelehrten Faustcommentare. Nach unmittelbaren mündlichen Ueberlieferungen des „Gomelchens“ — so lautete der Kosename der Großmutter — führen Helene Böhlau's „Rathsmädelgeschichten“ in die Tage von Goethe und Karl August zurück, „in die liebenswürdigen Zeiten, in denen Alle, die damals jung waren, gesegnet jung waren“. Der gleiche Jugendhauch umwittert die Lieblinge der Dichterin, „die, während die Gewaltigen für Ruhm und Ewigkeit lebten, unscheinbar sich ihres unscheinbaren Daseins freuten“: die beiden Rathstöchter, an denen nichts angekränkelt war, nichts, was nicht ebenmäßig sich entfaltet hätte, nichts, was nicht auf eine

*) Berlin 1896.
**) 1. bis 3. Auflage, Minden.

noch viel lieblichere Vollendung hindeutete. Urwüchsig, eigenartig und harmlos, wie es junge, von Menschen unbehelligte Thiere sind, kümmerten sich die Rathsmädel wenig um die Meister von Weimar. Die Plagen Agathen Heidling's, die Erziehungsfolter der heutigen Mädcheninstitute haben ihnen nichts an. Sie halten sich in der Regel abseits von dem ästhetischen Thee im Kreise von Johanna Schopenhauer, allzeit weit mehr zu fröhlichen Gassenjungenstreichen aufgelegt als zum Verkehre mit „der ganzen Clerisei der geistreichen, gefeierten" — Anton Rubinstein würde sagen: bis zum Erbrechen gebildeten — Hofdamen von Weimar. Bücherwissen beschwert sie nicht sonderlich. Trotzdem erregen sie Goethe's volles Wohlgefallen, wenn sie ihm bei festlichem Anlasse, Rosen im Haare, Blumen reichen. Und ihr natürlicher Mutterwitz lenkt den Antheil des jungen Schopenhauer auf sie, dem sie kluge Winke danken, wie man bis in sein hohes Alter lieb, frisch und wahr bleiben kann. Sein mürrisch gegebenes Recept hat Helene Böhlau's Großmutter gut angeschlagen: das lustige Rathsmädel ist eine vielgeliebte Musterfrau, eine Greisin voll Milde und Reife geworden, die ihrer Enkelin offenbar die besten Gaben ihres Geistes und Gemüthes vererbt hat. Denn zu erzählen versteht Helene Böhlau, fast so munter und anspruchlos wie die Märchenfrau der Gebrüder Grimm. Und angesichts der traurigsten Schicksale, die ihr vor Augen kommen, bewahrt sie den vom „Gomelchen" überkommenen Sinn des Mitleides und der Mäßigung. In ihren Anfängen bisweilen ein wenig weltunkundig und kleinstädtisch,*) in ihren früheren gelegentlich wohl überhasteten Arbeiten allzu empfindsam,**) hat sie mehr und mehr an größere Aufgaben und heiklere Vorwürfe sich herangewagt. Ihr Roman Im frischen Wasser***) behandelt die Geschichte einer zwischen Berlin

*) Novellen, Berlin. — Herzenswahn (Roman). Minden.
**) Reines Herzens schuldig (Roman). — Im Trosse der Kunst (Novellen). Minden.
***) Stuttgart.

und Constantinopel sich abspielenden Ehescheidung mit solchem Herzenstakt, daß alle Theile Recht zu haben scheinen. Und wenn der Abschluß der „Im frischen Wasser“ mit so viel Liebe und Laune geschilderten Künstlerehe allzu jäh und willkürlich erscheint, fällt dieser Vorwurf weg für den Rangirbahnhof, der ein ähnliches Grundmotiv mit bedeutend größerer Sicherheit und Kraft bewältigt. Die Fabel ist schlank und schlicht. Der Sohn eines Allgäuer Wirthschaftsbesitzers, seines Zeichens Maler, giebt sein bisheriges Münchener Quartier auf, weil ihm das Getöse des nahen Rangirbahnhofes beschwerlich wird. Auf der Suche nach einem stilleren Atelier fällt er in eine Zigeunerwirthschaft, von der er — der etwas philiströse Sprößling ordnungsliebender Landleute — sich nicht trennen kann, weil die Haustochter es ihm anthut. Dies Wunderwesen — das in einzelnen Zügen Marie Baschkirtseff*) gleicht — ist von verzehrendem Eifer erfüllt, Malerin zu werden: „in ihrem Gefühlsleben war sie Kind geblieben und Künstler geworden, rein und leidenschaftlich“. Als der wackere Allgäuer um sie wirbt, wird sie die Seine, im guten Glauben, jetzt erst recht arbeiten zu können. Aber der Haushalt schlägt beiden nicht an. Der Mann ist vom alten schlimmen in einen neuen schlimmeren Rangirbahnhof gerathen. In seinem Hauswesen herrscht ewige Unruhe und Unrast. Olly, die Frau des Braven, merkt seine Verstimmung kaum; desto schmerzlicher geht ihr jede Hemmung ihres nur auf künstlerische Vollendung gerichteten Strebens nahe. Sie empfindet selbst die Mutterfreuden wie eine Ablenkung. Und ihr innerstes Wesen blüht erst auf, als sie — die, just so wie Marie Baschkirtseff in voller Jugendblüthe schwindsüchtig und kurz vor ihrem Ende die Kameradin von Bastien Lepage wurde — mit einem ganzen, wortkargen Meister bekannt und über die Hauptfragen von Kunst und Leben einig wird. Als sie vorzeitig stirbt, kehrt ihr Mann in die Allgäuer Heimat

---

*) Marie Baschkirtseff: Journal. — Lettres. — Paris.

zurück, dort findet er statt der genialen Künstlerin als neue Lebensgefährtin eine tapfere Jugendfreundin, eine ländliche Schöne, nach dem Geschmack seiner Eltern: „ein junges Weib, das im Juni und Juli beim Kuß nach Erdbeeren und Erdgeruch duftet, nach frischem Laub und Heu, und Winters nach Schnee und Luft und Kälte.“

Unsere kahle Nacherzählung läßt auch den empfänglichsten Leser nicht ahnen, welcher Duft wahrhaft weiblicher Empfindung über der ganzen Dichtung ruht. Ohne langwieriges Bereden, mehr durch Andeutungen als durch Anklagen, überzeugt sie uns, daß der Bund des Allgäuers und Olly's eine geistige Mißehe werden muß. Ohne Freigeisterei der Leidenschaft läßt sie uns begreifen, daß die Herzen und die Gesinnungen Olly's und Köppert's sich finden müssen. Und zugleich stellt sie die beiden grundwahren Naturen so glaubhaft und rein hin, daß nicht einmal der Verdacht einer Untreue gegen den Gatten aufdämmert. „Der Rangirbahnhof“ ist anderes, besseres als ein Ehebruchsroman. Er ist zugleich ein echter Künstler- und Frauenroman. Mit derbem Rathsmädelhumor parodirt die Böhlau die Münchener „Neuesten“: Nichtsthuer, die jederzeit „Prophetieen, Rufe an die Menschheit zur Umkehr“ bereit haben; gute dumme Jungen, die „wie Rasende weiter componirten an Dingen, die ihnen nie ein Buchhändler abnehmen würde“ und „sich in Romanen empörten über Dinge, mit denen alle Welt zufrieden war“; unreife Kunstschwätzer, die Köppert, ein wahrhaft schöpferischer, neue Wege wandelnder Künstler abfertigt, als „halbgebackene Brötchen, an einer Seite angebrannt und an der anderen noch Teig“. Arge Verkennung wäre es aber, die Böhlau solcher Schwänke halber für verzopft zu halten. Sie liebt alle echte, große und somit auch die echte große neue Kunst, die sie im Wort und Bild Köppert's mit unverkennbarer Auszeichnung zu Ehren bringt. Und warm und wahr wie den neuen Aufgaben der neuen Kunst einer neuen Zeit, redet sie auch dem rechten Sinne der rechten Frauenbewegung — im Gespräche zwischen Olly und Köppert — das Wort:

Das Weib greift nach etwas, zitternd vor Kraft und Wollen; es ist eine Heldin, es kämpft und hat keinen Boden unter den Füßen, muß erst jede Handbreit Boden erkämpfen. Das ist eine Unmöglichkeit, scheint es, aber sie macht's möglich, natürlich mit wunderlichen Sprüngen. Lacht nur über sie! Sie rechnet auch mit dem Lachen. Aber. Aufhalten! Teufel auch, das kann sie nicht vertragen. Sie will vorwärts. Sie wird ein Dämon, wenn sie aufgehalten wird. Es graut ihr davor, wie ein Hund zu sterben. Ihr Ruhmdurst ist fürs Erste größer als der der Männer. Natürlich für sich. Aber doch nicht auch für sich. So als wollte sie sagen: Mit dem, was ich erreicht habe, adle ich Euch Alle.

Einen solchen Fürspruch der Frauenarbeit lassen wir uns lieber gefallen als die Klagelieder von Agathe Heidling. Dieselbe Olly ist vor allem streng gegen sich:

Geld! Geld! und Wohlleben, wie Euch das besonders im Blut steckt. Gottlob, daß kein Geld da ist, sonst würdest Du verfaulen bei lebendigem Leibe. Wir sollen arbeiten. Arbeiten auf Tod und Leben. Und die Menschen! Schimpf nur nicht immer auf die Menschen. Bist Du etwa keiner? Wie ich das nicht hören kann! Du willst gehätschelt und gefüttert werden. Wofür denn? Ich gerade finde, daß die Menschen gut sind; viel besser, als sie zu sein brauchten. Meinst Du etwa, die Natur wäre nicht grausam? Eins frißt das andere immerzu und überall. Und es giebt doch Menschen, die wollen wenigstens die Anderen nicht fressen. Das ist erschrecklich viel — denke doch, wie's ihnen geht. Gefragt wird keins, ob es leben will oder nicht — und dann kommt es ins Elend hinein, dumm, hilflos und arm und muß mit allen Kräften arbeiten, um nicht zu verhungern und die Krankheiten und die Kälte der Winter, und daß er sündigen muß und gestraft wird und tausend Nöthe und Qualen und das Blindsein und das Alter und der Tod, was für gräßliches Zeug! Und es giebt doch Menschen, die über alles hinaus gut sind. Was meinst Du? ein Gott hat es leicht gut sein, aber ein Mensch . . .

In solchen menschenfreundlichen, weltüberwindenden Grundanschauungen begegnet sich die Böhlau mit **Marie Ebner**, die auch in ihren beiden jüngsten Erzählungen — einer scharfen Satire auf die modernen literarischen Clowns in **Bertram Vogelweid** und einem Soldatenstück **Rittmeister Brand***) — die alte Gesinnung mit neuer Kraft bewährt. Düsterer als die Ebner, doch weitaus reifer und billiger als Gabriele Reuter, giebt sich **Emil Marriot** in

*) Berlin 1896.

ihrem jüngsten — meines Erachtens ihrem bedeutendsten Buche seit ihrem Meisterwerk, dem „Geistlichen Tod", — dem Romane Seine Gottheit.*) Scheinbar eine spröde Frauennatur, ist die Marriot im Innersten weich, mitleidig gegen alle Creatur — mit Ausnahme der Bestien in Menschengestalt. Sie hat einen Roman, Caritas,**) geschrieben, den alle Thierschutzvereine prämiiren und alle Schmeichler des Wiener Kleinbürgerthumes verbrennen müßten. Auch in ihrem neuen Werke vergiebt es eine allerdings überaus sensitive Braut ihrem plebejischen Freier, einem hervorragenden Operateur, nicht, daß er Vivisectionen an Versuchskaninchen macht, obschon sie ihn selbst nicht minder grausam heimsucht. Dieselbe tiefreligiöse, fast nonnenhaft angelegte Natur vermag auch ihr Grauen vor der ungestüm aufbrennenden Liebesglut ihres Werbers nicht zu überwinden: ein gefährliches Problem, das nur die außerordentliche Energie der Charakteristik annehmbar macht. Imponirender noch als die jungfräuliche scheue Braut ist der dämonische Mann gerathen, der vom Proletarierkind, trotz aller Hinderungen, zum genialen Arzt sich emporgearbeitet hat: nun aber, durch den Widerstand des von ihm bis zum Verbrechen geliebten Weibes überreizt, seine Wildheit nicht mehr zu bändigen vermag. Er tödtet das Mädchen, das er nicht besitzen soll und endet im Zuchthaus mit der Niederschrift seiner Beichte. Inmitten von so viel Feuer ist allerhand Rauch nicht zu vermeiden. Emil Marriot geht immer mehr auf die Sache als auf die Sprache. Wenn erst ihr Stil auf gleicher Höhe mit ihrer straffen Erzählertechnik steht, wird alle Welt sie als Meisterin grüßen.

Als Neulinge verdienen einstweilen freundlichen Willkommen: Lou Andreas-Salomé mit ihrer Erzählung Ruth:***) dem Liebes- und Erziehungsroman eines Schulmädchens, das seinen Literaturprofessor in leisen lyrischen

*) Berlin 1896.
**) Berlin 1895.
***) Stuttgart 1895.

Stimmungen bis an die Grenzen der Menschheit führt: der alte, uralte Hofmeisterroman in neuen, mitunter wirklich zarten Uebergängen: nicht frei von Nietzsche-Cult und Anklängen an Ibsen's Traum vom Adelsmenschen: alles in allem ein verheißungsvoller Anfang. Und weiter: Der Mondreigen von Schlaraffis, von Ricarda Huch,*) der wunderliche, ausgeschwiegene Roman zwischen einem Schweizer — fast hätt' ich geschrieben Seldwyler — Apotheker und einer merkwürdigen Fremden, der Engländerin Frau Sälde: ein Phantasiestück, das, frei nach Gottfried Keller, in romantischen Veduten groteske Verspottung böser Pfaffen und Amtspersonen mit der Tragik des Grünen Heinrich paart, die Wirklichkeit als Märchen, das Märchen als Wirklichkeit behandelt.

Soweit die Kunst. Nun zur Industrie. Maximum heißt der letzte „Roman aus Monte-Carlo" von Ossip Schubin.**) Die Erstlinge der vielgelesenen Modeschriftstellerin haben Glück gehabt, dank der keck zugreifenden Hand, die ihre Originale aus der Künstlerwelt und Aristokratie unserer Tage herausholte. Auch diesmal führt uns Ossip Schubin mitten in blaublütige Gesellschaft. In Monte-Carlo verliebt sich ein österreichischer Graf in die Tochter eines deutschen Diplomaten. Der Freier ist jung, schön, reich, ebenbürtig. Er begreift nicht, welche Bedenken der Vater der Geliebten gegen ihn und seine Familie hat. Ein herabgekommener Spieler, dem er zufällig bei der Zeche im Café aushilft, erzählt ihm zum Danke dafür zur rechten Zeit oder Unzeit seinen ganzen Lebenslauf. Der Verkommene hat einen langen Athem: denn seine Beichte füllt volle 146 Seiten Octav. Fred erfährt von dem anfangs Ahnungslosen, der sich hinterdrein als sein leiblicher Vater entpuppt, zwar nicht, daß er aus Tantalus' Geschlecht, wohl aber, daß der Vagabund der alten und der neuen Welt, ehedem ein bezaubernder Officier, Fred's Mutter ge-

*) Leipzig 1896.
**) Stuttgart 1896.

kränkt, betrogen, endlich böslich mit einer „Soubrette" verlassen. Nach dieser Begegnung sprengt der alte Graf die Bank von Monte-Carlo. Dann aber schießt er sich eine Kugel durch den Kopf, um dem Glücke seines Sohnes nicht im Wege zu sein . . . Ossip Schubin hat Selbstironie genug, spöttisch eines Melodrams der Porte-Saint-Martin zu gedenken, in dem ein alter Familienschandfleck mit den Thränen aller Schauspieler und Zuhörer weggewaschen wird. Ein wahres Glück, daß Ossip Schubin solche Märchen einem langmüthigen europäischen Publicum und nicht dem unduldsamen Sultan von Tausend und Einer Nacht zum Besten giebt. Bei seinesgleichen kommen nur geschmackvolle Erzählerinnen vom Schlage der erfinderischen Scheherazade mit dem Leben davon.

V. Volksschriften.

Carl Jentsch: Wandlungen. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. — Neues von Rosegger. — Schönbach: Ueber Lesen und Bildung.

November 1896.

I.

Unter den vielen müßigen Modeworten unserer Tage ist das vom Jahrhundertende, dem fin-de-siècle, vielleicht das müßigste. Zeit- und Weltgeschichte nehmen unabhängig vom Kalendermacher ihren Lauf. So währt das achtzehnte Jahrhundert wohl für den Astronomen vom 1. Januar 1701 bis zum letzten December 1799: Historiker und Moralisten zählen besser und lieber vom Tode Ludwigs XIV. bis zum Tode Friedrichs des Großen oder bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Die zwei Jahrzehnte, die Napoleon's Glück und Ende umspannen, wiegen an folgenreicher Bedeutung das Zeitalter der heiligen Allianz, das vom Wiener Congresse bis Achtundvierzig dauert, doppelt und dreifach auf. Und in die Spanne Zeit, die vom tollen Jahre bis zum deutsch-französischen Krieg führt, drängen sich wiederum mehr weltumwandelnde Begebenheiten, als in die ganze vorausgegangene Friedensära seit 1815. Will man der in stetem Fluß begriffenen Entwickelung des Menschengeschlechtes überhaupt Zeitgrenzen setzen, dann gebührt dem Jahre Siebzig bis Einundsiebzig die Auszeichnung, zwei Epochen zu scheiden. Es hat nicht nur Deutschen und Italienern die Einheit des Vaterlandes gebracht, es hat

zugleich dem Papstthume neue Wege und Ziele gewiesen. Nach und trotz dem Verluste des Kirchenstaates ist es, zur Ueberraschung mancher Gegner, erst recht zum gebieterischen Weltstaat geworden. Sein Machtkreis hat sich durch das vaticanische Concil, aller Prophezeiungen ungeachtet, eher vergrößert, als verringert: „Gegenwart und Zukunft beruhen," nach dem Schlußworte in Ranke's „Geschichte der Päpste", „darauf, inwiefern ihnen die Ausübung der geistlichen Autorität unter den geänderten Umständen möglich sein werde." Das letzte Vierteljahrhundert hat jeden Zweifel in dieser Frage behoben: man durfte auch in der Peterskirche den Tag, an dem sich die Verkündigung der Unfehlbarkeit zum 25. Male jährte, feierlich willkommen heißen. Das Jahr 1870 ist für den streitbaren Katholicismus ein Jubeljahr geworden, wenngleich die Gedenktage vom 8. December 1869 bis zum 18. Juli 1870, kaum erwähnt in der europäischen Presse, stiller, unvergleichlich stiller vorüberzogen, als die Erinnerungsfeier zum Gedächtniß der Aufrichtung des protestantischen Kaiserreiches und des Einzuges von Victor Emanuel in Rom.

Was Leitartikelschreiber und Gelegenheitsredner versäumt haben, holt desto wirksamer ein hörenswerther Zeuge nach: Carl Jentsch in seinen Lebenserinnerungen, die nicht umsonst den Obertitel Wandlungen*) tragen. Denn an Meinungs- und Berufsänderungen fehlt es nicht in den Schicksalen des früheren schlesischen Landgeistlichen. Einer Mischehe entsprossen, in den Kinderjahren protestantisch, wie der Vater, wendet er sich aus eigenem Antriebe dem katholischen Glauben der Mutter zu. Er bezieht das Glatzer Gymnasium mit der ausgesprochenen Absicht, Priester zu werden; macht die theologischen Studien in Breslau durch; kommt als Caplan in allerhand höchst ergötzlich und lebenstreu beschriebene Pfarrhäuser; thut seine Pflicht als Seelsorger und Religionslehrer, bis er, gereizt durch die herausfordernde Sprache ultramontaner Hetzblätter, im April 1870

*) Leipzig 1896.

in der Schlesischen Zeitung mit einer dazumal vielbemerkten Erklärung gegen Infallibilität, Syllabus und Encyklica herausrückt. Ein Erzpriester tritt ihm mit seinen beiden Caplänen öffentlich bei. Das Gerücht geht um, daß er, wohlbezahlt, im Sinne seines gerade in Rom weilenden, der deutschen Opposition zugehörigen Fürstbischofs gehandelt habe. Eine Ausstreuung, die alsbald widerlegt wird durch das Vorgehen der geistlichen Oberen von Jentsch. Er wird vom Amte suspendirt und nach langwierigen Verhandlungen nicht eher auf eine andere Pfarre versetzt, als bis er — ein schwerhöriger, kurzsichtiger Mann, der für seine alte strenggläubige Mutter sorgen muß — sich zu angemessenem Widerrufe versteht. Vier, fünf weitere Jahre verbringt er das enge — und doch von Kernmenschen wie den protestantischen Geistlichen Hebel und Bitzius-Gotthelf jedem anderen vorgezogene — Leben eines „Pfarrers mit Landwirthschaft", bis ihn der Culturkampf in neue Händel mit seinen Vorgesetzten verstrickt. Er unterschreibt eine sogenannte Staatskatholikenadresse an Kaiser Wilhelm I.; wird neuerdings zum Widerrufe aufgefordert; als er sich weigert, excommunicirt; gleich darauf von den Führern der Altkatholiken, mit denen er schon zuvor Fühlung hatte, nach Baden berufen. Allein auch hier ist seines Bleibens nicht. Er verzichtet freiwillig auf seine priesterliche Thätigkeit und wird Publicist, der sich rasch mit Recht einen Namen gemacht hat als Popularphilosoph, Volkswirth und Volksschriftsteller. Er überschätzt sich, wenn er, allerdings halb im Scherze, meint: „ein oder zwei Aederchen mag ich wohl vom Luther haben"; weit eher hat unser Humanist und Humorist manchen Zug gemein mit Erasmus. Auch hat er einen Hauch vom Geiste Justus Moeser's verspürt. In der Gabe, sich behaglich mitzutheilen, verleugnet er endlich nirgends den Landsmann von Karl v. Holtei und Gustav Freytag. So wären Jentsch' „Wandlungen" ein launiges, lebendiges Memoirenwerk, auch wenn seine durchwegs aufrichtige, niemals schönfärberische Lebensbeichte nicht noch mit dem besonderen Reiz eines anschaulichen Exempels auf

oder vielmehr wider den Altkatholicismus wirken würde. Dabei schont der Erzähler in seinen Bekenntnissen die eigenen Fehler und Schwächen weit weniger als die edlen Irrungen seiner Leidensgefährten. Ungescheut hätte er auf seine „Wandlungen“ als Wahlspruch den Vers aus Meyer's „Hutten“ setzen können: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Er ist Priester geworden, wie er selbst offen sagt, nicht aus religiöser Verzückung, sondern von einem knabenhaften Drange geleitet, sich und den Seinigen vielleicht einmal „ein Herrenleben“ gönnen zu dürfen. Und wie er Katholik und Priester wurde, augenblicklichen Stimmungen folgend, hat er sich auch aus der Kirche nur durch augenblickliche Verstimmungen treiben lassen. Wäre Jentsch zur rechten Zeit Schulrath oder Gymnasialprofessor geworden, hätte er im kritischen Momente eine gute Pfarre bekommen, so würden ihn, nach seinem Worte, „die Sicherheit und die Annehmlichkeiten seiner Lage vielleicht in dem Grade gefesselt haben, daß er als halber Heuchler bis an sein Lebensende darin ausgehalten und seinen eigentlichen Beruf verfehlt hätte“. Wer die Selbstverleugnung hat, ein so ehrliches Geständniß abzulegen, dürfte mit seinen Nebenmenschen härter ins Gericht gehen, als Jentsch das mit seinen Kameraden und Vorgesetzten thut. Seine schlesischen Amtsbrüder, die verbauerten Pfarrer mit ihren tyrannischen Haushälterinnen faßt er wohl dann und wann mit Grütznerischem saftigen Spott an. Seine Professoren im Breslauer Seminar malt er dagegen mit der Liebe und Feinheit, die Passini den Charakterköpfen seines Domcapitels widmet. Die entscheidende Probe seiner milden Art begegnet uns aber in Jentsch' Urtheil über die katholischen Kirchenfürsten:

Es machte einen äußerst peinlichen Eindruck auf mich, daß Förster, den ich aufrichtig verehrte, in seinen Privatäußerungen ein Anderer war als in seinen amtlichen Kundgebungen, aber ich habe ihn niemals, auch in meinem Herzen nicht, der Heuchelei beschuldigt; ich begann eben einzusehen, daß eine hohe amtliche Stellung in schreckliche Widersprüche verwickelt, aus denen es kein Entrinnen giebt für den, der nicht der Stellung selbst entrinnen will, und das

würde den Bischöfen jener Zeit als feige Fahnenflucht und Verrath nicht allein ausgelegt worden, sondern erschienen sein.

Noch mehr. Jentsch billigt ihre Abwehr seiner Auflehnung; er giebt gegenwärtig rundweg zu:

wie heute die Regierung das äußerste aufbieten muß, um die Socialdemokratie nicht in die Armee eindringen zu lassen, so mußte in jenen für die katholische Kirche kritischen Tagen die Hierarchie jeden unsicheren Cantonisten auszumerzen streben, um jeder Lockerung der Disciplin in ihren Bataillonen vorzubeugen.

Derart erklärt er auch den Widerspruch zwischen der gelehrten Privatmeinung der Bischöfe und ihrer amtlichen Haltung einfach aus dem Wesen der Kirchen: Die sind

keineswegs bloß Verkörperungen der christlichen Wahrheit, sondern historisch gewordene sociale Gebilde, in denen weltliche Interessen, Gewohnheiten, freundschaftliche, verwandtschaftliche und Nachbarsbeziehungen, Gleichartigkeit der Denkungsweise in Folge gleichartiger Erziehung, endlich Gemeinde- oder Stammesangehörigkeit und Volksthum weit stärkere Bindemittel bilden als Dogmen. Bauern sind gewiß keine Dogmatiker, aber lass't einem rein protestantischen Dorf die Gefahr drohen, daß ein Hof in katholische Hände übergeht und die ganze Gemeinde wird in leidenschaftliche Erregung gerathen und alle Kräfte aufwenden, diese Störung ihrer inneren Gleichförmigkeit zu verhüten. So erscheint die Kirche als ein nicht bloß geistiges, sondern sociales Wohngebäude, in dem man sich gemüthlich eingerichtet hat und sich wohlfühlt. So erscheint das äußere Kirchenwesen als ein Gut, dessen Werth weit lebhafter empfunden wird als der Werth von so unfaßbaren Gütern, wie etwa die reine Lehre und die Gnade Gottes sind, ein Gut, das in dieselbe Classe von Gütern fällt wie Familie, Gemeinde, Vaterland, Volk und Staat, ein Gut, das man sich weder rauben, noch antasten, noch durch Eingriffe Unberufener verändern und verunstalten läßt.

Als Jentsch aus der katholischen Kirche schied, unterschätzte er diese Macht des Gemüthes, diese Macht der Gewohnheit. Er überschätzte wohl auch die Bedeutung der Streitfrage, von der ein Mann aus dem Volke — der Steinklopferhans in Anzengruber's Volksstück „Die Kreuzelschreiber“ — aufgefordert, eine Adresse an Döllinger zu unterschreiben — gemeint hat: „hast Du bisher 's ganze Pfund g'laubt, werd'n Dich die paar Loth Zuwag' a' nit umbringen.“ Er sagte sich auch nicht, was mir einmal ein überzeugter Gegner der Unfehlbarkeit zur Rechtfertigung

seiner dauernden Unterwürfigkeit bemerkte: „So lange ein Gesetz im Parlamente berathen wird, darf ich es bekämpfen nach Herzenslust; sowie es von beiden Kammern angenommen und vom Herrscher sanctionirt ist, muß ich ihm gehorchen.“ Seither sind zwanzig Jahre vergangen, in denen Jentsch auch die sterblichen Stellen des Altkatholicismus ausgefunden hat. Nicht aus einer mächtigen Volksbewegung hervorgegangen; von diplomatisirenden Professoren, nicht von verwegen vorwärts drängenden Glaubensboten getragen, wird der Altkatholicismus, eine „gewählte Honoratiorengesellschaft“, nach Jentsch's Prophezeiung schwerlich das Jahr 2000 erleben. Ungeachtet seiner Ueberzeugung von dem sachten Zerfall dieser „Nothhütte“, benützt unser Autor indessen das Obdach, das sie ihm gewährt, noch heute und gedenkt es nicht zu verlassen.

Ich schätze das Christenthum zu hoch, als daß ich ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte. Und da ich mit meinen Ueberzeugungen in der römisch-katholischen Kirche nicht geduldet werden könnte, unter den evangelischen Kirchen aber keine finde, zu der ich mich hingezogen fühle, so liegt für einen nochmaligen Confessionswechsel kein Grund vor. Selbstständig denkende Männer haben, wenn sie nicht frivol sind, in den Kirchen, wie den Kirchen gegenüber immer einen schweren Stand.

Ein so sinniger Beobachter des Weltlaufes, der sich mit solchen Tönen der Entsagung bescheidet, ist zum Chorführer, nicht zum tragischen Helden geboren. Auf solchen Gedankengängen kommen gescheite Landpfarrer zu duldsamem Indifferentismus und moderne Weltkinder zu einem alles begreifenden, alles belächelnden Skepticismus oder Renanismus. So hat sich der ehedem als Caplan so ungestüme, unbedachte Jentsch in einen Mann friedfertiger Beschaulichkeit umgewandelt. Jede Kirche hat seines Erachtens gleiches Recht oder Unrecht: „Die Verkörperung der ganzen christlichen Wahrheit kann ohnehin keine von ihnen sein, weil sie ja einander widersprechen.“ Nichts natürlicher, als daß er gelegentlich wie von einem verlorenen Paradies davon träumt, unbekümmert um Sectenstreitigkeiten, einer schlichten Gemeinde das Wort Gottes auszulegen, bei Krankenbesuchen

und Begräbnissen ein paar tröstliche Worte zu sprechen, in Mußestunden Bauernpsychologie zu treiben, die Vorsehung eines Musterdorfes zu werden, kleine und große Fortschritte des gesunden Menschenverstandes vorzubereiten. Das Verdienst solcher gemüthlicher Gesellschafter in allen Ehren — sofern und so lange man von ihrer einsichtigen Nüchternheit nicht ein Entscheidendes verlangt: Neues zu denken und Großes zu schaffen. Anregungen der Art sind nur von Naturen aus ganz anderem, schwerer zu entflammenden, zäher fortglühenden Kernholz zu erwarten: Zeuge dessen der geniale Oesterreicher, dem das Jahr 1870 gleichfalls zum Schicksalsjahre wurde — Ludwig Anzengruber.

II.

Anzengruber's Ansehen ist in der engeren Heimat, im Deutschen Reich und wohl auch unter den Deutsch-Amerikanern — zumal seit seinem vorzeitigen Heimgang — unablässig gewachsen. Ein Jahr nach seinem Tode, 1890, erschien die erste, 1892 die zweite Auflage seiner Gesammelten Werke in zehn Bänden und schon folgt ihnen die dritte (Volks-) Ausgabe, die sicher noch rascher und tiefer als die früheren in die Massen dringen wird.*) Auf den ersten Bühnen Wiens, vom Burgtheater angefangen, werden wetteifernd seine Bauern- und socialen Stücke gespielt. In Berlin war die Wiedererweckung seiner Tragödie des Wienerthums, Das vierte Gebot, einer der ersten entscheidenden Erfolge der Freien Bühne. Unsere Dramaturgen von Laube bis auf Wilbrandt, Förster, Brahm und Burckhard, unsere Literaturkenner von Freytag, Heyse und Scherer bis auf Erich Schmidt und Schönbach, haben seine Dichterkraft so warmherzig gewürdigt, daß in Deutschland jedes weitere Wort zu seinem Ruhme eitel scheinen mag.

In England, Italien und Frankreich ist er dagegen fast unbekannt. Als kürzlich Georges Rodenbach im

---

*) Ludwig Anzengruber's Gesammelte Werke in 10 Bänden. Dritte (Lieferungs-) Ausgabe. Stuttgart 1896.

„Figaro" vom 17. September das Für und Wider eines echten théâtre du peuple beredete und, wie selbstverständlich, als Haupterforderniß heimische und fremde Dichterwerke hinstellte, die allen Zuhörern gleicherweise zu Herzen gehen sollten, suchte man in seiner Namensliste vergebens die Volksstücke Anzengruber's. Und doch hat man sie dem wunderthätigen Heiligenbildniß vergleichen können, das um Hauptеslänge über jeden hinausragte, der sich ihm nahte, den Größten, wie den Kleinsten. So bereiten Anzengruber's Meisterstücke den Ungebildeten und Armen im Geiste reichen Genuß durch die Kraft ihrer Fabel, während sie Denker und Kenner durch den Tiefsinn und die Kühnheit des künstlerischen und socialen Neuerers gewinnen. Und nicht nur als Dramatiker schafft er Bauern und Kleinbürger „von einer solchen Derbheit und Wahrhaftigkeit und doch Figuren von so symbolischem Charakter, daß man ein Unübertreffliches vor sich zu haben glaubt":*) auch in seinen Dorfgängen und Dorfromanen überrascht der Erzähler durch einen Schöpfergeist, der „einhertritt auf der eig'nen Spur". Ja, selbst die verhältnißmäßig untergeordnete Gattung der lehrhaften, moralisirenden Kalendergeschichte erhebt er zum Kunstwerk, das seinesgleichen nur in Hebel's „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" findet. Allerdings geht es auf dem Schauplatze der Geschichten und Dramen Anzengruber's, dem bayerischen und österreichischen Hochgebirge, wie im heutigen Wien wilder und wüster zu als auf den idyllischen Stätten von Hebel's Gedichten und Schnurren, dem badischen Schwarzwald und dem patriarchalischen Karlsruhe des vorigen Jahrhunderts. Dennoch begegnen sich die Beiden in der Meisterschaft, mit der sie, jeder in seiner Mundart, ihre Landsleute heiter, rührend und erschütternd zu malen wissen. Und weiter: in dem schlichten Sittengesetze, das seine kernigste volksmäßige Fassung gefunden in dem Spruche, der mit Recht Hebel's Denkmal im Karlsruher Schloßgarten schmückt:

*) Wilhelm Scherer: Die Schillerpreise. Kleine Schriften, II. 171. Berlin 1893.

Wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch wo's ane goht,
Halt still — frog di G'wisse z'erst
's cha bütsch gottlob und folg sim Roth.

Bei diesem Wegweiser treffen — aus sehr verschiedenen Himmelsrichtungen — die zwei Volksprediger zusammen: der fromme protestantische Prälat Hebel und der jedem Kirchenglauben entwachsene Anzengruber, dem Kampflust wider übermächtige geistliche Gewalten im Blute lag: nicht nur als Zeitgenossen von David Strauß; auch nicht bloß als patriotischem Gegner der österreichischen Concordatswirthschaft, sondern als Nachkommen der ketzerischen oberösterreichischen Trutzbauern. Sein Geschlecht stammt aus einer Gegend, die im Bauernkriege nur allzu viel erlebt hat. Die adeligen katholischen Heerführer staunten über den Trotz und die Kraft ihrer bäuerlichen Widersacher: es war in der Schlacht, als ob man „mit lauter Felsen zu thun gehabt hätte"; niemals zuvor hatte Pappenheim, „hartnäckigeres, mehr den Erfolg bestreitendes und grausamere Fechter gesehen"; „ohne Ach- und Wehsagen ließen sie sich niederhauen wie die Hunde". So fest haftete an der gereinigten Lehr' „der rechte und reine Hauptzweck" der Streiter, die der Losung folgten: „Jesus ist für uns gestorben, so wollen auch wir für ihn sterben." Man weiß, mit welcher Härte dieser Aufruhr niedergeworfen, mit welcher Tücke der Protestantismus des Landvolkes ausgerottet wurde.

Je länger man Anzengruber's Denken und Dichten nachgeht, desto unverkennbarer giebt er sich als echter Nachfahr dieser protestantischen Bauern, die nur wider das Uebermaß des Zwanges in Glaubens-, des Druckes in Steuersachen sich zur Wehre setzten und selbst in der Auflehnung noch mehr Maß, Milde und Menschlichkeit walten ließen, als vor- und nachher die Junker und Fürsten. Wie tief die Zweifel der Aelpler saßen, berichten nach zeitgenössischen Quellen Stieve und Ranke:

.... in der Kirche geschah es wohl, daß ein Bauer sich erhob und dem Prediger zurief: „Du lügst!“ Die Bauern predigten selbst untereinander. Man darf sich nicht verwundern, wenn bei Versagung alles Gottesdienstes, welcher der neugegründeten Ueberzeugung entsprochen hätte, sich in der Einsamkeit der Alpen Meinungen von phantastischer und abenteuerlicher Natur ausbildeten.

Geht man fehl, wenn man hier die Wurzeln zu den Stammbäumen von Anzengruber's Dorfketzern sucht? die Vorboten seiner eigenthümlichsten dramatischen Gestalten, des mit Gott und der Welt hadernden Wurzelsepp? des heiter alles Erdenleid überfliegenden Dorfphilosophen Steinklopferhanns? des apathischen, müdegeärgerten „Unchristen“ Hauderer, der „all's als a Dummheit“ betrachtet und behandelt? Aufmerksame Beschäftigung mit Anzengruber's Werken wird allerdings auch auf eine ganze Reihe literarischer Anregungen hinführen: „Der Pfarrer von Kirchfeld“ ist im Einzelnen abhängig von Berthold Auerbach's „Lucifer“ und dem „Narciß“ Brachvogel's, der selbst nur ein Bastard von Diderot's „Neveu de Rameau“ ist. All diese und manche andere, zumal Schopenhauerische Einflüsse scheinen mir nebensächlich im Vergleiche mit Anzengruber's geistigem und gemüthlichem Familienerbe. Wie Erdfeuer, das aus unbekannten Tiefen aufflammt, bricht sein Ingrimm hervor wider alle Unbill, Willkür und Scheinheiligkeit, wie ein Rachegeist verlangt er Rechenschaft von den Machthabern, die keine Augen und Ohren hatten für die Erden- und Herzensnoth des Landvolkes; in tragischen und komischen Gleichnißreden verdichtet er die Jahrhunderte lang niedergehaltenen Klagen und Anklagen seiner Ahnen. Falsche Werkheiligkeit züchtet Tartuffe's: putzige, wie den Dusterer im „G'wissenswurm“ oder große Verbrecher, wie den „Meineidbauer“. Die Tyrannei des Beichtstuhles führt zu Ehezwisten, die in den „Kreuzelschreibern“, in der Regel sehr ergötzlich „im heißen Diebstahl der Natur“ geschlichtet, doch in Ausnahmsfällen, wie dem des alten Brenninger, verhängnißvoll werden können. Götzendienerischer Heiligencultus wird mit überlegenem Witz verspottet im „gottüberlegenen Jakob“; der Jammer verfehlten Priesterlebens im

„Sündkind“ und dem „Einsam“ mit der unwiderleglichen Gewalt der Wahrheit vor Augen gebracht; der Zwiespalt eines schwärmerischen, von den Ideen der Zeit erfüllten Landgeistlichen mit der Hierarchie im „Pfarrer von Kirchfeld“ behandelt mit einer Wärme und inneren Antheilnahme, die Jentsch in der Erzählung seines erlebten Conflictes mit dem Breslauer Consistorium nirgends zu Gebote steht. So rein und hochgesinnt ist dieser ideale Priester in Anzengruber's zuerst gespieltem Schauspiel, daß ihn Ludwig Ganghofer am Grabe Anzengruber's mit Recht den „Marquis Posa der Volksbühne“ nennen durfte. Und als im vorigen Winter am fünfundzwanzigjährigen Gedenktage der ersten Aufführung des mittlerweile tausend- und abertausendmal in der alten und neuen Welt gegebenen Stückes eine Mustervorstellung (mit den ersten Kräften des Burg-, des Volks- und des Raimundtheaters, Frau Schratt und Fräulein Schönchen, Lewinsky und Martinelli) veranstaltet wurde, übte der Apostel und Märtyrer lauterer Menschenliebe den alten unverlierbaren Zauber. So trifft auch auf ihn das Wort zu, das Georg Forster von Joseph II. gesagt: „Aus der Fackel seines Genius ist in Oesterreich ein Funke gefallen, der nicht wieder erlischt.“

Ein Erzieher und Tröster, ein Warner und Sorgenbrecher seiner Gemeinde, wie das nach Anzengruber's Wunsch der wahre Seelsorger in der Dorfkirche sein soll, sollte der Dichter selbst sein in der von Carlyle sogenannten „Kirche der Literatur“. Wie ernst es Anzengruber nahm mit seiner Aufgabe, lehrt ein Blick auf seine reichen, in nicht ganz zwanzig Jahren entstandenen Schriften. Wie kein Zweiter verstand er es, wo's noth that, die Gewissen aufzurütteln, mit strafender Gerechtigkeit zu rügen, zu höhnen, ins Herz zu treffen. Vor Einförmigkeit bewahrt ihn sein freier Künstlerblick, vor Einseitigkeit sein Rechtsgefühl. So muthig er wider unwürdige und gleißnerische Priester sich wendete, so innig verklärte er selbstlose, ihres Amtes in evangelischem Sinne waltende Landgeistliche. Wie viel Pfarrhausidyllen und -Humoresken haben wir ihm zu danken! Schon Ver-

thold Auerbach hat ihm nachgerühmt, daß er den Typus des Pfarrers gut variire und dazumal war ihm weder die Kalendergeschichte „Gott verloren", noch das Meisterstück des Erzählers „Der Sternsteinhof" bekannt, wo in den Gestalten des zornmüthigen, eifervollen Caplans und des sanftmüthigen, welterfahrenen Pfarrers ganze Priestergeschlechter, die aussterbenden friedfertigen Alten und die nachwachsenden jungen Culturkämpfer einander gegenüber treten. Auch sonst lernt man die Geistlichentypen Anzengruber's — Urösterreicher in der Soutane — so wenig aus, wie seine Volkstypen; sie Alle, Männlein und Weiblein, bajuvarische Dörfler und Kleinbürger der Großstadt sind ihm in Ernst und Scherz so wohlvertraut, als ob er manches Menschenalter Beichtvater oder Geheimpolizist gewesen wäre. Soweit die Wiener Vorstadt in Betracht kommt, kann man das zur Noth begreifen: denn Anzengruber, ein geborener Wiener, wuchs, von einer tapferen, tüchtigen Mutter in den armseligsten Verhältnissen erzogen, als Schulknabe und Buchhändlerlehrling in der Vaterstadt heran. Als Achtzehnjähriger wendete er sich der Bühne zu und verbrachte bei Wandertruppen und Schmieren eine Lehr- und Leidenszeit, die ihn von niederösterreichischen Städtchen in kleine Marktflecken und Ortschaften von Steiermark, Ungarn, Slavonien und der Militärgrenze verschlugen: buchstäblich Hungerjahre, deren entsetzliches Elend uns erst kürzlich in seinen Jugendbriefen ganz offenbar wurde.*) Die bittere Noth, die als seine treue Reisebegleiterin die Mutter mit ihm theilte, vermochte „seines gußeisernen Humors" nicht Herr zu werden. Seine Gesundheit hat sie dagegen gewiß erschüttert und sein frühes Ende verschuldet. Seine Entwickelung hat diese unfreiwillige Studienreise gewiß auch nicht gefördert: dazu lebte er, der — auch darin ein echtes Trutzbauernblut — nicht leicht

*) Neue Beiträge zur Biographie von Ludwig Anzengruber. Briefe an Franz Lipka. Biographische Blätter, S. 329 ff. Berlin 1896.

aufgeknöpft und redselig wurde, zu einsiedlerisch. Daß etwas in ihm steckte, wußte er schon dazumal: „ein eine dunkle Existenz Führender“, unterschreibt er sich einmal; ein andermal: „thatkräftiger Fatalist für heut und immer, Schauspieler und Dichter; von beiden letzteren die Anerkennung noch im Schoße dunkelster Zukunft begraben“; ein drittesmal: „L. Anzengruber, Schauspieler, talentirter Kopf, intelligenter Kerl, und in Wahrheit Nichts.“ So suchte er unsicher nach seinem rechten Fach. Er mußte erst erkennen, daß ihm die Fähigkeit zum Darsteller fehlte. Erst nachdem er (gleich seinem 1843 verstorbenen Vater) in hochdeutschen Versen gesündigt; sodann schwache Singspiele und Localpossen hinter sich hatte, kam er, durch die Lectüre der Schwarzwälder Dorfgeschichten und unter dem Eindrucke der politischen Kämpfe wider den Ultramontanismus auf den Einfall, Bauern auf die Bühne zu bringen. Woher er die sichere Kenntniß seiner Originale hatte, wußte er selbst nicht zu sagen. Vielleicht spielte „das Gedächtniß der Materie“, unbewußt aufwachende Erinnerung seiner Vorfahren, mit. Doch weg mit diesen Schulfragen! Den Oesterreichern genügt es, daß ihrem Stamm ein Poet geschenkt wurde, der den Volkscharakter so treu erfaßt und festgehalten, wie Reuter die Mecklenburger. Und außerhalb von Deutschland lassen hoffentlich berufene Uebersetzer nicht allzu lange auf sich warten. Neidenswerth sind die Hände zu preisen, die Engländern und Franzosen nach Ibsen und Nietzsche die unvergleichlich gesünderen Gedanken und Gestalten Anzengruber's vermitteln.

Bis dahin scheu' ich den Vorwurf persönlicher landsmannschaftlicher Vorliebe nicht. Der gleichen Neigung und des gleichen Nativismus müßte man dann auch Rosegger zeihen, der neidlos zu seinem Lebensfreunde wie zu einem Größeren aufgeschaut und vor und nach Anzengruber's Heimgang sein Wirken mit warmer Bewunderung gewürdigt hat.*) Die Beiden stören einander auch nicht in ihren

*) Rosegger: Gute Kameraden. Eins von Anzengruber. S. 1 bis 88. Wien 1893.

Kreisen. Die herb durchgreifende tragische Kraft des Erzählers und die genialen Gaben des Dramatikers Anzengruber verlangt niemand von dem Landschafter, Lyriker und Genremaler Rosegger. So selbstherrlich und männlich Anzengruber auf seinem stolzeren Kunstgebiete schaltet, so innig waltet mit fast weiblichem Zartgefühle Rosegger in seiner grünen Steiermark, deren Herold und Liebling er ist, wie kein Anderer. Immer neue Bände schickt er in die Welt. Sein Heimgarten, als sein Tage- und Lebensbuch eine volksmäßige Zeitschrift ohnegleichen, ist bis zum 20. Jahrgange gediehen. Man glaubt jeden seiner Töne zu kennen und doch lauscht man dem Unermüdlichen immer wieder mit derselben Freude, mit der man bei jedem neuen Gang durch die Steiermark auf das muntere Murmeln des Waldbaches, auf das unablässige Vogelgezwitscher hinhört. Seine letzten Bücher — Als ich jung noch war und Was der Waldvogel sang*) — schöpfen zumeist wiederum aus den unversieglichen Jugenderinnerungen unseres Humoristen; bescheeren uns rührende und lustige Stücklein aus der Waldheimat des Volksmannes, dem näher als aller literarische Ruhm, die Sorge um die Zukunft und Neubelebung eines kraftvollen Bauernstandes zu Herzen geht. Eine Erscheinung, die niemand gerechter und einsichtiger beurtheilt hat, als Anton E. Schönbach in einem neuen Zusatze zu seinem just in diesen Tagen in fünfter Auflage erscheinenden Buche: Ueber Lesen und Bildung.**) Fünf starke Auflagen innerhalb acht Jahren für ein in einem Provinzverlage herausgegebenes Werk — das bedeutet schon etwas in Deutschland. Der ungewöhnliche Erfolg der Schrift hat denn auch da und dort überrascht — niemand mehr als den Verfasser. Wieder einmal hat einer das biblische Wort erprobt, daß die Ehre dem nachläuft, der ihr nicht nachläuft. Sein Buch ging ursprünglich nur als Selbstbekenntniß eines nach allen Seiten unabhängigen Freundes unserer Dichtung

*) Leipzig 1896.
**) Umschau und Rathschläge. Graz 1897.

in die Welt. Nichts lag dem bedeutenden Kenner der alt- und mittelhochdeutschen Literatur ferner als der Gedanke, geschweige ein Zugeständniß an den Modegeschmack: Marktwaaren für das Tagesbedürfniß, flache und seichte „Geschichten der deutschen Literatur in der Gegenwart" überläßt Schönbach getrost dem Fa-presto. Gerade diese Absichtslosigkeit von Schönbach's „Umschau und Rathschlägen" hat indessen den Bildungsbedürftigen Eindruck gemacht und den Gleichgesinnten wohlgethan. Seine Bücherlisten, in denen er mit feiner, strenger Auswahl Zeugniß legt für das, was in der heimischen und in der Weltliteratur Stand gehalten vor seinem Geschmack, sind maßgebend geworden für zahlreiche Haus- und Volksbibliotheken. Und nicht besser wußte der gelehrte Grazer Universitätsprofessor für den Antheil zu danken, der seinen Winken blühte, als durch gewissenhafte Ueberarbeitung und beständige Erweiterung seines mittlerweile selbst zum Hausbuche gewordenen Werkes. Wie er der vierten Auflage einen Essay über Ibsen — vielleicht den besten in deutscher Zunge — beigab, bereicherte er nun die fünfte durch eine Studie über Emerson, dem er sich als Führer und Meister verpflichtet fühlt. In beiden Aufsätzen lehrt und bewährt Schönbach die Kunst des Lesens, jenes Lesens, das zur echten Selbstbildung führt. In weiteren sorgfältigen Abhandlungen über die neue deutsche Dichtung und den Realismus beschenkt uns Schönbach mit der besten — wenn nicht gar der einzig bemerkenswerthen — Geschichte der neuesten deutschen Literatur von Goethe's bis auf Gottfried Keller's Tod. Dabei riecht das auf streng wissenschaftlichen Studien beruhende Buch nirgends nach der Lampe. In Schönbach's reiner, schmuckloser Prosa ist es das Muster einer deutschen Volksschrift, ein wahres Weihnachtsbuch.

VI. Prediger und Propheten.

Naumann. — Göhre. — Rosegger: Das ewige Licht. — Das Leben von Friedrich Nietzsche.

April 1897.

I.

Keine Zeit hat sich, wenigstens in Worten, angelegentlicher mit dem Wohl und Wehe der Massen beschäftigt, als die unserige. „Die Socialdemokratie" ist nun einmal nach dem Zeugnisse eines tiefer blickenden, nicht befangenen Richters „ein Stück Volksleben geworden, sie muß sich weiter ausleben".*) Und im unvermeidlichen Wettstreit mit Carl Marx und seinen Leuten erweitert sich auch die akademische Volkswirthschaft mehr und mehr zu einer angewandten Volkskunde, die Tagelöhnern, Kleinbauern und Bergleuten, Handwerkern und Fabriksarbeitern alle Heimlichkeiten ihrer Lebensführung abfragt. Hinter dieser freiwilligen Seelsorge gelehrter Laien dürfen und wollen die Berufstheologen nicht zurückbleiben, und in der That gesellen sich neuerdings — wenn der Ausdruck erlaubt ist — Pastoren-Socialisten den älteren Spielarten der Katheder- und Junker-Socialisten. Es sind das:

Geistliche, meist Leute, die ihre Jugend- und Studienjahre nach dem großen Kriege, in der Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges und Niederganges der Siebzigerjahre und der beginnenden kaiserlichen

---

*) Was heißt christlich-social? Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M. Zwei Hefte. Leipzig 1896. S. 4.

Socialreform anfangs der Achtzigerjahre gehabt, die als Studenten Stöcker jauchzend zu Füßen gesessen hatten und in den Hörsälen nationalökonomischer Professoren, eines Wagner, Roscher u. A., regelmäßige Gäste gewesen waren, Leute, die auch die Literatur der Socialdemokraten nicht nur kennen gelernt, sondern mit unparteiischen Augen gelesen hatten, Leute vor allem, die sich nach ihrem ganzen Entwicklungsgange keiner der überlieferten Parteien, auch nicht der conservativen anzuschließen vermochten, desto mehr aber die einzige glühende Sehnsucht hatten, mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft den Geist des Christenthums, der Christenliebe zu Gunsten aller Gedrückten, ohne Rücksicht auf andere Größe zur Geltung und zur Wirkung zu bringen. Auch in ihnen also gährte, glühte, flammte die proletarische Neigung, das proletarische evangelisch-sociale Princip aus der Tiefe ihres praktisch-religiösen Lebens ganz von selbst auf.*)

Aus ihrem Kreise gingen Schwärmer und Kämpfer, irenische Naturen und moderne Märtyrer hervor; „die Ganzen und die Halben" fehlten so wenig, wie ein halbes Jahrhundert vorher in den durch David Strauß und seine Evangelienkritik hervorgerufenen Wirren; die Gegensätze von Alt und Jung meldeten sich immer deutlicher, immer unabweislicher; die links geplante „Umwandlung der christlichen Kirche in eine sociale Volkskirche" begegnete rechts wachsendem Widerstande, bis sich endlich „das conservative evangelisch-sociale Princip und das proletarische evangelisch-sociale Princip scharf und mit dem beiderseitigen Anspruch auf alleinige Giltigkeit gegenüberstanden". Lehrreichen Aufschluß über diesen unausweichlichen Verlauf der Dinge giebt aus unmittelbarer Anschauung derselbe Mann, der im Dienste derselben „evangelisch-proletarischen" Lieblingsgedanken „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerksbursche"**) gewesen. Paul Göhre's neues Buch über „die evangelisch-sociale Bewegung" ist vom ersten bis zum letzten Blatt ebenso ehrlich erlebt, ebenso wahrhaftig, nur bedeutend subjectiver, als jenes auch von Liberalen und Socialdemokraten mit Recht vielbemerkte Erstlings-

---

*) Die evangelisch-sociale Bewegung von Paul Göhre. Leipzig 1896. S. 126.

**) Leipzig 1891.

werk. Man muß ihn als glaubwürdigen, rechtschaffenen, muthigen Mann in Freundes- und Feindeslagern ehren. Seine Kritik verdient Achtung, schon weil sie in aufrichtiger Selbstkritik wurzelt und gipfelt. Dankbar anerkennt er das kleinste Verdienst der Vorläufer seiner heutigen engeren Parteigenossen (Wichern, Aimé Huber, Todt und anderer Wortführer der Christlich-Socialen). Aber zur Stunde geht er weit über sie hinaus. Seiner (sicherlich nicht ohne harten Seelenkampf errungenen) Weisheit letzter Schluß lautet: „Es ist auf die Dauer eine Unmöglichkeit, zugleich Geistlicher und Parteiführer in den nicht zu umgehenden Classenkämpfen der Gegenwart zu sein.“ Dies Bekenntniß eines unabhängigen Theologen ist um so gewichtiger, gegenüber der Haltung der officiellen preußischen Kirche: der evangelische Oberkirchenrath untersagte im December 1895 unter Androhung von Disciplinarstrafen die Betheiligung der Pastoren an jeglicher socialpolitischen Agitation. Und über die Wirkung des Verbotes berichtet Göhre selbst: Viele, namentlich preußische Geistliche zogen sich erschreckt von der evangelisch-socialen Bewegung zurück. Reiseprediger für „Innere Mission“ fielen dem Erlasse zum Opfer und wurden brotlos. In Pommern und Sachsen zog man einzelne Priester in straffe, allerdings erfolglose Untersuchung. Allein, obwohl die Bewegung derart nicht bloß politisch, sondern auch kirchlich bekämpft wurde, fällt es Göhre nicht ein, eine Kirchenspaltung, einen neuen Luther herbeizuwünschen. Er verlangt nur eine sociale Reformpartei aller kleinen Leute, „die durch und durch christlich sein muß. Christlich, nicht kirchlich“, setzt er mit strenger Unterscheidung hinzu. Gestützt auf die neuere deutsche Nationalökonomie, die, durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit, eine Nationalökonomie der Thatsachen sein will, muß diese Partei vor allem die Unmöglichkeit einsehen, christlich-sociale Politik und Kirchenpolitik zu vereinen:

Darum hat Professor Sohm, und in diesem Falle einmal auch Freiherr von Stumm — Göhre hätte beifügen können: Kaiser Wilhelm II. — Recht, wenn sie sagen, das Wort evangelisch-social sei

eigentlich ein innerer Widerspruch. Christlich und social: ja, aber nicht beides in einem Athemzuge, in einem Worte, als ein Begriff. Das Christenthum muß zwar der künftigen Reformpartei Begeisterung und Muth, ihrem socialpolitischen Handeln das letzte Ideal geben: aber es kann ihm nicht auch ihr Programm, ihr politisches Urtheil, ihre volkswirthschaftlichen Ideen, ihre parlamentarische Taktik geben. Das vermag allein die Erfahrung der praktischen Politik und die Wissenschaft der Nationalökonomie.

Die Offenheit dieser Beichte giebt dem Buch Göhre's zeitgeschichtliche Bedeutung, sein stofflicher Gehalt sichert ihm urkundlichen Werth als Rechenschaftsbericht über den gescheiterten Versuch, wirthschaftliche Kämpfe durch kirchliche Mächte aus der Welt zu schaffen. Geistig und künstlerisch höher stehen gleichwohl die Aufsätze „Was heißt christlich-social?" von Fr. Naumann, der uns als deutscher Autor mehr noch, denn als Socialpolitiker Eindruck macht. Naumann's Studien geben sich als Gedankenreihen eines Tastenden, Forschenden: „das Werdende, Wallende will auch vom Leser als solches mitempfunden werden. Der Leser muß es fühlen, daß wir nicht fertig sind. Er muß an dem inneren Processe theilnehmen, der in einem Kopf entsteht, in welchem sich Arbeiterfrage und Evangelium zu verschmelzen suchen." Posaunenschall, wie er in Lamennais' Paroles d'un Croyant ertönte — nach dem Scherzworte eines Zeitgenossen so dröhnend, daß er Todte auferwecken mußte — ist nicht die Sache Naumann's. Seine Gemüthsart ist die eines Lyrikers, meinethalben eines politischen Lyrikers, der sanft und zäh zugleich auf seinem Sinn beharrt. Un doux entêté nennt man seinesgleichen wohl jenseits des Rheines. Auf die Frage: was sollen wir studiren, um in Ihrem Sinne arbeiten zu können? antwortet er gelassen: „Marx und Christus." Denn wenn sein Geschmack auch zu edel ist, um mit älteren Schlagworten vom „Proletarierkönig" Christus und der „Arbeiterbibel des Evangeliums" zu spielen, so wiederholt er doch nimmermüde:

Jesus Christus ist die wahre Hilfe. Jesus war nicht Socialist, aber er war ein Bruder aller Menschen; kein Einsiedler, sondern ein

Volksmann; er kämpfte nicht für die Autoritäten in Kirche und Staat, sondern für das Reich Gottes. Er verwies die Leute nicht bloß auf den Himmel, wenn ihnen irdische Hilfe fehlte, sondern half selbst, und verlangte, daß die Anderen desgleichen thun. Er sprach als Seelsorger: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon u. s. w.

Auf den Spuren dieses höchsten Meisters, „der auch eine Geißel in der Hand hatte und Wehe rufen konnte", fürchtet Naumann keine Verkennung, keinen Vorwurf und keine Verfolgung. Die Geistlichkeit, Lehrer und Bauern müssen nach seinem Worte in dieselbe sociale Fluth, in die zuvor Leineweber, Metall- und Bauarbeiter, die gesammte städtische Industrie, die Kohlenleute und die kleinsten Handwerker hinabstiegen. Und wenn man, „wie es neuerdings üblich wird", solcher Lehren halber „den Thomas Münzer vor uns an die Wand malt", erwidert er: „Thomas Münzer war ein wirrer Kopf und hat viel Unglück gestiftet. Aber wenn ich nur die Wahl hätte, ob ich Thomas oder Alba sein wollte, so wäre ich lieber Thomas. Thomas Münzer irrte, weil er die vorhandenen Verhältnisse unterschätzte; Alba irrte, weil er die Menschen verachtete." Wiegt dies Wort nicht ein Selbstporträt auf? Und hat auch in diesem Kopfe Karl Marx, „an die Stelle einer idealistischen oder besser: ideologischen eine realistische Betrachtungsweise gesetzt"? Ist wirklich allerorten „der Geist des 18. durch den Geist des 19. Jahrhunderts verdrängt"?*) Wandelt Naumann nicht unbewußt auf den Bahnen von Rousseau, Pestalozzi, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes? Will er nicht, allerdings mehr mit wirthschaftlichen als geistigen Reformen, die Humanität befördern? Er meint es gut, nicht nur mit den Mühseligen und Beladenen, er glaubt an die Sittigung der Massen, er denkt hoch von der Zukunft der Menschheit. Allerdings nicht als schönrednerischer Utopist, vielmehr als guter Kenner des leibhaftigen Lebens und Kleinlebens. Einzelfragen (die Lehren der Statistik, das Kellnerelend,

*) Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert, von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. Jena 1896. S. 77.

Arbeitslosigkeit u. a.) behandelt er in „kleinen Aufsätzen“, deren Form und Inhalt wie neue patriotische Phantasien eines modernen Justus Moeser wirken. Große Weltfragen wiederum beredet er in einem Stile, der ganz sein eigen ist. So zumal in dem gedankenreichen Aufsatz Der Christ im Zeitalter der Maschine, einer Künstlerarbeit, die nicht nur die Krone der Sammlung, sondern an und für sich ein Muster volksmäßiger Darstellung ist. Gott will den technischen Fortschritt; Gott will die Maschine, so erklärt Naumann. Nur soll die große Gottesgabe der Maschine dem Reich Gottes dienen. Das Werkzeug ist gut, nur der Gebrauch, den die Gegenwart davon macht, ist schlecht. Mit der Maschine muß ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens anbrechen. Und wenn heute noch Industriearbeiter, Handwerker und Arbeitslose in sinnreich gesteigerter dramatischer Anklagescene nur vom Fluch des Maschinenwesens zu erzählen wissen, so antwortet — durch den Mund Naumann's — die Maschine, jedem nach seiner Art, zuerst nicht ohne Anflug von Laune:

Bin ich daran schuld, daß der Arbeiter keinen freien Tag hat? ist es nicht Unverstand des Handwerkers, neben dem Zug herlaufen zu wollen? Setzt euch doch in den Zug. Der Schein ist gegen mich. Arbeiterentlassungen wegen neuer Maschinen kommen überall vor. Eine Schuhmachermaschine macht fünf Arbeiter brotlos. Aber giebt es nicht noch viele Menschen, die barfuß gehen, weil sie keine Schuhe haben? „Wer soll denn die Waare bezahlen?“ „Also dort liegt die Schwierigkeit,“ spricht die Maschine, „dann bin ich gerechtfertigt: Euere Geldverhältnisse sind noch nicht eingerichtet für das Zeitalter der Maschine; es ist eine Einrichtungsfrage.“

Man sieht, wie weit und verwegen Naumann denkt, in wie milde Worte er die ungestümsten Angriffe auf die heutige Wirthschaftsordnung faßt. Er sagt nicht mit den Socialdemokraten: Schafft nur die alte Gesellschaft beiseite, so wird es von selbst besser. Diese Vertröstung auf das tausendjährige Reich nach dem großen Kladderadatsch fertigt er mit dem Spottwort ab: „Die Socialdemokraten sind innerweltliche Chiliasten. Für sie kommt ein jüngster Tag und dann das irdische Paradies.“ Naumann rechnet anders:

„mit Willensentschlüssen als mit Factoren der Weltgestaltung“, d. h. „eine christlich-sociale Arbeit thut, was Jesus that: er sagte dem Blinden nicht: Du wirst sehen, sobald die Wiedergeburt aller Dinge eingetreten ist, sondern er griff schon in dieser Welt zu und heilte.“ So möchte Naumann im Großen für die ganze deutsche Christenheit die gleiche Praxis fortsetzen, die thatkräftige Pfarrer vom Schlage eines Gotthelf vor ein paar Menschenaltern zur Bekämpfung der „Armennoth“ in ihrem Canton übten. Er will Carlyle's Wort „arbeiten und nicht verzweifeln“ zu seiner Losung machen in unseren Tagen der „Zerfahrenheit und Mattigkeit“.

Solcher Hoffnungsmuth muß den Führer einer auf Masseneroberung ausgehenden socialen Partei stählen und stärken. Solcher Hoffnungsmuth ist aber in gleichem Maße nicht einmal bei Naumann's nächsten Gesinnungsgenossen anzutreffen. Der Geistliche, so meint der nüchternere Göhre, soll womöglich Menschen, die Socialpolitik die wirthschaftlichen Verhältnisse besser machen. Mißlingt das, dann hat die evangelisch-sociale Bewegung keine Zukunft; dann wird sie „nur noch zerfahrener, zersplitterter, unschlüssiger werden als bisher, immer mehr nur eine große Kraftvergeudung, und schließlich nichts als eine einzige Discreditirung des evangelischen Christenthums“. Irrt man, wenn man aus diesem tapferen Schlußworte mehr Zweifel als Siegesgewißheit heraushört? Und hat nicht Harnack das Richtige getroffen, als er die Grenzen absteckte in den schlichten, weisen Sätzen:

Die Kirche hat die große einflußreiche Stellung, die sie im Volksleben und im Staate noch besitzt, im evangelisch-socialen Sinne zu gebrauchen, sowohl um den wachsenden Verdacht, daß sie ein gefügiges Werkzeug des Classenstaates sei, abzuwehren, als um die socialen Ordnungen des öffentlichen Lebens mit den christlichen Gesinnungen in Einklang zu setzen. Für die Einzelnen socialwirthschaftlichen Bestrebungen dagegen (Verstaatlichungen, Bodenbesitzreform, Arbeitstag u. s. w.) kann und soll die Kirche nicht Partei ergreifen und ihre Glieder nöthigen, eine bestimmte Stellung zu ihnen zu nehmen; denn die Entscheidung dieser Fragen fordert eine Sachkenntniß, die mit dem Christenthum nichts zu thun hat, und ihre Durchführung verlangt die Kräfte des Staates.

II.

Das ungeheuere Problem, an dem in der Wirklichkeit Naumann, Göhre und ihre Getreuen im protestantischen Norden sich abmühen, steht auch im Mittelpunkte der jüngsten Dichtung Rosegger's aus dem katholischen Süden: Das ewige Licht, Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.*) Der ist dem Aussehen nach ein Doppelgänger des Pfarrers Kneipp. Ein heller Kopf, ein warmes Herz, ein pflichttreuer Mann, der doch kläglich zugrunde geht, weil er, der ohnmächtige Landgeistliche, keinen Ausweg findet aus den Widersprüchen unserer heutigen Weltwirthschaft. Vor einem, ja vielleicht noch vor einem halben Jahrhunderte wäre Wolfgang Wieser der denkbar beste Pfarrer gewesen für seine dazumal von jedem Verkehre abgeschiedene Gemeinde, das Hochalpendorf St. Maria im Torwalde. Ungewöhnliche Schicksale haben den nicht alltäglichen Mann in diese ultima Thule verschlagen. Seine geistlichen Oberen hätten ihn seines Charakters, seiner Anlagen willen gern in der Stadt festgehalten, zu höheren Würden emporsteigen lassen. Allein er hat sich durch zahme, unzeitgemäße Schriften mißliebig gemacht. In den Tagen des Culturkampfes, 1873, ließ er wohlgemeinte Vorschläge drucken über Reform des Religionsunterrichtes; das Evangelium soll nach Wieser's Wunsch dem Katechismus vorangehen. Im Gespräch mit Kirchenfürsten wagt er sogar, die Aufhebung des Cölibats schüchtern anzuregen. Sonst ist unser österreichischer geistlicher „Fortschritts"-Mann empfindsam wie der savoyische Vicar, friedliebend wie ein Josephinischer Priester. Er hat nie zu den Füßen von Stöcker gesessen, auch nichts von einer Verschmelzung Marxischer Lehren mit den Aufgaben der Seelsorge gehört. Seine Lieblingslectüre machen bis zum Amtsantritte in St. Maria Geßner's Idyllen, Rousseau's Emil und Goethe's Hermann und Dorothea aus. Und

*) Leipzig 1897.

dennoch dünkte es auch Seinen bischöflichen Gnaden räthlich, den unbedachten Publicisten so rasch als möglich auf einer Strafpfarre unschädlich zu machen; dort, im weltfernen Sprengel, mag er ungefährdet, weil gefahrlos, seine Theorien in Praxis umsetzen. Und Wolfgang Wieser giebt sich zufrieden. Er verschwört fortan alles Schreiben (sein Tagebuch ausgenommen). Und lesen will er nur mehr im Herzen seiner Beichtkinder, im aufgeschlagenen Buche von Land und Leuten. Seine Gemeinde soll wie eine Arche sein. In untadeliger Lebensführung will er seines Amtes walten als Nothhelfer seiner Schutzbefohlenen, als irdische Vorsehung seines Dorfes. Solche Altväterweisheit taugte aber nur für Altväterzeit. Sie bewährt sich nicht im Verkehrsleben der Gegenwart, die auch den entlegensten Weiler widerstandslos in ihre Wirbel reißt. Zunächst entzieht die allgemeine Wehrpflicht dem Dorfe den tüchtigsten Nachwuchs: „Fort müssen Alle, manchen gefällt es draußen besser, sie gehen in die Fabrik, zur Eisenbahn und kommen nicht wieder heim;" in der Fremde „werden sie Feldwebel, wenn es gut geht, Hausmeister in einer Stadt, Werksknecht, nachher Bettelmann, der aber nicht betteln darf, der in einer großen Todtenfabrik versterben muß oder im Straßengraben". Und schlimmer noch als die Auswanderung verheert die neue Einwanderung den alten Frieden: Bergsteigern und Höhlenforschern folgen Ingenieure und Speculanten. St. Maria im Torwald wird Luftcurort, Bahnstation, „Industrie-Centrum". Die Wälder werden ausgeschlagen, die Erzberge ausgehöhlt. Hochöfen, Holzsägen, Glashütten, Papiermühlen schießen auf. Und all der vermeintliche Segen schlägt zum Fluch aus. „Alle arbeiten und einer verdient es. Das Pfarrbuch stirbt aus, wandert aus. Und doch giebt es mehr Leute als je zuvor." An die Stelle der altansäßigen Kernmenschen rücken böhmische und italienische Handlanger ein, in ihrem Troß Hetzer und Wühler, „Arbeiterpfaffen", die weit mehr Gläubige finden als der Ortspfarrer. Ihr Wort „wird Faust". Es kommt zu Arbeiterunruhen. Das Herrenhaus wird gestürmt, geplündert, angezündet. Solcher Raserei gegenüber verzweifelt unser

Priester. Vergebens mahnen ihn gleichmüthigere Amtsbrüder, sich in den Weltlauf zu schicken:

Sollst Du denn die Eisenbahn zerstören, das Curhaus niederreißen, die Fabriken vernichten? Sollst Du die Leute aufwiegeln gegen eine Entwickelung, die wohl eine natürliche und nothwendige sein muß, eben weil sie sich vollzieht? Selbst wenn wir soweit Macht und Einfluß hätten, wir dürften es nicht. Wenn Du Deinen täglichen Gottesdienst verrichtest, die Sacramente vertheilst u. s. w., so bist Du thätig genug. Unsere Vorgesetzten wissen selbst am besten, wie es jetzt in der Welt zugeht. Mit Diplomatie richtet man in solchen Zeitläufen mehr aus als mit dem sogenannten heiligen Eifer. Auch Klugheit ist eine christliche Tugend ...

Solcher Zuspruch richtet Wieser nicht auf. Seine Leiden sitzen in der Tiefe des Gemüthes. Wie sein Amtsvorgänger wahnsinnig wurde, weil er „das Siegel Gottes", das Beichtgeheimniß, nicht lösen durfte — ein Gewissenszwang, unter dem er einen Schuldlosen statt des Mörders hinrichten sehen mußte — so vermag auch Wieser die Last seines Berufes nicht weiter zu schleppen. Er versteht die Priester nicht, die gemüthlich Karten und Kegel spielen und ihre geistlichen Pflichten erfüllen „neben dem Atheismus im Angesicht eines verkommenden Volkes". „Wer es ernst nimmt, als katholischer Seelsorger, der geht einen Kreuzweg, wie es kaum einen zweiten giebt in dieser leidensreichen Welt. Uns sind die Seelen zur Hut gegeben und wir haben sie verloren. Uns ist das Licht gegeben gewesen und wir sind dumm geworden". Wieser stirbt — am Schlagfluß, wie der Arzt, am gebrochenen Herzen, wie der elegische Dichter meint: ein Opfer der modernen Unnatur und Uebercultur. Nicht zum erstenmal spricht Rosegger seinen Fluch aus über das „Weltgift", das nun auch den Granit der Gesellschaft, einen starken, patriarchalischen Bauernstand, zerreibt und verflüchtigt. Niemals aber hat er seinem Jammer erschütternderen Ausdruck gegeben. Auch in seinem „Jacob dem Letzten" findet sich nichts, was der Vision Wieser's gleichkäme:

In der Nacht zum Kreuzerhöhungstage hatte ich folgenden Traum: Der Ewige saß auf dem Richterstuhl und ließ die Großen der Menschheit an sich vorüberschreiten. Der Richter sagte zu Moses:

Was hast Du Deinem Volke gegeben? Das Gesetz. Was hat es daraus gemacht? Die Sünde. Dann fragte er Carl den Großen: Was hast Du Deinem Volke gegeben? Den Altar. Was hat es daraus gemacht? Den Scheiterstoß. Napoleon's Ruhm war in Schmach verkehrt. So fragte er viele und jeder führte Klage, daß seine Gabe vom Volke entwürdigt worden sei. Endlich fragte der Ewige seinen Eingeborenen: Mein lieber Sohn, was hast Du den Menschen gegeben? Den Frieden. Was haben sie daraus gemacht? Christus antwortete nicht. Mit durchstochenen Händen verhüllte er sein Gesicht und weinte.

Ein Weltgericht, das an Goethe's vor den Thoren Roms entworfenen Plan erinnert, nun „da vom ursprünglichen Christenthum jede Spur verloschen ist", Ahasver als „Zeugen aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelungen" auch den wunderlichen Zustand erleben zu lassen, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmale gekreuzigt zu werden. Einen Hauch vom tiefsinnigen Geist dieser (ursprünglich auf Petrus und Christus gemünzten) Legende Venio iterum crucifigi hat auch Rosegger verspürt, als er uns aus reinsten Impulsen heraus sein „Ewiges Licht" vor Augen stellte. Er giebt so viel Wahrheit, daß wir nicht allzu lange grübeln wollen: ob er auch die ganze Wahrheit giebt? (Das Elend der sogenannten guten alten Zeit, Glaubenszwang, Frohn, Robot und Verthierung des Bauernstandes ist ja längst, von La Bruyère bis auf Anzengruber's Schnurre „'s Moorhofer's Traum", in ehernen Zügen verfestigt.) Und zudem ist seine neueste Schöpfung auch als Ganzes rund und reif, ein Verdienst, das man nicht jeder seiner größeren Compositionen nachrühmen kann. Mit fester Künstlerhand bändigt er diesmal die überquellende Fülle seiner — wie immer bewunderungswürdig gerathenen — Genrebilder. Die Steiermark auf zwei Beinen hat man ihn genannt, weil er, wie kein Anderer, alle Humore und alle Typen seiner Landsmannschaft wiederspiegelt. Wer aber die Eigenheiten auch nur eines einzigen Volksstammes mit solcher Kraft festhält, wird allgemach in alle Welt zu Gaste geladen. Gottfried Keller las, wie uns Baechtold im Schlußbande seines „Lebens"

erzählt,*) Rosegger's Schnurren mit Vorliebe. In Frankreich fand unser Dichter in diesen Tagen berufene Dolmetsche und Anwälte;**) „die Waldheimat" wird auf englischen und amerikanischen Universitäten eingebürgert; ins Holländische, Schwedische und Dänische sind bisher zwölf seiner Bücher übertragen worden: Sprachen, die der Volkspoet nicht versteht. Und obwohl der alte Waldbauernbub schelmisch im Freundeskreise verheißt, er werde sich eine Gouvernante anschaffen, um seine Bücher in fremden Zungen lesen zu lernen, wird sich Cosmopolis vorher zu seinem Dialekt bequemen. Durch Rosegger wird „Stoansteirisch" am Ende noch Weltmode.

III.

Manche Brücke führt von Rosegger's Waldpfarrer zu Naumann und den Seinigen. Nietzsche dagegen scheint auf einem anderen Planeten zu wohnen: zum mindesten der letzte Nietzsche, obgleich auch der in seinem Ketzertrotz und Prophetenhochmuth den ersten Nietzsche nicht vollkommen verleugnen kann, den Predigerssohn aus altem Glaubensadel, zu dem auch der Nachfolger Herder's im Weimaraner Superintendenten-Amt gehörte. Alle Bindeglieder von so tiefer Religiosität zur „Götzendämmerung" und zum „Antichrist" zu finden, geht über das Maß herkömmlichen Scharfsinnes hinaus. Und Röntgen-Strahlen sind es auch nicht, mit denen Elisabeth Förster-Nietzsche — eine Musterschwester, wohl werth, in die von Sainte-Beuve begonnene Galerie idealer Schwestern vom Schlage der Pascal und Beaumarchais eingereiht zu werden — in sein Leben hineinleuchtet.***)

---

*) Berlin 1897.

**) Dans ma forêt. Souvenirs du pays natal par Pierre Rosegger. Traduts par Mlle. E. Herrmann et précédés d'une étude par R. Reuss. Paris 1897.

***) „Das Leben Friedrich Nietzsche's", von Elisabeth Förster-Nietzsche, Band II. Leipzig 1897.

Dennoch bedeutet ihr stoff- und liebreiches Buch einen außerordentlichen Fortschritt über die Vita, die Nietzsche für Brandes niedergeschrieben hat.*) Die Kinderjahre, die Gymnasialzeit in Schulpforta, die Universitätsjahre in Bonn und Leipzig, die erste folgenreiche Begegnung mit Richard Wagner brachte in breiter, oft allzubreiter Ausführlichkeit der erste Band. Der zweite Band setzt mit Nietzsche's Einzug in Basel ein, wohin er, auf Ritschl's Empfehlung, berufen wurde, obwohl er noch nicht einmal Doctor war. Es ist die an äußeren Ereignissen reichste Zeit im Leben Nietzsche's. Er erringt gleich mit seiner Antrittsvorlesung den Antheil der Hörer, hat das Glück, Jacob Burckhardt's Freund zu werden, und wirkt als Lehrer auf der Hochschule und im Pädagogium ungemein anregend. Die Kriegsnoth des Jahres Siebzig überrascht ihn, und Nietzsche — der Nietzsche des Jahres Siebzig! — „empfindet wie jeder deutsche Mann und Soldat". Er componirt Vaterlandslieder und drängt sich — da er als Schweizer Professor nicht in Reih und Glied dienen kann — zur freiwilligen Krankenpflege, einem Dienst, dem seine Nerven nicht gewachsen waren. Im Dunstkreis von Güterwagen, in denen er unterwegs von Ars-sur-Moselle nach Carlsruhe sechs Schwerverwundete allein zu betreuen hatte, holte er sich selbst eine schwere Krankheit, „die erste und einzige Veranlassung für Nietzsche's spätere Leiden". Langsam genas er, und die größte Wohlthat seines Daseins wird die Beziehung zu Wagner. Fast allsonntäglich fährt er von Basel nach Triebschen, ein Liebling des Meisters, mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelt von Frau Cosima. Unter dem Eindrucke dieses Verkehres — eines echten commercium totius vitae — entsteht Nietzsche's „Geburt der Tragödie". Angefochten von der Fachkritik des jungen Willamovitz, erregt das Buch Wagner's enthusiastischen Dank: „Lieber Freund," schreibt er, „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen. Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange

*) Brandes: „Menschen und Werke."

kein Anderer bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat." Ganz anders, ruhiger und rührender, klang Ritschl's Urtheil: der feinste Herzenstakt paart sich da mit kritischem Weitblick, und sicher deutet er auf die Gefahren, solche Anschauungen als neue Erziehungs-Fundamente zu verwerthen.

Sie müssen bedenken, daß ich zu alt bin, um mich noch nach ganz neuen Lebens- und Geisteswegen umzuschauen. Meiner ganzen Natur nach gehöre ich, was die Hauptsache ist, der historischen Richtung und historischen Betrachtung der menschlichen Dinge so entschieden an, daß mir nie die Erlösung der Welt in einem oder dem anderen philosophischen System gefunden zu sein schien.... Sie können dem „Alexandriner" und Gelehrten unmöglich zumuthen, daß er die Erkenntniß verurtheilen und nur in der Kunst die weltumgestaltende, die erlösende und befreiende Kraft erblicke.... Ob sich Ihre Anschauungen als neue Erziehungsfundamente verwerthen lassen, ob nicht die große Masse unserer Jugend auf solchem Wege nur zu einer unreifen Mißachtung der Wissenschaft gelangen würde, ohne dafür eine gesteigerte Empfindung für die Kunst einzutauschen, ob wir nicht dadurch, anstatt Poesie zu verbreiten, vielmehr Gefahr liefen, einem allseitigen Dilettantismus Thür und Thor zu öffnen — das sind Bedenken, die dem alten Pädagogen vergönnt sein müssen, ohne daß er sich, meine ich, deshalb als „Meister Zettel" zu fühlen braucht. Daß mir so gut, wie Ihnen, das Griechenthum der ewig fließende Born der Weltcultur ist, dies bedarf wohl keiner Versicherung. Ob wir deshalb zu denselben Formen zurückgreifen müssen, ist eine Frage, deren Lösung wahrscheinlich das ganze Menschengeschlecht übernimmt. Und so, dünkt mich, liegt für die Masse in dem persönlichen Mit- und Füreinanderleben, in der liebevollen Hingebung, in den mannigfachen realen Formen tiefer Humanität auch eine aus dem Herzen der Welt emporwachsende Kraft, welche die allzu enge Individuation überwindend, zu dem erlösenden Gefühl des Selbstvergessens führt: d. i. die Kraft der unmittelbaren menschlichen That, deren auch der Geringste fähig ist.

Das ganze Schriftstück gleicht ahnungsvoller Voraussicht der weiteren Entwickelung Nietzsche's. Es sollte von jedem unselbstständigen Leser des Zarathustra und der Genealogie der Moral buchstabirt werden. Indessen greift Nietzsche als „Unzeitgemäßer" verwegen in die Zeitkämpfe ein. Zunächst mit der Streitschrift gegen Strauß und die Bildungsphilister, die Sturm säete und erntete. Nicht nur die Schwaben schlugen öffentlich los. Gottfried Keller wetterte brieflich in der

Stille wider den „Speculirburschen, der sich mit einem Coup ins Gerede bringen will".*) Derweilen ging Nietzsche seine eigenen Wege weiter. Dem „Nutzen der Historie" und dem „Schopenhauer" folgte „Richard Wagner in Bayreuth", eine Festgabe, die der Meister mit den Worten erwiderte: „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? Aber ach, just dieser überschwängliche Brief sollte Wagner's letzter Brief an Nietzsche sein. Je maßloser die Verzückung des Apostels gewesen, desto grausamer wurde der Katzenjammer. Wie Lohengrin kam Nietzsche „aus Glanz und Wonnen" nach Bayreuth, wo er statt der verhofften Märchenwelt nur grelle Theaterdecorationen sah. Es erging ihm wie Luther in Rom. Die Enttäuschung war heillos, noch heilloser der Umschlag in Nietzsche's Leben und Wesen. Er hat sich von dem Wagnercultus ebenso leidenschaftlich losgerissen wie vom Kirchenglauben seiner Kindheit. Aber je gewaltsamer er verbrannte, was er bisher angebetet, desto tiefer litt er. Seine Schwester, die Frau Cosima so treu ergeben war, wie ihrem Fritz, verstand seine jähe Sinnesänderung nicht. Er selbst vollzog mit der Veröffentlichung des von Burckhardt „souverän" genannten Werkes „Menschliches, Allzumenschliches" den Bruch mit seiner Vergangenheit. Bald darauf gab er, durch Leiden gezwungen, auch seine Professur auf. Höhenluft im Sommer, im Winter Italien war seine Diät; alles Schaffen nur denkbar auf Kosten seines Leben, ein Denken und Dichten, das seinesgleichen höchstens in Leopardi's Krankengeschichte findet. All das muß festhalten, wer den Sprüngen seiner Art und Kunst, der „Kriegsgeschichte seines Individuums", gerecht werden will, „wo jede neue Phase über die früheren mit grausamer Ungerechtigkeit und Verkennung von deren Mitteln und Zielen hinwegschreitet".**) In der „Morgenröthe" vermißt er im Denken von Kant und Schopenhauer die „unwillkürliche Biographie ihrer Seele. Es giebt da keinen

*) Baechtold-Keller, III, 122.
**) Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, 225.

Roman, keine Krisen, keine Katastrophen, keine Todesstunden zu errathen". Was die Natur — nur nach Nietzsche's Ansicht — bei ihnen versäumte, hat sie an ihm überreichlich wettgemacht, an dem armen „Don Juan der Erkenntniß", dem der steinerne Gast allen Denkens ein so gründliches, nur allzu gründliches Ende bereitete.

VII. Ed. Heyck: Die „Allgemeine Zeitung" 1798 bis 1898. — Ferdinand von Saar: Novellen aus Oesterreich.

April 1898.

Auf den ersten Januar dieses Jahres fiel der hundertste Geburtstag der „Allgemeinen Zeitung". Das Lieblingsblatt der deutschen Gelehrtenwelt ist somit ungefähr Eines Alters mit dem Lieblingsblatt der französischen Akademiker. Kalendermäßig reichen zwar die Anfänge des „Journal des Débats et des Décrets" in die ersten Tage der französischen Revolution — August 1789 — zurück, allein seine geschichtliche Bedeutung hebt — nach dem Livre du Centenaire du Journal des Débats — erst mit dem Jahre 1800, mit der Erwerbung und Umgestaltung der Débats durch den „Mirabeau und Talleyrand der Presse", den älteren Bertin und Bertin de Vaux, an. Drei Menschenalter hindurch hat ihr edles Geschlecht bestimmenden Einfluß ausgeübt auf das öffentliche Leben nicht nur des engeren Vaterlandes. Die Bertin wurden Meister und Muster der ganzen altliberalen Publicistik. In der Politik leuchteten sie voran als Hüter und Pfleger des parlamentarischen Regimentes. Auf allen Gebieten freier Forschung und künstlerischer Kritik waren sie gastfreie Hausherren des geistigen Adels ihrer Nation: wohl werth, gelegentlich der Säcularfeier der „Débats" in lebenstreuen scharfgeprägten Denkmünzen von Léon

Say, John Lemoinne und H. Taine verewigt zu werden.*)

Dieser Pariser Zeitungsdynastie der Bertin ist die schwäbische Zeitungsdynastie Cotta durchaus ebenbürtig: zumal „der Napoleon des deutschen Buchhandels", der Verleger der deutschen Classiker, zugleich der geistige Urheber und thatkräftige Begründer unserer classischen „Allgemeinen Zeitung" werden sollte. Ein wahrhaft königlicher Kaufmann, dem — in einer vor nicht gar langer Zeit zum erstenmal gedruckten Denkschrift — Heinrich Heine nachgesagt hat:

Der alte Baron Cotta mit seiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schiller's und Goethe's zu sein, und er theilte mit diesen beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu sein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienste der Nachbarvölker bewenden ließ, sondern auch für die Interessen der eigenen Landsleute rastlos thätig war. Durch seine kolossalen Geldmittel, durch seine Bekanntschaft mit den besten deutschen Schriftstellern, hauptsächlich durch diplomatische Verhältnisse, die ihn mit den bedeutendsten Staatsmännern aller Weltgegenden in Verbindung setzte, ward ihm möglich, die „Allgemeine Zeitung" zum höchsten Flor zu bringen. Auch war sie sein Stolz und seine Freude, der Gelderwerb war Nebensache. Die „Allgemeine Zeitung" war er selbst, und wer den alten Cotta liebte, mußte am Ende auch das Blatt lieben, das eine Incarnation des alten Herrn war und in welchem er nach seinem leiblichen Hinscheiden geistig fortlebte.**)

Noch treuherziger und gewinnender als in diesem Bildniß Heine's erscheint Johann Friedrich Cotta in seinem Selbstporträt: in dem 1876 von Vollmer mitgetheilten Briefwechsel mit Schiller, der mit Recht ein Monumentum Germaniae genannt wurde. Auch sonst hat Reiz und Werth seiner Persönlichkeit Sammler und Forscher beschäftigt. Albert E. Schäffle widmete dem großen Landsmann eine

*) Le Livre du Centenaire du Journal des Débats. Paris 1889: Bertin l'Ainé et Bertin de Vaux, par M. Léon Say. Armand Bertin, par M. John Lemoinne. Edouard Bertin, par M. H. Taine (14—69).

**) „Neue Prosafunde" aus Heine's Nachlaßpapieren in den von Ed. Engel herausgegebenen Memoiren Heinrich Heine's. S. 278 ff. Hamburg 1887.

besondere Biographie, die den ganzen Kreis umschreibt, den Cotta's Wirksamkeit als Diplomat, Volksvertreter, Musterlandwirth, Socialpolitiker, Anreger der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, Vorkämpfer des Zollvereines u. s. w. erfüllte.*) Anfang und Ende jedes dieser Zeugnisse für die Vielseitigkeit und Initiative unseres Helden bleibt indessen das Wahrwort: der alte Cotta hat die „Allgemeine Zeitung" nach seinem Ebenbilde erschaffen. Cotta und die „Allgemeine" sind aus der Geschichte deutscher Bildung und Gesittung nicht mehr wegzudenken. Beide — der ungewöhnliche Vater und die wohlgerathene Tochter — haben in die Entwickelung der deutschen Politik und Literatur folgenreicher eingegriffen als viele Potentaten und hohe Schulen. Angesichts dieser historischen Wichtigkeit des süddeutschen Weltblattes muß es wundernehmen, daß erst heute zum Säculartage der „Allgemeinen" ein verheißungsvoller Anfang gemacht wird, ihrem Lebenslauf nachzugehen in der Jubiläumsschrift: „Die Allgemeine Zeitung 1798 bis 1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse." Von Eduard Heyck.**) Frisch, bisweilen selbst burschikos geschrieben, reichlich versehen mit neuen wissenswerthen Aufschlüssen aus dem Cotta'schen Archiv, ist und bleibt das Buch von Heyck nicht zu missen für jeden kommenden Geschichtsschreiber unseres Zeitungswesens. Gleichwohl darf man fragen, ob Heyck's Monographie im Geist des alten Cotta empfangen, im Sinne der Tradition der „Allgemeinen Zeitung" gehalten ist? Dennoch regen sich Zweifel, ob Heyck als echter Sohn des nationalen Zeitalters von Bismarck den weltbürgerlichen Grundanschauungen der ersten Schöpfer und Leiter der „Allgemeinen Zeitung" trotz redlichster Bemühungen durchaus gerecht wird. Für Heyck ist mit gutem Grunde das Jahr 1870 der Beginn einer neuen Zeitenwende, für Cotta und seinen Kreis blieb das Jahr 1789 „das große Stufenjahr" einer neuen Weltepoche, Paris der Wetterwinkel Europas. Johann Fried-

*) Cotta von Albert E. Schäffle. Band XVIII. der „Führenden Geister". Berlin, 1895.

**) München 1898.

rich Cotta selbst hatte in der französischen Hauptstadt entscheidende, zeitlebens nachwirkende Eindrücke – vielleicht sogar den ersten Impuls zur Begründung der „Allgemeinen Zeitung“ — empfangen.

Geboren 1764 zu Stuttgart als Sohn eines Buchdruckers in recht engen Verhältnissen, ursprünglich zum Gottesgelehrten, hernach eine Weile zum Genieofficier bestimmt, machte Johann Friedrich Cotta später den Doctor juris an der Landesuniversität Tübingen. Nach diesem Abschlusse seiner akademischen Studien wurden ihm glänzende Erzieherstellen in großen polnischen Adels- und Genfer Patricierfamilien geboten: Anträge, die er nicht ohne weiteres abwies, vielmehr als Anlaß wahrnahm, sich nach Paris zu begeben und sich im Französischen zu vervollkommnen. Dort trat er in Beziehungen zu deutschen Schwärmern und schicksalsreichen Feuergeistern: wie Georg Forster, dem nachmaligen Grafen Reinhard, Oelsner, Georg Kerner und dem ideenreichen Grafen Schlabrendorf. Dieser liebenswürdige Sonderling sprach oft und gern von dem Jammer der damaligen deutschen Provinzialzeitungen, „die alle die Hoflivrée trugen oder doch mehr oder weniger spießbürgerlich einherschritten“. Solche Reden und mehr noch die Beispiele des Pariser „Moniteur“ und des Londoner „Star“ waren Cotta gegenwärtig, als er, unvermuthet durch Familienverhältnisse zur Rettung der arg verwahrlosten Tübinger Cotta'schen Buchhandlung berufen, unter seine allerersten Verlagspläne die Verbindung mit Schiller und die Begründung einer Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung aufnahm. Seines Erachtens erforderte es nur

teutschen Fleiß, teutsche Gerechtigkeit gegen das Ausland, teutsche Achtung für das Publicum, mit etwas britischer Freimüthigkeit tingirt, um auf unserem Boden, der Gottlob gleich frei von der eisernen Geißel des Despotism und von der fast noch schrecklicheren der Demagogie ist, eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen kann: ein politisches Tag Blatt, das wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unsrer Zeit zurückstrahle; so vollständig, als ob es der ganzen Menschheit angehörte, so edel in Sprache und so unparteyisch in Darstellung, als ob es auf die Nachwelt fortdauern sollte.

Es stimmte zur Größe dieses Entwurfes, daß er dessen Ausführung dem mächtigsten deutschen Volksredner seiner Tage, Friedrich Schiller, anvertrauen wollte. Und erst nachdem alle weitgediehenen mündlichen und brieflichen Abmachungen mit dem Dichter in letzter Stunde — durch Schiller's unbesieglichen Widerstand — zunichte wurden, wählte Cotta Posselt — dazumal mit Archenholtz der fähigste und gelesenste deutsche Publicist — zum „Verfasser" der „Neuesten Weltkunde" (so lautete in den ersten Monaten der Titel, der nach der ersten Maßregelung durch die Censur dem seither zu Weltruf gelangten Namen der „Allgemeinen Zeitung" Platz machte). Die — Heyck's Buch in treuer Nachbildung beigegebene – Nummer 1 vom 1. Januar 1798 wird vollkommen ausgefüllt durch eine „Einleitung über die neueste Politik und den Plan dieses politischen Tagblattes", eine publicistische Thronrede, die uns noch heute, ein Jahrhundert später, als Zeiturkunde ergreift:

Würden plötzlich durch irgend eine Erneuerung der ersten Schöpfungsscenen die Alpen vom Mont Blanc bis nach Istrien in Abgründe hinabgestürzt, ganz England vom Ocean verschlungen, die Quellen des Rheins und der Donau verschüttet und durch einen Herauswurf von Land wieder an Spanien gefügt: so würde diese Revolution in der physischen Welt nicht größer sein, noch die ganze bisherige Gestalt von Europa dadurch eine entschiedenere Umformung leiden, als die Revolution, von der wir seit dem Jahre 1789 Augenzeugen waren, in der politischen Welt hervorgebracht hat.

Und nun exemplificirt Posselt in demselben rednerisch überschwänglichen Kraftstil die ungeheueren Veränderungen der Landkarte, den unermeßlichen Umschwung in den Gesinnungen des vormals „königstreuesten" der Völker. Aus alldem erhelle, daß man seit dem Jahre 1789 in Wahrheit wie in eine neue Welt entrückt worden sei:

Fast unser ganzer geographischer Atlas ist izt Antiquität. Unsre Statistik ist um einige Abschnitte kürzer, um andre größer, in allen verändert. Unsre Politik wandelt auf einem ganz neuen Boden. So bis zum Unkenntlichen verwandelt ist die Politik im Ganzen seit neun, besonders aber seit sechs Jahren — 1792 —, daß man sie fast vergessen und sich ganz neu einstudiren muß. Frankreich hat hierin den

Staatsmännern noch mehr Arbeit gemacht, als der Königsberger Denker den Philosophen.

Der Weisheit letzter Schluß nach solchen Flammenworten bleibt aber Posselt's weise Warnung, dem Geist der Zeit wohl keinen ohnmächtigen Widerstand entgegen zu setzen, vielmehr ihm eine Richtung zu geben,

daß er nie in Revolutionen, das größte und den Inbegriff aller Arten von Unglück, ausschlage. Jeder muß sich und andre von der Wahrheit zu durchdringen suchen, daß vorzüglich die Staatsverwaltung es ist, die das Wohl oder Wehe der Individuen bestimmt; daß auch unter der ungebundensten Alleinmacht, wenn sie wohl verwaltet wird, besser wohnen ist, als in einer von einem Collegium von Platons und Montesquiens gemodelten Republik, wenn sie durch Leidenschaft und Laster regiert wird; daß überall nichts Vollkommenes, überall das gewisse, wenn auch mit manchen dunkleren Partieen nuancirte Gute dem noch ungeprüften, wenn auch noch so schimmernden Neuen vorzuziehen ist; daß es mit einer Welt von Republiken fast nicht besser als mit einer Welt von lauter Philosophen sein würde, und daß die Menschheit dann erst glücklich sein wird, wann alle Staatsverfassungen nebeneinander existiren und jede Regierung den edlen und weisen Ehrgeiz haben wird, die ihrige am besten zu verwalten.

In diesem Geiste wollte der viel zu früh geschiedene Posselt das Blatt schreiben. In diesem Sinne hat Cotta 34 Jahre lang seine „Allgemeine“ geleitet. Zäh und fest überwand er die ungezählten Schwierigkeiten, die sich in dem dazumal in ein paar Dutzend Zwerg- und Mittelstaaten zerstückelten Deutschland seinem Vorhaben entgegenstellten. Klug und charaktervoll begegnete er den Quälereien der Censur, wann's Noth that, durch Uebersiedelung der ganzen Redaction und Druckerei aus einem Lande in das andere, durch Verlegung der Zeitung von Württemberg nach Bayern. Weitsichtig und vorurtheilslos berief er seine Vertrauensmänner und Nothhelfer, Redacteure und Correspondenten aus den verschiedenen Parteilagern. Redlich und tapfer wußte er sich — ohne sich das Mindeste zu vergeben — mit den Machthabern als Machthaber so zu stellen, daß die großen Herren in Staat und Kirche, Kunst und Literatur mit der „Allgemeinen“ als mit einer „öffentlichen Magistratur“

zu rechnen hatten. Diese Ueberlieferung blieb auch in seinem Sohne lebendig, der Heine schrieb: „Ich erbte nicht den Geist meines Vaters, aber ich glaube sein Herz geerbt zu haben." Ein Bekenntniß, dem Heine mit Fug und Recht nachrühmte: um solches zu sagen, muß man wirklich Geist besitzen. Unter solchen Regenten hat die „Allgemeine", gegründet in den Tagen des absterbenden römischen Reiches deutscher Nation, die Auflösung des alten Kaiserthums, den Rheinbund, die Befreiungskriege, den Deutschen Bund, die Wirren des Jahres 1848, den Bruderkrieg der Groß- und Kleindeutschen überdauert, Dynastien stürzen und aufsteigen sehen und inmitten aller Wandlungen von Welt und Zeit sich selbst behauptet als ein rechtes „Nationalinstitut". In Tagen der schlimmsten Zerfahrenheit der deutschen Politik sollte die „Allgemeine", wie die gemeinsame Sprache und Literatur, als Sinnbild der geistigen Einheit des deutschen Volkes erscheinen, sollte sie nach Cotta's Wunsch — und Heyck's Wort — „die Trägerin des Wiederaufbaues eines Deutschen Reiches" sein. In solcher Absicht lud Cotta als Leser und Schreiber Alle in den Bannkreis der „Allgemeinen", die „bei aller Verschiedenheit der Stämme" Zeugniß legten für die Gemeinsamkeit deutscher Cultur. In diesem Sinne gab er unparteiisch jedem das Wort, der eine ehrliche beachtenswerthe Meinung selbstständig vorzubringen vermochte. In solcher Weitherzigkeit gönnte auch die Redaction neben- und nacheinander den Stimmführern verschiedener Richtungen Redefreiheit.

Am auffälligsten offenbarte sich diese Unbefangenheit in der Auswahl der Beiträge für die — erst von dem hochverdienten Kolb zu ihrer Höhe emporgehobenen — „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", dieser Pflanzschule des deutschen Feuilletons, dieser Schatzkammer von Meisterschöpfungen deutscher Gelehrtenprosa. Die besten Reisebriefe von Heine, Dingelstedt, Fallmerayer, Steub, Scheffel und Moriz Wagner; Liebig's chemische Briefe und Moltke's militärische Studien; David Strauß' und Friedrich Theodor Vischer's kleinere Schriften; Riehl's Culturstudien und Döl-

linger's akademische Reden; Gregorovius und Sybel, Treitschke und Alfred Dove, Humboldt und Richard Wagner, Gottfried Keller und Heyse, Hebbel und Auerbach, Laube und Kuno Fischer — sie Alle haben als Stammgäste oder zu gelegentlichem Besuch sich eingefunden in der „Allgemeinen Zeitung“ „von Europa“: sicher, gehört zu werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Gelesen — und man darf Treitschke's Wort getrost beifügen, auch geschrieben — vom geistigen Adel der Deutschen aller Parteien, hätte diese Beilage für sich allein den Vorwurf zu einer Meisterstudie, zum mindesten dankenswerthen Stoff zu einem räsonnirenden Katalog abgegeben. Diese Aufgabe hätte auch Heyck gelockt. Leider lag sie vorläufig nicht im Bereich seiner Arbeitskraft. Richtig bedacht und gemacht, würde sie ein Menschenleben ausfüllen und die Entwickelungsgeschichte des deutschen Essays im 19. Jahrhundert einbegreifen.

Desto nachdrücklicher behandelt Heyck die politischen Stimmführer der „Allgemeinen Zeitung“, sozusagen die Ministerpräsidenten, Botschafter und Geschäftsträger des Hauses Cotta: Journalisten aller Spielarten: Chefredacteure von echtem Schrot und Korn, Meister des Handwerkes und zugleich Charaktere von so untadeliger Lauterkeit, daß Heyck mit Recht monumentale Ehren für die besten unter ihnen — Stegmann, Kolb, Mebold — ansprechen darf; Abenteurer und Glückssoldaten, Officiosi aus aller Herren Ländern; Weltnamen, wie die Pariser Correspondenten unter dem Julikönigthum (Thiers; Heine) und unter dem dritten Napoleon (Julius Mohl). Zwischendurch klingen gedämpfte Laute an von putzigen Hausfehden: nicht ganz so munter wie Conrad Bolz's Neckereien des lyrischen Bellmaus; nicht ganz so boshaft wie die Schnurren in den Memoiren von Dingelstedt und Pecht. Wesentliche neue Ergänzungen der ernsthaften Redactions-Interna — wie sie zuvor aus Friedrich List's Biographie, Lang's gutem Essay über Kolb und Fröbel's Lebenslauf waren bekannt worden — rechtfertigen nun das vielumstrittene Dogma der Cotta's, ihr Blatt dem Parteikampf zu entrücken. Ihr oberster Grundsatz hieß:

unter keinen Umständen Leitartikel der Redaction zu bringen. Das strenge Verbot hat viel Kopfschütteln verursacht, mitunter auch bei Leuten, die es dem Vater der Robinsonaden nicht gern vergeben, daß er der Urheber des Leader geworden.*) Die Ideen der Cotta's über diese heikle Frage verdienen indessen heute mehr denn je Beherzigung. Der alte Cotta schloß „jede ausgesprochene Farbe seitens der Redaction aus, um keiner Partei die Lust zu nehmen, sich in ihrem Namen auszusprechen". Und sein Sohn Georg wiederholte 1847 diese Meinung mit der Begründung:

Hiernach darf man von der Redaction nichts wissen, als daß sie mit Leib und Leben, mit Herz und Geist dem vernünftigen Fortschritt ergeben ist und für diesen arbeitet; wenn sie sich aber als eine protestantische oder katholische, als eine für diesen oder jenen Fall, diesem oder jenem Fürsten huldigend aussprechen wollte, dann würde sie ihre Linie verlassen. Ich möchte als Eigenthümer nicht mehr an ihr theilnehmen, denn ich kenne keinen Menschen unter Gottes Sonne, dessen Ansicht ich als allein wahre mit meinem Gelde honoriren und mit meinem Namen in der Welt verbreiten möchte.

Die maßvolle Ansicht klingt paradox in unseren Tagen maßloser Parteiung. Eine gewisse Größe läßt sich ihr so wenig abstreiten, wie der Redactionsweisheit des älteren Bertin: Ecrivez pour cinq cents personnes; le reste, nous nous en chargeons. Beherrschten aber dazumal und beherrschen erst heutzutage wirklich diese 500 Schiedsrichter des akademischen Geschmackes noch die öffentliche Meinung, auch nur in Kunstfragen? Und vermag nun gar im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechtes ein unparteiisches Blatt in politischen Dingen Gehör zu finden, geschweige die Massen zu führen? Wirkt in unseren aufgeregten Classenkämpfen der Racheruf Ad bestias! nicht fortreißender als bedächtig abgewogenes Für und Wider? Hat sich das Antlitz der Welt und damit der Zeitungswelt nicht jählings verwandelt, seit die Zahl der Wähler sich über Nacht verzehnfachte? seit

---

*) Daniel Defoe, by William Minto (p. 126): „It is to him, as Mr. Lee says, that we owe the prototype of the leading article, a letter introductory" u. s. w.

Bahnen und Telegraphen das klügste Raisonnement durch den Großbetrieb des Nachrichtendienstes ablösten? John Lemoinne bejahte diese Fragen am Ende seiner erfahrungs- und ereignißreichen journalistischen Laufbahn: Tous les éléments de la publicité arrivent à chaque heure, comme les voyageurs à la dernière minute d'un train. Il n'y a donc aucune assimilation possible entre la presse de ce temps-là et celle d'aujourd'hui Die beste Widerlegung dieser Befürchtungen schöpfen wir gleichfalls aus der Erfahrung. Mit dem Massenerfolg der Partei-, Hetz- und Scandalblätter wächst auch das Bedürfniß der Gebildeten, ein ruhiges Wort zu hören. Deshalb kann die „Allgemeine" in Deutschland, gleich den „Débats" in Frankreich, noch immer auf einen sicheren Abnehmerkreis rechnen. Eine Thatsache, deren Richtigkeit ein so grundgescheidter, streitbarer Mann wie Heinrich Laube in seinen „Erinnerungen" am Ende seiner Tage erkannte und anerkannte:

Dieses System der Objectivität, der geschichtlichen Dialektik, möchte man sagen, welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien scharf geschieden und gegliedert sind, tapfer verspottet. Es hatte aber doch einen großen Werth, als die Theile sich erst aus dem Chaos sonderten und — hat ihn immer. Eine alles bringende, alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menschen stets ein Bedürfniß, stets eine Wohlthat sein, eine in diesem Sinne „Allgemeine Zeitung" ist ein unschätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entferntester Einöde den Entwickelungsproceß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Zug. Ohne dieses System der allgemeinen Vertretung wäre denn auch — im Vormärz und in den Fünfzigerjahren — die „Allgemeine Zeitung" in Oesterreich nicht zulässig gewesen und in welche kymmerische Nacht wäre der österreichische Kaiserstaat versunken ohne die „Allgemeine Zeitung".

Hält man zu diesem Urtheil eines Kenners Heyck's archivalisch belegte Angabe, daß die „Allgemeine" in den Tagen Metternich's fast zur Hälfte ihren Absatz in Oesterreich hatte, dann fällt zugleich reines Licht auf den Bildungstrieb der Altösterreicher, eifervoll der „kymmerischen Nacht" zu entfliehen. Aller Druck der „Systems" hinderte helle Köpfe

nicht, zu den Quellen deutscher Dichtung und Forschung vorzudringen. Aller Zwang des Polizeistaates war nicht im Stande, die Anmuth der Altwiener Geselligkeit zu verscheuchen, die heute so schwer bedrängte Vormacht der deutschen Cultur im Reich der Habsburger zu beugen. Wie viel Milde und wie viel Schönheitssinn, wie viel feine Sitte und Ritterlichkeit, welch starkes österreichisches Gesammtbewußtsein dazumal noch in allen Landen und Ständen rege war, sieht und fühlt man so recht, wenn man die Künstler jener Tage zu Zeugen aufruft. Dessen wurden auch wir wieder bewegt inne, als wir an Ferdinand v. Saar's „Novellen aus Oesterreich" uns erlabten.*) Seit einem Menschenalter las ich jedes neue Werk des Dichters gleich nach der Veröffentlichung. Ich glaubte den Meister zu kennen, als ich an seinem sechzigsten Geburtstag versuchte, die Summe seiner Existenz zu ziehen.**) Beschämt und doch freudig eines besseren belehrt, erkenne ich nun angesichts der gesegneten Ernte seiner Lebensarbeit, daß sein Werk, sein Wesen reicher und tiefer ist, als die Landsleute bisher gedacht. Wie die Bilder eines rechten Malers, die wir Jahr um Jahr vereinzelt da und dort erblickten, als neue Offenbarung auf uns wirken, wenn wir sie unversehens in einer Gesammtausstellung nebeneinander vergleichen und genießen können, birgt diese erste Sammlung der Novellen Saar's ungeahnte Ueberraschungen selbst für seine alten Anhänger und Freunde. Dem dichterischen Segen seiner Musternovellen gesellt sich ihr culturhistorischer Reiz. Sie sind, wie alle echte Poesie, wahrer, als dürre geschichtliche Daten. Sie führen uns mitten in den „schwarzgelben Kosmos", sie geben unübertrefflichen Anschauungsunterricht in merkwürdigen Spielarten des österreichischen Volkscharakters. Und sie bewähren an jedem scharfgeschauten, zart wiedergegebenen Einzelschicksal das bedeutende Wort Saar's: „Das Leben jedes Einzelnen ist ein Stück Weltgeschichte." In seinen Alltags- und Aus-

*) Novellen aus Oesterreich. Von Ferdinand v. Saar. Erste Ausgabe in zwei Bänden. Heidelberg 1897.

**) Deutsche und Franzosen. Wien 1895. S. 21 ff.

nahmsmenschen lernen wir genau die österreichische Geschichte seiner Zeit kennen und verstehen. Vormärz und Nachmärz; die große und die kleine Welt; die Armee aller Rangstufen — die dem alten Soldaten Saar besonders ans Herz gewachsen ist — vom gebietenden Heerführer und galanten Reiterofficier bis zum Auditor, Zeugwart und Profoßen; Protzokratie und Bureaukratie; Frauenschicksale und Priesterleben; Wiener Bürgerkreise und proletarische Auswürflinge; deutsche Forstmänner und slavische Steinklopfer; literarische Strauchritter und wehr- und schuldlos zertretene Verkannte —: sie alle und andere mehr sind ihm und werden durch ihn gleicherweise dem Leser vertraut. In wenige Blätter drängt er stoffreiche Begebenheiten, Glück und Ende ganzer Geschlechter, die Wandlungen ganzer Berufsclassen zusammen. In den schlanken zwei Bänden seiner „Novellen aus Oesterreich" umspannt er die ganze zeitgenössische Gesellschaft seiner Tage. Das Unsauberste adelt er durch die sauberste künstlerische Formgebung. Das Widerwärtigste mildert er durch barmherziges Mitgefühl; beim tiefen Fall seiner „Geigerin" bleibt er der Sonnenhöhe eingedenk, von der Leidenschaft und Verhängniß dies reichbegabte Gemüthswesen hinabstürzten; hinter der mit genialem Realismus festgehaltenen Judenfratze des wucherischen, zudringlichen „Seligman Hirsch" zeigt er den menschlichen Dulder, den Verzweiflung zuletzt zum Selbstmord treibt. Er kennt und malt beiläufig als Contrastfiguren die „starken Naturen, die in der Regel kein Gewissen haben": sein Antheil gilt aber den Besiegten, im harten Lebenskampf Ueberwundenen, die — wie oft — roheren, nicht besseren Gewalten Platz machen müssen. Bei solcher Weltanschauung konnte es nicht ausbleiben, daß sinnverwandte Zeitgenossen, Schopenhauer, Darwin, Turgenjew, Saar's Gedanken viel beschäftigten. Stark, ungemein stark hat insbesondere der russische Meisternovellist auf ihn gewirkt: die Hundegeschichte „Tambi" ist unverkennbar unter dem Einfluße von „Mumu" entstanden; „Sündenfall" — im Februarheft von „Cosmopolis" — knüpft geradezu an Tur-

genjew's „Frühlingsfluthen“ an. Der Schwächling in Ginevra, der einer alternden Kokette halber willenlos die Braut voll holder, heldenhaft herber Jungfräulichkeit verräth, ist aus der Sippe Rudin's. Ebenso huldigt Saar in der Technik der mitunter eintönigen Ich-Form seines großen Vorgängers im Uebermaße: allerdings nicht als Nachahmer, vielmehr aus angeborener Neigung für mündliche Mittheilung von Selbsterlebtem.

Mit und trotz all diesen äußeren und inneren Aehnlichkeiten unterscheidet sich Saar indessen in Fehlern und Vorzügen scharf von seinem Liebling, just so scharf, wie ein Deutschösterreicher vom Russen. Wo Turgenjew pessimistisch, tragisch wird, sucht und findet Saar Trost in selbstüberwindender Entsagung oder Erlösung durch freiwilliges Martyrium. (Innocens. Die Tochter der Messalina im Haus Reichegg, die Beguine wird.) In den gefährlichsten Lagen stellen sich fast niemals heroische Entschließungen ein: desto häufiger bringen hitzige Fieber, Hirnschlag und Herzkrankheiten unerwartete Lösungen (Marianne; Geschichte eines Wiener Kindes; Schloß Kostenitz; Sündenfall). Und selten nur greift Selbsthilfe ein: fast allemal, bezeichnend genug, nicht bei Deutschösterreichern: beim italienischen Halbblut Ginevra; beim slavischen Lieutenant Burda; beim Juden Seligmann Hirsch. Dem Elegiker Saar erscheinen die Dinge stärker als die Menschen. Seiner wehmüthigen Selbstbescheidung gilt der Weltlauf unbesiegbar durch das willensschwache Individuum. Darum treten nicht Klagen wider das Unabwendbare, nur Laute der Trauer auf seine Lippen, wenn er aus einer feindlichen Gegenwart in eine tröstlichere Vergangenheit sich zurückwendet:

So fühl' ich mich stets zu Leuten hingezogen, deren eigentliches Leben und Wirken in frühere Tage fällt und die sich nicht mehr in neue Verhältnisse zu schicken vermögen. Ich rede gern mit Handwerkern und Kaufleuten, welche der Gewerbefreiheit und dem hastenden Wettkampfe der Industrie zum Opfer gefallen; mit Beamten und Militärs, die unter den Trümmern gestürzter Systeme begraben wurden; mit Aristokraten, welche kümmerlich genug, von dem letzten Schimmer eines erlauchten Namens zehren; lauter typi-

sche Persönlichkeiten, denen ich eine gewisse Theilnahme nicht versagen kann. Denn alles das, was sie zurückwünschen oder mühsam aufrecht erhalten wollen, hat doch einmal bestanden und war eine Macht des Lebens, wie so manches, das heutzutage besteht, wirkt, trägt.*)

Gleicher Empfindung entstammt auch ein gewaltiges, jüngst in der Wiener „Wage“ gedrucktes patriotisches Gedicht, in dem meines Erachtens mehr politische Wahrheit und Weisheit steckt, als in ungezählten Kammer- und Ministerreden:

Austria.

Trauernd senk' ich das Haupt, o du mein Oesterreich,
Seh' ich, wie du gemach jetzt zu zerfallen drohst,
Vom unendlichen Reiche
Karl's des Fünften der letzte Rest.

Zwar die Schwingen noch stolz spreizt der Doppelaar
Und in Schönheit, wie einst, strahlt deiner Länder Pracht.
Doch dein altes Gefüge
Lockert störrisch sich mehr und mehr.

Freilich niemals ein Volk war deiner Völker Schaar,
Niemals hat sie beseelt einendes Heimatgefühl. —
Oesterreicher im Herzen
Fühlte der Deutsche sich nur.

Aber schwindest du hin, schwindet, was einzig war,
Und ein farbiger Strauß fällt von Europas Brust;
In der Vielheit ein Ganzes
Hast du blühend sie lang geschmückt.

Was du lässig versäumt, was du verschuldet auch, —
Immer warst du geliebt, o du mein Oesterreich,
Und nun willst du vernichten
Mit dir selber im Kampf, dich selbst?!...

Seit Grillparzer's Zeitgedichten sind Töne von solcher Macht in der politischen Lyrik Oesterreichs nicht angeschlagen worden. Und wie als Sänger darf sich Saar auch als Novellist mit Ehren neben dem größten Wiener Erzähler

*) „Die Geigerin“ I. 164. Vgl. damit den Abgesang von Schloß Kostenitz II. 393.

zeigen: von seinen besten Eingebungen geht derselbe Zauberhauch aus, der Grillparzer's „Armen Spielmann“ umwittert. So wird Saar das Jahrhundert überdauern, als wahrhaftiger Zeuge, dessen Geschichten miterlebt und miterlitten — nicht müßig erfunden — sind; als ein Künstler, dessen reine, reife Gaben mit den Jahren immer besser werden und munden wie edler Wein.

VIII. Paul Schlenther: Gerhart Hauptmann. Weihnachtsbücher (Neue Gedichte von Paul Heyse — Novellen von Herman Grimm — Ein ganzer Mann von W. H. Riehl).

Cosmopolis, Januar 1898.

I.

Gerhart Hauptmann besteht zur Stunde die schwerste Probe, die einem rechten Künstler drohen kann: er ist augenblicklich, soweit die deutsche Zunge klingt, Mode. Seine Bücher erleben nahezu so viele Auflagen, wie die Romane der Marlitt und von Ebers. Seine Rebellenstücke werden fast ebenso häufig gespielt, wie Rundreisestücke von Schönthan und Koppel-Ellfeld. „Die Weber“ brachten es nach ihrer denkwürdigen Freigebung durch das preußische Verwaltungsgericht im Deutschen Theater in Berlin auf 211 Aufführungen; „Die versunkene Glocke“, vom 2. December 1896 bis zum 1. Juli 1897 in demselben Schauspielhause auf 100 Wiederholungen. Strebsame jüngere Germanisten wählen Hauptmann zum Helden ihrer „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“.*) Und ein verdrießlicher halber Gegner, wie Adolf Bartels,**) der auszog, um zu fluchen und unter-

*) Gerhart Hauptmann, von U. C. Wörner. „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“, herausgegeben von Franz Muncker. München 1897.

**) Gerhart Hauptmann, von Adolf Bartels. Weimar 1897. S. 212.

wegs mehr als einmal widerwillig segnen muß, bekundet anekdotisch die außerordentliche Popularität von Hauptmann's jüngstem Märchendrama: „die deutschen Backfische lernten die Tirade über die Thräne auswendig und die Straßenbuben (ich hab's selbst gehört) schimpften sich Waldschratt.“ Erstaunlicher- und erfreulicherweise haben diese Massenerfolge nicht das leiseste Zugeständniß an den Massengeschmack zur Voraussetzung. Gerhart Hauptmann ist sich selbst treu geblieben. Nur die Anderen sind angesichts seines wachsenden Könnens vielfach anderer Meinung geworden. Derselbe Mann, dessen Sonnenaufgang 1889 auf der Berliner Freien Bühne nicht nur Moral- und Kunstpedanten als Sonnenuntergang deutscher Art und Zucht erschien, wurde mittlerweile wiederholt von Akademikern und Professoren für den Grillparzer- und Schillerpreis vorgeschlagen. Allerdings nicht für den Sturm und Drang seiner Erstlinge. Der Dichter der „Weber“, durch dessen Herz, wie durch das Herz seines Florian Geyer „ein brennendes Recht fließt“, hatte — wie lang zuvor in ungedruckten lyrischen Jugenddichtungen — nun auch als Dramatiker sein kindliches „Märchenherz“ offenbart. Dank dieser Wandlungs- und Entwickelungsfähigkeit gewann er — ohne die Getreuen seiner Anfänge zu verlieren — immer neue Parteigänger in neuen Lagern. Zu seinen Gunsten erhoben sich immer mehr, immer gewichtigere Stimmen; auch unter den engeren Kunstgenossen. Wohl stehen noch manche Meister der älteren Generation seinen Schöpfungen nach wie vor so fremd und abwehrend gegenüber, wie Lessing dem Götz und Werther, wie der alternde Klopstock den aufsteigenden Jüngeren, wie der Goethe der zweiten dem Schiller der ersten Periode. Seitdem jedoch der Jüngste der Alten — wenn nicht gar der Jungen — Theodor Fontane, Pathe gestanden beim „Sonnenaufgang“, haben noch ein paar andere sechzig- bis siebzigjährige Dichter dem trotzigen Neuerer ihr Herz zugewendet. Dem Autor des Lassalleromanes „In Reih und Glied“, Friedrich Spielhagen, ist die Bedeutung der „Weber“ aufgegangen, und der berufenste Wortführer deutschen Bürger-

thums, Gustav Freytag, hat mit warmen Worten für das „Hannele" des schlesischen Landsmannes sich eingesetzt. Die Greise vertrauten dem Liebling der Jugend. Und Gerhart Hauptmann erwies sich ihres und jedes anderen künstlerischen Antheiles würdig. Unbeirrt durch Lob und Tadel, wenig berührt durch Erfolge und Mißerfolge, giebt er in jedem neuen Werke ein Neues, sucht er unablässig neue Formen, neue Stoffe, neue Aufgaben. Er beugt sich keinem schulmäßigen Machtwort, er dient keiner politischen Secte. Er gründet seine Herrschaft über die compacte Majorität des Tages auf seine vollkommene Unabhängigkeit von den Wünschen des Tages, von den Forderungen der compacten Majorität. Zur Ueberraschung früherer Feinde und Freunde ist er von der freien Bühne der Naturalisten zur Phantasiebühne der Traum- und Märchendichtung übergegangen, vom pathetischen Entrüstungspessimismus des „Sonnenaufganges" zur humoristischen Abfertigung menschlicher Thorheit und Niedrigkeit im „Biberpelz" fortgeschritten. Und der Wechsel seiner Töne bringt uns die tröstliche Gewißheit, daß auch unser Dichter „kein ausgeklügelt Buch", daß auch Gerhart Hauptmann „ein Mensch mit seinem Widerspruch" ist. Ein wahrer, wahrhaftiger Mensch, der einmal kein Hehl daraus macht, daß ein Hauptwerk wie „Die Weber" durch Erzählungen seines Vaters angeregt, durch die Schicksale seines Großvaters bedingt und bestimmt wurde; ein andermal — bei den „Einsamen Menschen" — „dies Drama in die Hände derjenigen legt, die es erlebt haben" und auch sonst oft absichtslos den Eindruck weckt, Eigenstes, Geheimstes zu geben — Confessionen einer reinen, redlichen Natur, Familien- und Stammesgeschichten einer Persönlichkeit, die reicher und größer ist, als der Inbegriff ihrer Werke. Wo Leben und Dichten einander so innig durchdringen, wie im Schaffen Gerhart Hauptmann's, ist es nichts weniger als müssige Neugier, den Werdegang eines solchen Schöpfergeistes zu verfolgen. Die Biographie des Dichters wird hier wirklich nach Herder's Geheiß der beste Commentar seiner Schriften. Und ein seltener Glücksfall

fügt es, daß als geradezu classischer Zeuge Paul Schlenther Aufschluß giebt über Herkunft und Jugend, Irrungen und Wirrungen, Kämpfe und Siege seines Herzensfreundes.*) Als Mitbegründer der Freien Bühne, als Fürsprecher des Aufstrebenden, als „Ausleger seiner dichterischen Träume" hat er so viel für Gerhart Hauptmann gethan, daß ihm wirklich zu thun kaum etwas übrig blieb, als was er nun zu guter Stunde fertig brachte: den ersten sachkundigen, sorgfältigen, liebreichen und geschmackvollen Bericht über Gerhart Hauptmann's Dichtung und Lebenslauf. Die Arbeit trägt ihren Lohn in sich. So lange man nach dem schlesischen Meister fragen wird, wird man auch seines Chronisten gedenken, der seinesgleichen sucht in der seltenen Kunst, sich behaglich mitzutheilen und in der noch selteneren Kunst, eines Freundes Freund zu sein.

II.

Vor hundert Jahren wanderte ein armer Weber aus Böhmen über das Gebirge nach Schlesien und ließ sich in Herischdorf bei Warmbrunn nieder. Einer der vier Söhne dieses Alten, Karl Ehrenfried Hauptmann, saß in jungen Jahren — wie die Widmung der „Weber" ausdrücklich meldet — gleichfalls hinter'm Webestuhl, bis er die Befreiungskriege mitmachte. Nachdem er seinen Abschied als Feldwebel genommen, trat er in eine Gastwirthschaft ein; vom Oberkellner brachte er es zum Pächter des gräflich Schaffgotsch'schen Curhauses von Flinsberg, späterhin des Kronenwirthshauses in Salzbrunn, dessen Eigenthümer er 1839 wurde. Karl Ehrenfried's Sohn, Robert, nachmals der Vater unseres Dichters, machte ein paar Gymnasialjahre in Schweidnitz mit; dann kam er in eine Breslauer Weinkellerei und nach ausgiebigen Lehr- und Wanderjahren als eigener Herr auf den Salzbrunner Gasthof zur Krone, dem er vorstand im Geiste seines mehr auf einen Künstler, als

*) Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung, von Paul Schlenther. Berlin 1898.

auf einen Geschäftsmann deutenden Grundsatzes: „Ich habe nie gefragt, ob es meinen Gästen gefiel, ich habe nie eher geruht, als bis es mir selbst gefiel.“ Als Hausfrau stand ihm die Tochter des fürstlich plessischen Brunnenwärters Strähler zur Seite (ihr Familienname begegnet uns wieder in Hauptmann's Komödie College Crampton); der Stammbaum des Mädchens führt auf schlesische Landleute zurück, die sich als Unterthanen des altansässigen Grafengeschlechtes im Schloßdienst langsam emporarbeiteten; allesammt durchtränkt von den Ueberlieferungen tiefwurzelnder Gottesfurcht ihrer Heimatgegend, in deren Umkreis die wiederholt in Hauptmann's Dichtungen genannten Ortschaften Gnadenfrei und Herrnhut liegen. Im Hause dieser Eltern wuchs Gerhart als der Jüngste, am 15. November 1862 Geborene, von vier Geschwistern auf. In der Obersalzbrunner Dorfschule, und von seinem zwölften Jahre ab als Realschüler in Breslau, war der Kleine nichts weniger als ein Musterknabe. Er verstand die Lehrer, die Lehrer verstanden ihn nicht. Nur im deutschen Aufsatze war er „Oberster“. Alles andere brachte ihn auf die Lotterbank. Dies mühselige Fortkommen Gerhardt's, der zwei und einhalb Jahre in Oberprima blieb, war für die Seinigen um so lästiger, als auch sonst immer ernstere Sorge den väterlichen Hausstand bedrängte. Salzbrunn, das jahrelang mit Vorliebe von polnischen Magnaten aufgesucht worden war, litt durch den ungeahnten Aufschwung modernen Bahnverkehres. Der schlesische Badeort wich fernerliegenden Reisezielen. Mit starker Einbuße von Glücksgütern, doch mit reinem Namen, mußte Vater Hauptmann sein Erbgut veräußern, das den späteren Besitzer zum Millionär machte, da sich unversehens die Pferdetränke als Gesundbrunnen bewährte. Gerhart bot sich nun eine neue Zufluchtsstätte: die Oekonomie seines Onkels Schubert im Striegauer Kreise. Dem frommgläubigen Manne war der einzige Sohn vorzeitig entrissen worden. An dessen Stelle sollte Gerhart die Vereinsamten trösten. In weit höherem Maße als daheim herrschte hier im Trauerhause religiöser herrnhutischer Geist,

der sich indessen mit edlerer Geselligkeit wohl vertrug. Die Dorfpastoren machten nach der Sonntagspredigt gern ihre Partie Schach mit Onkel Schubert, und die musikalischen Damen des Hauses begeisterten ihren Schützling nicht nur mit Chorälen und Volksweisen: sie erschlossen ihm die Werke von Bach, Händel, Beethoven. „Gerhart Hauptmann hat seine Tante und seinen Onkel kindlich verehrt und er bewahrt sie im dankbaren Gemüthe. Aber heimisch ist er auf ihrer Scholle nicht geworden und ein vollkommener Landwirth ward er in Lederose so wenig wie ein vollkommener Christ. Das empfand er, und darum ging er." Ein Stammbuchblatt, das er nach Jahren Tante Schubert widmete, ist nicht der geringste Schmuck von Schlenther's Buch:

Ich kam vom Pflug der Erde
Zum Flug ins weite All —
Und vom Gebrüll der Herde
Zum Sang der Nachtigall.
Die Welt hat manche Straße
Und jede gilt mir gleich;
Ob ich ins Erdreich fasse,
Ob ins Gedankenreich —
Es wiegt in gleicher Schwere
Auf Erden jedes Glied.
Ihr gebt mir Eure Aehre
Ich gebe Euch mein Lied.

Einstweilen wähnte sich Gerhart zum Bildhauer berufen. Wiederum zog er nach Breslau, diesmal auf die Kunstschule, wo er ungefähr die nachmals im „Collegen Crampton" geschilderten Erfahrungen von Max Strähler machte: „Wir Strählers," so heißt es dort sehr bezeichnend, „sind Alle Dickschädel. Aber wir schlagen uns Beulen an unsere Dickschädel in allen Regenbogenfarben." Ein Tollkopf der Art wird offenbar auch Gerhart gewesen sein. Der Director verwarnte, der Modellirlehrer verabschiedete ihn, bald nachher dictirte ihm ein scharfes Sündenregister der Conferenz elfwöchentliche Ausschließung zu. In allen Nöthen nahm sich der Bildhauer Professor Härtel seiner an; der rühmte nicht nur eine von Gerhart in rothem Wachs

modellirte, durch die Wolken jagende Gottheit; er achtete theilnahmsvoll auf die dichterischen Versuche des Jünglings und suchte und fand schließlich Fürbitter beim Großherzog von Weimar, der Gerhart gestattete, sich in Jena zu immatriculiren als studiosus historiae. In angeregtem Verkehre mit seinem begabten Bruder Carl, und dessen Kameraden, als Hospitant bei Haeckel und Eucken, öffnete sich ihm die Gedankenwelt Darwin's, der Ideenkreis der modernen Volkswirthschaft. Und schon dazumal dichtete er für sich und die Feuergeister seines Kreises den Lebensspruch: „Was wir gefühlt, was wir gewollt, zu sagen ist uns Pflicht. In unserer Zeiten Adern rollt statt rothen Blutes rothes Gold, in unseren Adern nicht &c." Auch künstlerische Zwischenspiele fehlten nicht. Gerhart wanderte gelegentlich zu einer Aufführung der „Walküre" nach Weimar, und in der Jenenser Aula des Gymnasiums wirkten freie Vorträge von Otto Devrient, zumal „Die Frösche" des Aristophanes, nachhaltig auf den Jüngling. Trotz alledem duldete es ihn nicht länger an der Hochschule. Er besuchte seinen älteren Bruder Georg, der sich mit einer der fünf Töchter des Großkaufherrn Thienemann vermählt hatte, in Bergedorf bei Hamburg; von dort fuhr er zu Schiff bis zum Mittelländischen Meer. Sein Reiseführer war Byrons Childe Harold, den er alsbald in einer technisch recht unreifen, biographisch desto belangreicheren Dichtung „Promethidenloos" nachzuahmen versuchte. Der Weltschmerz des Lord-Oberdichters kleidete sich in weltmännischere Formen, als die schwermüthigen Klagen des schlesischen Bürgersohnes. Immerhin bleibt es für Gerhart's Gemüthsart charakteristisch, daß alle landschaftliche Pracht von Andalusien und Süditalien seinen Grimm wider die Gesellschaftsordnung steigert, statt ihn zu mildern; daß er angesichts der Verkommenheit des neapolitanischen Pöbels den Wehruf ausstößt: „Schafft mir Neapel aus Neapels Welt." Ein zweiter Aufenthalt in Italien galt erneuter Beschäftigung mit der Bildhauerei. Er richtete sich vorübergehend ein Atelier in Rom ein, erkrankte jedoch am Typhus so schwer, daß er ins deutsche Krankenhaus ge-

schafft werden mußte. „Hier schwebte er lange in Lebensgefahr, an seinem Lager saß sein guter Engel: seine Braut," die Schwägerin seines Bruders, Marie Thienemann, die Gerhart, noch nicht 23jährig, im Mai 1885 in Dresden heiratete. Abenteuerliche Zukunftspläne beschäftigten ihn kurz vor und nach seiner Hochzeit. Eine Weile hatte er, im Banne von Richard Wagner's Gesammtkunstwerk, von einer Verschmelzung von Poesie und Plastik geträumt, gleich darauf Unterweisung in der Schauspielkunst gesucht. Allein er vertrug nicht den dauernden Aufenthalt in Berlin. Aus den „Steingräbern" der Großstadt rettete er sich zur Sommerszeit nach Rügen, im Herbste nach dem eine Bahnstunde von Berlin entfernten Vorort Erkner (dem Schauplatze der „Familienkatastrophe: Ein Friedensfest"). Dort wurden ihm drei Knaben geschenkt: der Aelteste, nach Berthold Auerbach's „Hajrle" Ivo genannt. So hauste er in bescheidener Unabhängigkeit, gehörig und ungehörig ausgebeutet von Kunstzigeunern, die jüngst wiederum Otto Julius Bierbaum*) nicht übel — vorher und nachher freilich niemand in lebenstreueren, sparsameren, kräftigeren Umrissen — gezeichnet hat, als Hauptmann selbst im Braun der „Einsamen Menschen", im Mothes seiner Diebs- und Meisterkomödie „Der Biberpelz". Zeitweilig war er wohl auch zu Gaste geladen in einem Literatenverein „Durch"; anderemale in näherem Gedankenaustausch mit den redlichen socialistischen Schwärmern Bruno Wille und Wilhelm Bölsche; im Sommer 1888 monatelang in Zürich in der Gelehrtengesellschaft seines Bruders Carl, in den Universitätscirkeln von Forel und Avenarius, in denen er vielleicht auch Urbilder seiner Anna Mahr (in den „Einsamen Menschen") traf. Hier, wie bisher allerorten, anscheinend ziellos und unfertig. In seinen epischen, lyrischen und dramatischen Versuchen so kritiklos und unklar, daß niemand vermuthen konnte, in Gerhart Hauptmann jemals, geschweige

---

*) Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective von Otto Julius Bierbaum. Berlin 1897.

so rasch, einen Vordenker und Vorkämpfer des jüngeren Geschlechtes aufstehen zu sehen. Eine Römertragödie, „Der Tod des Tiberius“ aus dem Jahre 1887 ist verschollen. Sein Epos Promethidenloos zog er, gleich nach der Veröffentlichung 1885, aus dem Buchhandel, um es einstampfen zu lassen. 1888 wollte er eine kleine Sammlung von Gedichten Das bunte Buch in einem, wie Schlenther sagt, als Verlagsort fast unwahrscheinlichen Städtchen des Odenwaldes herausgeben. Als der Text ausgesetzt, das Papier aber noch nicht gekauft war, fallirte der Verleger, und Hauptmann erhielt nur lose geheftete Revisionsbogen auf erbärmlichem Fließpapier. In den seither nicht wieder in Buchform gesammelten Versen finden sich aber nach Schlenther's Andeutungen und Proben nicht nur die Keimzellen von „Hannele“ und der „Versunkenen Glocke“: die Eingangsworte deuten prophetisch auf alle kommenden Schöpfungen Hauptmann's:

Wie eine Windesharfe sei Deine Seele, Dichter! Der leiseste Hauch bewege sie. Und ewig müssen die Saiten schwingen im Athem des Weltwehes; denn das Weltweh ist die Wurzel der Himmelssehnsucht. Also steht Deiner Lieder Wurzel begründet im Wehe der Erde; doch ihren Scheitel krönet Himmelslicht.

Wäre das „bunte Buch“ vor oder gleichzeitig mit dem socialen Drama „Vor Sonnenaufgang“ (das ursprünglich „Der Säemann“ hieß) erschienen — es hätte Hauptmann und seinen Leuten manche Verkennung erspart. Als Talentprobe wirkte das Stück nur auf sehr Wenige, vor Allen auf Theodor Fontane. Er beglückwünschte den Verleger, ein so bedeutendes Werk, „die Erfüllung Ibsen's“, gebracht zu haben, und erbot sich, es der eben gegründeten Freien Bühne dringend zu empfehlen. Der Vorstand dieses Vereines, Otto Brahm, erhielt bald nachher mit einem kurzen Schreiben Hauptmann's das Stück, las es, und entschloß sich sofort, „Vor Sonnenaufgang“ aufzuführen. Nach der allerersten Vorstellung der Freien Bühne, die mit Ibsen's „Gespenstern“ eröffnet wurde, vereinigten sich die Activen mit den Schauspielern zu einem Siegesmahle:

Hans von Bülow, Paul Lindau, Erich Schmidt waren dabei. Auch ein Unbekannter war dabei: sehr blond, sehr bleich, sehr schlank, sehr jung, sehr still, den flüssigen Tafelfreuden gänzlich abgeneigt. Seinen Namen hatten die Wenigsten schon gehört; uns selbst war dieser Mensch erst seit wenig Tagen bekannt. Er war auf der Freien Bühne der nächste daran. Thut's nicht, warnten wohlmeinende Freunde. Verderbt Euch nicht den guten Anfang, meinte Paul Lindau, der damals durch seine Kritiken im „Berliner Tagblatt" Einfluß auf unsere Passiven hatte und ihn bald gegen die Freie Bühne stark ausmünzte. Wir schlugen den guten Rath in die Winde. Denn dieser Gerhart Hauptmann kam uns sehr gelegen.*)

Das klingt heute so selbstverständlich, wie Hauptmann's stolzbescheidener Dank vom 26. October 1889 an die Leiter des Vereines Freie Bühne, „in Sonderheit die Herren Otto Brahm und Paul Schlenther. Möchte es die Zukunft erweisen — so heißt es dort — daß sie sich, indem sie kleinlichen Bedenken zum Trotze einem aus reinen Motiven heraus entstandenen Kunstwerk zum Leben verhalfen, um die deutsche Kunst verdient gemacht haben." Von hundert Lesern sagen heute mindestens achtzig Ja und Amen zu diesem Satze. Dazumal gehörte nicht alltäglicher Mannesmuth zu dem Wagestück.

Leider lag — nach Paul Schlenther's Kriegsgeschichte der Freien Bühne — „Vor Sonnenaufgang" bei Buchhändlern aus. Bald ging in Kneipen und Kaffeehäusern ein Raunen von Tisch zu Tisch: etwas Furchtbares sei im Werk... Das Lessingtheater mit seinen 1000 Plätzen genügte nicht der Nachfrage. Nie hat es eine stürmerische Vorstellung gegeben als diese Sonntagsmatiné... Als sich im vorzüglichen letzten Act Arzt und Gatte um die nebenan wimmernde Wöchnerin sorgen, die auf der Bühne aber nicht wimmerte, schwang mitten im Parkett ein unpraktischer Arzt die eigens dazu mitgebrachte Geburtszange durch die Luft... Mitten im tosenden Lärm eroberte sich der Dichter, der tapfer und scheinbar kaltblütig standhielt, immer wieder sein Recht. Es ging von ihm ein Zauber aus, der vor dem Aeußersten bewahrte... Anderen Tages flogen die Zeitungsblätter ins Land. An der Spitze der moralischen Empörung schrieben Frenzel und Lindau.**)

---

*) Paul Schlenther. Die Freie Bühne. „Pan." II. Jahrgang, 1. Heft. Juli 1896.

**) Ibid. „Pan." II., Heft 1., S. 29.

Ich habe die Entrüstungsausbrüche dieser Kritiker nicht gelesen, und gedenke in keiner Weise ihre Partei zu nehmen; ich wiederhole vielmehr nochmals den Dank, den alle Freunde gedeihlicher Verjüngung des deutschen Theaters Fontane, Brahm und Schlenther für die rechtzeitige, gefahrvolle Förderung Gerhart Hauptmann's dauernd schulden; ich bewundere die Entschlossenheit, mit der sie die Fenster unserer Schauspielhäuser einwarfen, um „etwas wie einen frischen Luftstrom, sagen wir aus dem zwanzigsten Jahrhundert, hereinschlagen zu lassen". Nach dem deutschen Sect jener Tage, nach all den faden Philister- und Verdauungsstücken von Lindau, L'Arronge, Blumenthal, Schönthan und Genossen wirkte „Vor Sonnenaufgang" mit all seinen Bitternissen als scharfes Heilkraut. Der Widerstand gegen den Einbruch des Naturalismus griff indessen weit hinaus über die Geschäftsleute des deutschen Theaters. Er warb seine Kerntruppen im Kreise der Goethe-, Schiller- und Wagnergemeinde: Thatsachen, die Schlenther in folgenden Auflagen seines Buches nicht nur feststellen, sondern mit seinem gesunden Menschenverstande eingehender erklären soll. Denn wäre es nicht das allergrößte Wunder gewesen, wenn sociale Dramen wie „Vor Sonnenaufgang" ohne Widerspruch geblieben wären? Bleibt es nicht eine der räthselhaftesten Erscheinungen in der Geschichte deutscher Sitte und Dichtung, daß Schiller vor der Schlacht von Jena „Die Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell" schrieb, während nach der Schlacht von Sedan, in den Tagen Bismarck's und Moltke's, die bahnbrechenden jüngeren Talente statt Jubeltönen nur Wehrufe und Klagelaute über die Lippen brachten? Widersacher der neuen Richtung waren einseitig, genug, alle Schuld dem deutschen Erbübel der Ausländerei zuzuschieben, den Einflüssen und Nachwirkungen von Tolstoj und Zola; philosophisch und socialistisch gerichtete Köpfe machten andere Zeit- und Geistesströmungen, Schopenhauer, Darwin und Marx verantwortlich für die neue Schule; ganz Unbefangene, wie Fontane, redeten endlich von der „Erfüllung Ibsen's". Das Wort gilt meines Erachtens

nicht einmal für Hauptmann's Erstlingsdramen, noch weniger für seine spätere, reiche Entwickelung. Gewiß! Auch Hauptmann hat von den „Gespenstern", „Rosmersholm", der „Wildente" u. s. w. gelernt. Und wenn wirklich am 20. März 1898 zum 70. Geburtstage Ibsen's deutsche Jünger und Freunde des nordischen Dichters sich in Christiania Stelldichein geben sollten; oder wenn an Stelle eines praktischen, aber nüchternen Eildampfers wenigstens ein Festblatt der Münchener „Jugend" diesen Huldigungszug übers Meer tragen sollte — satirisch auf einem Gespenster- oder Narrenschiff, oder phantastisch wie in Cervantes' Reise nach dem Parnaß auf einer Prachtgaleere, die vom Kiel und der Ruderbank bis zur Mastspitze nur aus Versen ohne die leiseste Beimischung von Prosa gebaut war — dann darf am allerwenigsten der just halb so alte 35jährige Gerhart Hauptmann fehlen. Denn Ibsen wirkte unbestreitbar auf ihn, nur wirkte er nicht anders auf ihn, wie ein Original auf ein zweites Original. Die Urmotive von Hauptmann's Dichtungen wurzeln ganz anderswo: in der schlesischen Heimat, ihrem Bauernschlag und Weberelend, ihrem Volkshumor und ihrer unaustilgbaren Religiosität. Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten. Mag immerhin ein Nachfahr des glaubensfesten Webers Hilse seinen Unglauben so kraftvoll vor der Welt bethätigen, wie dieser seine Gottergebenheit: theologische Grundanschauungen wird er niemals völlig los. Sie durchwalten auch Gerhart Hauptmann's Fühlen und Schaffen: sein oben wiederholtes einleitendes Wort zum „bunten Buch" — „das Weltweh ist die Wurzel der Himmelssehnsucht" — liegt durchaus im Bereich kirchlicher Anschauung. Und alle Greuelmalerei, jede dramatische Zorn- und Gleichnißrede wider die Verderbtheit und Verworfenheit aller sündigen Kreatur findet Vorahnungen und Gegenstücke in mittelalterlichen Beichtspiegeln, in evangelischen Bußpredigten und streng protestantischen — noch grimmiger als „Vor Sonnenaufgang" wider Säuferfamilien eifernden — Volksschriften von Gotthelf, zumal in der urnaturalistischen Geschichte „Wie fünf Mädchen er-

bärmlich im Branntwein umkommen". Die Erde ist ein Jammerthal: das lehren übereinstimmend auf das Jenseits vertröstende Seelsorger und am Jenseits verzweifelnde Naturalisten. Aus solchen Grundstimmungen erklärt sich die Herbheit der Satiriker und Moralisten unserer jüngsten Literatur. Und aus tiefsitzenden Schäden unseres öffentlichen Lebens ergiebt sich der verzeihliche Ungestüm ihrer Angriffe. Wer darf es wagen, mit Socialisten und Naturalisten zu hadern, wenn er sieht und hört, wie viel ein Freund Treitschke's, ein Monarchist und Patriot, ein selbstständiger Kopf von der Bedeutung des früheren Reichsgerichtsrathes Otto Mittelstädt gegen die heutigen Zustände auf dem Herzen hat?*) Und dennoch möchten wir nicht verzagen. Und dennoch glauben und hoffen wir, daß Gerhart Hauptmann und die deutsche Dichtung noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. Er hat sich als Landsmann des Angelus Silesius bewährt. Er hat sich aber auch als Landsmann Gustav Freytag's eingeführt. Man hänselt die Familie Piepenbrinck heute nicht mehr im „Konrad Bolz-Ton": man ist aber gewiß kein Menschenfresser, nicht einmal ein Simson der Philister, wenn man so urgemüthliche Kernmenschen wie die Strählers und die alten Vockerats auf die Beine stellt. Der Stimme des Gewissens und dem Drange der Zeit gehorchend, hat er Bauern- und Weberaufstände verewigt in Schöpfungen, die den Vergleich mit Mérimée's Jacquerie herausfordern und aushalten und nicht verschwinden neben unvergleichlich Größerem: den Metzlerscenen in Götz, dem Aufruhr John Cade's. Nun diese Thaten gethan sind, wird er sie nicht wiederholen. Die Zeit will Neues, Großes. Sie erwartet ein Dichtergeschlecht, das Kriegsthaten und Helden des Zeitalters von Bismarck mit lessingischem Optimismus und Menzel'scher Energie behandelt. Sie sehnt sich nach dem dritten Reich. Sie setzt darum auch stolze Hoffnungen auf die Zukunft

*) Vor der Fluth. Sechs Briefe zur deutschen Politik der Gegenwart. Von Otto Mittelstädt. 1. bis 6. Tausend. Leipzig 1897.

Gerhart Hauptmann's, eingedenk der Engelsworte seines Hannele: „Wir bringen ein erstes Grüßen, durch Finsternisse getragen."

III.

Wenig Raum haben und wenig Raum brauchen wir für eine Reihe guter Weihnachtsbücher, die, wirksamer als jedes Wort des Lobes und Preises, der einfache Hinweis auf den Titel empfiehlt. Das gilt zumal von zwei Münchener Dichtergaben. Wilhelm Hertz beschenkt uns mit einer poetischen Erneuerung des Parzival von Wolfram v. Eschenbach,*) die dem schwäbischen Poeten weit über den Kreis seiner romanistischen und germanistischen Fachgenossen dankbare Leser gewinnen wird. Er verdeutscht und modernisirt mittelalterliche Stoffe und Weisen so glücklich wie kein Zweiter unter den Lebenden: Zeuge dessen seine lange nicht genug verbreiteten, im „Spielmannsbuch" gesammelten Novellen in Versen; Zeuge dessen seine Uebertragung von Gottfried v. Straßburg's „Tristan und Isolde". Zeuge dessen nun auch sein Parzival, an den er ein Stück seines Lebens gesetzt hat. Dem Text der Dichtung gesellt er Erläuterungen; er giebt eine Sagengeschichte von Parzival und dem Gral, die als Muster gelehrter Untersuchung und zugleich als Muster wissenschaftlicher Prosa gelten darf.

Gleichen Kennersinn und Künstlerfleiß bewähren Blatt für Blatt Paul Heyse's Neue Gedichte und Jugendlieder.**) Sie umspannen einen Zeitraum von 50 Jahren. „Jugendsünden" wird mit dem Prologisten Heyse nicht leicht ein Anderer seine 1847 entstandenen Verse aus dem „Jungbrunnen" nennen: Jugendluft und Jugendlaune jeder Empfängliche desto froher in Heyse's (aus dem Winter 1896/97 stammender) „Hauspoesie", vor allem in seinen allerliebsten Neckereien seiner vielbesungenen, vielgeliebten Frau willkommen heißen. Jugendfrische und Jugend-

*) Stuttgart 1898.
**) Berlin 1897.

begeisterung adelt seinen Festgruß zu Gottfried Keller's 70. Geburtstag und seinen Glückwunsch für Fontane, in dem er zugleich seinen ersten Besuch des sagenverklärten „Tunnels über der Spree“ in lieblicher Genremalerei festhält. Jugendlicher Uebermuth und Ueberschwang kehrt sich in überscharfen Spottversen wider Ibsen's nordischen Nebel, Hauptmann's Symbolismus, die Düsseldorfer Heinehetze u. s. w. — wohlgemerkt niemals, selbst im heftigsten Ausfall des häßlichen Tones fähig, der Detlev v. Liliencron's „kunterbuntes Epos“ Poggfred*) und dessen Rachekrieg gegen mißliebige Recensenten entstellt. Die Krone der Sammlung bleibt aber das Widmungsgedicht, die Zueignung an Heyse's vor zwanzig Jahren im Knabenalter geschiedenen Sohn Wilfried. Der geliebte Todte steigt vor ihm auf, nicht mehr das Kind von ehedem, „ein Jünglingsangesicht, im Lebensernst schon eingeweiht“:

Nun wir getrennt für immer sind,
Kann ich im Geiste nur Dir nah'n,
Doch all mein Tagwerk, theures Kind,
Ist immer auch für Dich gethan.
Dir bracht' ich stets das Beste dar
Von meinen Lebensernten allen,
Und wenn ein Werk vollendet war,
Fragt ich mich, würd' es ihm gefallen?

So mächtig hervorbrechende Gemüthslaute schlägt Hermann Grimm kaum jemals an.**) Was er einer seiner Gestalten nachsagt, trifft ihn selbst: „Der Ton seiner Stimme klang gleichgiltig; er war ein zarter stiller Mensch, und wenn ihn etwas tief bewegte, so mußte er gemessen reden, denn er würde keine Worte gefunden haben, wenn er sich dem Gefühle ganz hingegeben hätte.“ Ueberwältigt ihn und seine Helden einmal die Empfindung, dann bemächtigt sich auch des kühleren Lesers eine Rührung, wie sie sonst nur noch der Schluß von Goethe's Geschwistern ausübt. Unver-

*) Berlin 1896.
**) Novellen von Hermann Grimm. Dritte vermehrte Auflage. Berlin 1897.

kennbar hat auch Art und Kunst Goethe'scher Erzählung auf Grimm's novellistische Art eingewirkt. Zweimal nur wählt er stofflich aufregende Begebenheiten, seltsame anekdotische Musterfälle und beidemale spielen in diesen Rococostücken Italiener und Franzosen („Cajetan" und „Die Sängerin") Hauptrollen. Wo Grimm deutschen Menschen und Dingen sich zuwendet, geht er von den allereinfachsten Alltagsgeschichten aus. Im „Kind" wird ein übereiltes Verlöbniß gelöst; im „Landschaftsmaler" schlägt die aufbrennende Liebe eines Feriengastes zur Braut eines Anderen bei seiner jähen Flucht in Einer hohen Flamme empor. Wie tief, wie warm und wahr ist aber jede Regung mitgelebt, wie sanft das Neigen von Herzen zu Herzen in den zartesten Schwingungen mitempfunden, wie bescheiden die Kunst geübt, „alle Kunst zu verbergen". Wie wohl wird uns in dieser zeitlosen Welt des Friedens, unter diesen Adelsnaturen von großartiger Aufrichtigkeit. Doppelt abstechend wirkt in solcher Umgebung „Das Abenteuer", das Frauenbildniß einer Schauspielerin, die in rasender Begehrlichkeit nach Glanz und Reichthum keinen Preis zu hoch hält für die Erfüllung ihrer Wünsche. Vor die Wahl gestellt zwischen Sudermann's vielgerühmter Alma und Grimm's Julie, wird der Menschenkenner beide Frauennaturen gleich lasterhaft, der Kunstfreund Grimm's Porträt minder plebejisch, doch nicht weniger lebenstreu finden.

Fernab von so zwiespältigen Naturen führt uns der göttliche Philister W. H. Riehl in seinem ersten und letzten Roman Ein ganzer Mann.*) Der Siebziger hat das Buch einer Freundin zugeeignet, „die sich gern in guter Gesellschaft bewegt, auch wenn sie einen Roman liest". Er will nichts gemein haben mit den Thoren, die „nur jenen Kunstgenuß genießenswerth finden, der zugleich ein noch viel größeres Stück Kunstqual in sich schließt". Solchen Ideen zuliebe geleitet uns Riehl in eine Kleinstadt seiner nassauischen Heimat. Dort bekehrt er einen von moderner Ruhe-

*) Stuttgart 1898.

losigkeit und Reclamesucht Angekränkelten zu gesunder Pflege gediegener Alterthumskunde, zu tapferer Selbsthilfe in Geschäftsnöthen, zu regelrechter Ehe mit einem hochsinnigen Weib; dort erzieht er den halben Windbeutel zu einem ganzen Mann, „denn zu einem ganzen Mann gehört auch eine ganze Frau". Die pädagogische Fabel ist, wie man sieht, möglichst alt und schlicht. Gleichwohl, oder eben darum, konnte Riehl sich selbst keinen wirksameren Nekrolog schreiben, als diese altväterischen Variationen eines altväterischen Themas. Auch im Roman hat er, wie zuvor als Feuilletonist, Sociologe, Professor, Musikhistoriker, Novellist, Wanderredner und Museumdirector, den Muth, er selbst zu sein. Getrost sagt er als Lobredner der alten Zeit unserer neuen Zeit sehr gemüthlich und sehr ergötzlich uralte Wahrheiten. Als Stilist imponirt er durch die Ruhe, mit der er in unseren Tagen der Schreibapparate und Dampfpressen den Gänsekiel zu harmlosen Spöttereien ansetzt. Er verblüfft durch Paradoxien, weil er von der Großväterweisheit nicht abgeht. Er erscheint als Original, weil er den Wandel der Moden nicht mitmacht. Und das scheinbar ganz unmoderne Buch des ausgezeichneten Gesellschafters wird am Ende noch Allerweltsmode, denn heutzutage wirkt nichts so neumodisch als das Alleraltmodischeste.

Aus dem Burgtheater.

1. Zur Berufung Laube's an das Wiener Burgtheater.

Der Kampf um „Die Karlsschüler".

Münchener „Allgemeine Zeitung" — September 1895.

Am Vorabend der Enthüllung des Sprottauer Laubedenkmales (September 1895) wiederholte das Burgtheater „Die Karlsschüler". Mit gutem Grunde hatte man just diese künstlerisch vielfach anfechtbare Literaturkomödie als Feststück zu Ehren des um Wien so viel verdienten Dramaturgen gewählt; war es doch, wie Laube gern und gut erzählte, die erste Aufführung der „Karlsschüler" im Jahre 1848, die ihm nicht als Dramatiker, sondern als geschlossener Persönlichkeit die Gunst und wohl auch die Fürsprache der Mutter Franz Josephs, der Erzherzogin Sophie, eintrug. Das Publicum, durch die Thorheiten und Frevel der vormärzlichen Censur zur Unbotmäßigkeit gereizt, wollte nach dem großen Zwiegespräch zwischen Herzog Karl und dem Dichter der „Räuber" durchaus den Darsteller des Schiller hervorstürmen; dem strengen, klugen Hausgesetz des Burgtheaters zum Trotz, das jedem engagirten Mitgliede nach Fallen des Vorhanges zu erscheinen verwehrt, gedachte man in dem Schauspieler den Wortführer der vergewaltigten Jugend demonstrativ zu feiern; minutenlang währte das ungestüme Rufen und Lärmen, das die in der Kaiserloge anwesenden Angehörigen des Hofes

begreiflicherweise verdroß. Hinter den Coulissen hatten alle Hausleute den Kopf verloren; die meisten wollten der tobenden Menge willfahren, dem Hausfrieden zuliebe die alte Hausordnung brechen. Da ließ Laube beherzt aufziehen, trat ungelenk vor und dankte im eigenen und zugleich im Namen Fichtner's für die wohlwollende Aufnahme. Damit war der Lärm beschwichtigt; die Zuhörer gaben sich zufrieden, und Erzherzogin Sophie vergaß nicht, daß der als Ausbund von Zuchtlosigkeit so bös verschriene Jungdeutsche — den Grillparzer epigrammatisch gar nur als „Deutschen Jungen" neckte — wenn's noth that, auch tüchtig befehlen und tapfer handeln könne. Und weil also der fremde Gast in der rechten Stunde den rechten Herrn gezeigt hatte, wurde er nach Jahr und Tag wirklich zum Herrn im Hause des Kaisers eingesetzt.

So war Frauenhänden der letzte Anstoß zur Berufung Laube's an das Burgtheater beschieden, wie Frauenhände lang zuvor den ersten Anstoß dazu gegeben hatten. Seit Anfang der Vierzigerjahre stand Laube in regem Verkehre mit der Künstlerfamilie von Amalie Haizinger und ihren Töchtern aus der Ehe mit Neumann: Adolphine und Louise. In ihrem Hause lernte er bei gelegentlichen Reisen nach Wien mit vielen anderen Stammgästen auch den damaligen Oberstkämmerer, Grafen Dietrichstein, kennen, einen höfischen Würdenträger, der späterhin, nach der Märzrevolution, formell die Hand bot zu Laube's Anstellung in Wien, die wir factisch der Anregung von Louise Neumann zu danken haben. Das hat Laube selbst unumwunden — in seiner Geschichte des Burgtheaters, in den Erinnerungen 2c. — ausgesprochen; in immer neuen Wendungen berichtet er, wie fürsorglich und hilfreich diese (1857 mit dem Grafen Schönfeld vermählte) Freundin sich seines Schicksales angenommen habe, und mit so wohlthuender Wärme preist der sonst kurz angebundene, barsche Mann die Frauentugenden und Geistesgaben dieser ausgezeichneten Beratherin, daß man ungescheut behaupten darf, außer seiner trefflichen Gattin Iduna hat kein weibliches Wesen heilsameren und nachhaltigeren Einfluß auf Laube's Natur genommen, als Gräfin Louise Schönfeld-Neumann.

Geraume Zeit vor seiner Uebersiedelung nach Wien, 1846, hat er solchen Gesinnungen in der Einleitung zu der ersten, Louise Neumann gewidmeten Ausgabe der „Karlsschüler“ fast schwärmerischen Ausdruck geliehen. Ihr jugendhelles Bild schwebte ihm vor, als er Schiller's Laura zur leibhaftigen Bühnenfigur umformen wollte, und ihr immergrüner Frohsinn, ihre unverwelkliche Anmuth und Herzensgüte gereichte noch dem vereinsamten, sterbenden Siebziger zur Erquickung. In tröstlichem Gegensatze zu der Lauheit und dem Abfall Unzähliger, denen Laube und Laube allein die Laufbahn geöffnet oder geebnet hatte, blieb ihm die edle Frau, die ihn selbst in seiner entscheidenden Lebenswende zu dauerndem Danke verpflichtet hatte, bis an sein Ende in treuer, niemals im leisesten getrübter Freundschaft zugethan.

Laube's Briefe an Louise Schönfeld-Neumann, die mir die Gräfin vor ein paar Jahren zum Geschenk gemacht hat, sind demgemäß auch keine gleichgiltigen Alltagsbriefe; von Anfang bis zu Ende lesens- und druckenswerth, erscheinen sie am ergiebigsten für die Vorgeschichte der ersten Wiener Aufführung seiner „Karlsschüler“, mit anderen Worten für die Vorbereitung seiner Berufung an das Burgtheater.

I.

Die persönliche Bekanntschaft Beider fällt in das Jahr 1845. Laube war nach Wien gekommen, um seinen 1843 zum erstenmale im Burgtheater gespielten „Monaldeschi“ zu sehen und den Behörden die Bewilligung zur Aufführung seiner anderen Stücke abzuringen. Seine eigenen Erfahrungen mit „Monaldeschi“ ermuthigten ihn bei diesem Vorhaben: der damalige Director, Holbein, hatte von Laube's Erstlingen keine Notiz genommen; auf eine unmittelbare Anfrage des Dramatikers schrieb er ihm, „ganz abgesehen von der Censur“, sehr stolz: solche „Rococos“ und „Monaldeschi's“ thäten's in Wien nicht“. Diese allzu bequeme oder allzu dreiste Ablehnung beantwortete Laube schneidig genug: „Ich wendete mich mit „Monaldeschi“ an (den damaligen Minister) Kolowrat

und setzte es durch.“ Holbein mußte das Stück geben, verharrte aber den anderen Dramen Laube's gegenüber erst recht in der alten Trägheit und überließ die heillosen Censurkämpfe dem streitbaren Autor selbst. Gehoben durch den Erfolg seiner schriftlichen Eingabe, trat Laube seine Wallfahrt zu den Wiener Polizeigewaltigen an. Eitle Mühe! Eine Bühne, der eine so harmlose Lustspielerei wie „Gottsched und Gellert“ „von oben“ verboten wurde, war für „revolutionäre“ Komödien wie „Struensee“ schlechterdings nicht zu erobern. Unwillig sah Laube, wie die ersten damals lebenden Lustspielgrößen Deutschlands ihre Kräfte in nichtigen, sonst nirgends mehr gegebenen Stücken verzetteln mußten: desto ehrlicher war seine Bewunderung für die Künstler, die — wir reden mit Laube — „solchem Schmarr'n“ Leben und Geist einzuhauchen vermochten. Stimmungen derart entstammt Laube's erster Brief an Louise Neumann. Er hat sich von dem gastlichen Heim der Haizinger auf dem stillen Minoritenplatze an einem Novembermorgen verabschiedet; kurz vor Beginn der Abendvorstellung erhält er den Bescheid, daß an eine Wiener Aufführung des „Struensee“ nicht zu denken sei; geärgert geht er in das dunkle Haus am Michaelerplatz, um eine längst verschollene Puppenkomödie von Franul von Weissenthurn zu sehen. Stärker aber, als seine persönliche Gereiztheit erweist sich seine Lust und Liebe zur Schauspielerei; noch in der Mitternachtsstunde setzt er sich an sein Schreibpult und apostrophirt Louise Neumann:

„Sie sind heute in der „Unbezahlten Schuld“ ein unschätzbarer Trost gewesen. Sie haben so gespielt, daß Sie ein weiches und gutes Gemüth trotz der Verfasserin entwickelt und mir einen beglückenden Einblick in ein menschliches Wesen gewährt haben. Geschämt habe ich mich, daß ich im Gespräch Ihnen oberflächlicherweise oft widersprochen habe, wenn Sie sich auf Ihr gutes Herz beriefen, widersprochen, wie man eben des witzigen Gegenstandes halber widerspricht: Sie haben ein schönes Herz und mit ihm alle Leiden und Freuden desselben. Möge es Ihnen gut damit gehen. Ich werd' Sie wohl so bald nicht wiedersehen, denn noch vor der traurigen Komödie

hatte ich erfahren, daß mein „Struensee“ nicht erlaubt, mir also Wien auf lange Zeit verleidet wurde. Zornig blickte ich in dies Treiben und ward doch innig erfreut von Ihnen trotz meines Zornes und des wirklich miserablen Stückes. Der Kreis Ihres Talentes ist viel größer, als ich geglaubt und Sie gesagt, und er ist es nur, weil Sie selbst mehr sind, als Sie scheinen mögen — es wird Ihnen also an Genüge in der Welt nicht fehlen. Begegnet Ihnen mein Name wieder, so denken Sie bei demselben, daß er Ihnen einen Freund bezeichnet, der mit innigem Wohlgefallen Ihrer gedenkt und der sehr glücklich ist, wenn er Ihnen auf irgendwelche Weise eine Freude machen könnte.“

Wenige Tage nachher (23. November 1845) schickt er der neugewonnenen Freundin aus Leipzig alle seine bisher erschienenen Stücke: „Monaldeschi“, „Rococo“, „Struensee“, „Gottsched und Gellert“. „Vielleicht lesen Sie auch „Monaldeschi“ noch einmal: er hat wirklich ein ander Wesen, als Ihnen die Darstellung gezeigt.*) Die Bernsteinhexe wird Sie garstig anmuthen: sie ist zu grausam. Leider ist sie aber doch von einer traurigen Bedeutung für Sie“: Zeuge dessen Laube's Schlußwort in der Vorrede zur ersten Ausgabe dieses Stückes:

„Erregten Augen und Ohren ist der Aberglaube immer bereitwillig: wie ein unerkennbarer Nachtvogel hat er wie mit lautlosem Flügelschlage um dies Stück geschwebt. In Berlin fand ich zur Darstellerin der Bernsteinhexe ein schönes blondes Mädchen, sanft und liebenswürdig ganz und gar, welches auf den Proben eine wunderbare Hingebung zeigte an den Charakter dieser räthselhaften gepeinigten Marie. Kein Mensch hielt dieses Mädchen für krank und als sie sich nach der zweiten Vorstellung unwohl fühlte und die dritte deshalb aufgeschoben werden mußte, da dachte niemand was Arges.

*) Die erste Wiener Besetzung (23. März 1843) war: Königin Christine, Julie Rettich; Monaldeschi, Löwe; Santinelli, Lucas; Brahe, Anschütz; Malström, Fichtner; Sylva, Fräulein Anschütz; Schnurre, Marr. Wie man sieht, in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst durchaus wohlberufene Namen. Laube war offenbar nicht leicht zufriedenzustellen.

Dies Mädchen war Adolphine Neumann, die Schwester der so graziösen Künstlerin Louise Neumann, die Tochter der mit Recht so berühmten Lustspielzauberin Frau Neumann-Haizinger, das dritte liebliche Blatt dieses reizenden Kleeblattes am Deutschen Theater. Und mit den Phantasien der Marie Schweidlerin legte sich Adolphine Neumann aufs Krankenlager und verließ es nicht eher wieder, als bis man sie hinausfuhr zum Grabe, eine wunderschöne Leiche. Das hatte mir einen schauerlichen Eindruck gemacht und ich hatte mein Stück nicht mehr angesehen oder gelesen bis jetzt, da mir der Verleger schrieb", und Laube zugleich ihrer Wiener Schwester sein Herz ausschüttete. Nicht innig genug kann er Louisen danken für „Güte und Liebenswürdigkeit, welche Ihnen der Himmel geschenkt, und mit welcher Sie mich in Unterhaltung und Theilnahme beglückt haben". Nichts wäre ihm willkommener, als wenn die einzige Gesellschafterin ihm auch brieflich Antwort geben wollte auf seine Ansprache: „Es würde mir dies ein sehr angenehmer Trost sein, daß mir mein anscheinend fruchtloser Aufenthalt in Wien doch den Antheil einer Seele gewonnen hätte, welche meinem Naturell so überaus wohlgethan." Und nicht nur mit guten, schönen Betheuerungen seiner Anhänglichkeit, auch mit Anliegen aller Art kommt Laube: vielleicht vermag die Neumann doch „Gottsched und Gellert" — von welchem Stücke er gleich acht Exemplare beilegt — oder die „Bernsteinhexe" durchzusetzen. Er betrachtet und behandelt sie als eine diplomatische Vertraute, der er Dank weiß für jede Nachricht über die Vorgänge im Hausregiment des Burgtheaters; er kennt ihr Ansehen in der maßgebenden Gesellschaft, ihren Einfluß auf die theatralischen Machthaber: „Ernstlich erschreckt hat es mich" — so heißt es im nächsten Brief vom 8. December 1845 — „daß Sie D(ietrichstein)'s angekündigte Krankheit also so nahe bezeichnen. Denn ich habe den Mann am Ende doch lieb gewonnen und fürchte, daß mit seinem Abgange irgend eine neue Epicierverwaltung wieder eintritt. Und doch liegt eine Rettung so nahe, wenn er einen angesehenen Dichter, wie Halm, neben sich postirte. Und das könnte er so leicht durchsetzen, behielte

und erhielte alle Ehren und wäre im Wesentlichen der Verantwortung ledig. In der bisherigen Abwesenheit jeglichen Geistes geht es absolut nicht weiter. Ich zum Beispiel schreibe zunächst allerdings nichts darüber, obwohl ich ein strotzendes Material gesammelt, aber ich warte doch auch nur einen unausbleiblichen Punkt der Reife ab und die Dinge nehmen ihren organischen Verlauf auch ohne unser besonderes Zuthun." Dies prophetische Wort wird scheinbar zunächst Lügen gestraft: Laube's Stücke werden in Wien in Bausch und Bogen abgelehnt, wie aus seinem nächsten, fünf Monate später aus Carlsbad datirten Brief hervorgeht: „Ich bin wieder einmal in Oesterreich, meine liebenswürdige Freundin, und mein Herz treibt mich, nach Ihrem Befinden und Wohlergehen zu fragen. Die Geschäfte sind sämmtlich gescheitert, sogar den unschuldigen Gellert hat man am Ende nicht erlaubt. Man will absolut nichts von mir und Sie sehen nun, daß ich ganz Recht hatte, als ich ihn von meiner Seite nicht hingeben wollte. Wir haben also gar kein Censursorgan mehr und ich hatte einen ganz richtigen Instinct, der dramatischen Schriftstellerei Ade zu sagen." Will er aber zunächst auch angeblich „gar nicht mehr für das Theater schreiben" — wir werden bald sehen, daß er fast in demselben Augenblicke, indem er dies Gelübde abgelegt, zur Niederschrift der „Karlsschüler" schreitet — „so schreib' ich doch noch darüber und trage Sorge dafür. So werden Sie in der „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen von mir finden, wie ein wirkliches Nationaltheater zu errichten sei. Ich fürchte nur, die Rücksicht auf Oesterreich wird in Nr. 2 manche Spitzen abbrechen wollen, welche dem Burgtheater wohlthun sollten."

Die „Spitzen" hat der damalige wackere Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", Kolb, in Laube's Briefen über das deutsche Theater („Allgemeine Zeitung" 1846, April und Mai, Nr. 120 ff.) offenbar nicht abgebrochen; gar zu scharfe Spitzen gegen Wien und das Burgtheater können die Artikel überhaupt nicht herausgekehrt haben; gipfeln sie doch in der Ansicht, daß dem Nationaltheater von Kaiser Joseph, so reformbedürftig es auch zur Stunde sei, noch

immer der erste Rang unter den deutschen Bühnen gebühre. Ehedem, meint Laube, gingen die Schöpfer des neueren deutschen Theaters despotisch vor; sie wählten aristokratische und literarische Maßstäbe. Gegenwart und Zukunft unserer Bühne müsse dagegen Nationalsache sein. Im Süden und Südwesten Deutschlands habe Wien allein eine wirklich einflußreiche Stellung: München sei nicht bewegt genug, Stuttgart zu klein, Frankfurt bloße Handelsstadt und Gasthof für Reisende; selbst Hamburg zähle nicht mehr; Leipzig mangle es an Umfang, Dresden habe Eduard Devrient verdrängt, auch fehle es in Sachsen am Hintergrund eines mächtigen Reiches und die dramatische Kunst sei eben auch ein anlehnungsbedürftiges Weib. Die Frage um ein Nationaltheater sei auf Wien und Berlin eingeschränkt. Unbegreiflich, daß diese Nebenbuhler um die Oberherrlichkeit in Deutschland einen so mächtigen Hebel unerkannt und unbeachtet gelassen hätten. Die in Wien vorhandene (Josephinische) Tradition, das Burgtheater müsse das beste deutsche Theater sein, sei unverkennbar politischen Ursprunges. Deshalb sei in Wien noch immer der beste Theatersinn — nicht der beste Theaterstil — denn das höhere Schauspiel und Trauerspiel, eine dramatische Herzkammer für die Nation, sei in der Burg ganz schwach und unzulänglich. Man müsse staunen, was da noch Censurprincip sei, obgleich durch Billigkeit manches Unrecht wieder gemildert werde. Hauptbegehr sei Natürlichkeit, Declamiren werde am mißliebigsten, Charakterentwickelung am dankbarsten aufgenommen. So gute Ueberlieferung behaupte sich, obwohl das Burgtheater seit Jahrzehnten ohne geistige Direction sei. Das alte Personal werde nicht ergänzt. Die Verjüngung des Publicums sei aber nicht zu hemmen. Und doch sei trotz aller Gebrechen des Burgtheaters Berlin, wo alles atomistisch nebeneinander, am liebsten übereinander stände, mit allen Vortheilen einer liberaleren Theatercensur hinter Wien zurückgeblieben. „Es ist in Wien möglich, wenn morgen ein dem Geiste der Zeit gemäßeres Aufsichtssystem und eine aus Geist und Leib bestehende Direction eingeführt wird, daß man morgen an eine organische, also schnell und gesund wachsende

Ausbildung des Theaters nach dem höchsten Ziele hin beginne. Denn es ist ein gesundes bürgerliches Schauspiel, es ist ein Centrum tüchtiger Schauspieler, es ist ein guter Gesellschaftsgeist unter den Schauspielern, es ist ein aufmerksames, wohlwollendes Publicum vorhanden." Vom größten Vortheil für den Theatersinn Wiens war es, daß es die verschiedenen Gattungen des Schauspieles so sorgfältig voneinander hat trennen können in verschiedenen Theaterhäusern und -Gesellschaften. Ueber die Aufgaben der arg gezausten Theaterkritik fällt endlich das bezeichnende Wort: die Wendung im Staatsleben habe die Schriftstellerei zu einem unbesoldeten Staatsamte gemacht — ein Satz, dem Kolb ein Fragezeichen beisetzt — und so lange diese Wendung nicht erfüllt sei, würden nebenher auch Institute, wie das Theater, von jedermann auf eigene Hand mitregiert.

Es ist Laube's Candidatenrede für die Direction des Burgtheaters: theoretisch giebt er in den Grundzügen von ein paar Zeitungsaufsätzen sein ganzes, wenige Jahre später in Wien praktisch in Angriff genommenes Regierungsprogramm. Neu gedruckt oder in Buchform gesammelt wurden diese „Briefe über das deutsche Theater" nicht mehr; als aber — wohl auf Anregung von Louise Neumann — Graf Dietrichstein im Frühling des Jahres 1848, nach dem durchschlagenden Erfolge der „Karlsschüler" im Burgtheater, Laube Reformvorschläge für die Umgestaltung des Burgtheaters abverlangte, hat er in einer rasch improvisirten Denkschrift im Wesentlichen nur die Hauptgedanken aus den 1846 zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" gedruckten Artikeln aufgenommen und entwickelt. Bis zur Stunde bleibt die Abhandlung eine denkwürdige Urkunde zur Geschichte des heutigen deutschen Theaters, als Laube's dramaturgische Thronrede neuer Prüfung wohl werth, recht geeignet zur Wiederholung unseres mehr als einmal geäußerten Wunsches: eine kundige Hand möge Laube's bisher nur in Zeitschriften verstreuten kleineren dramaturgischen Schriften, seine Wiener Theaterreden und die an seinem 70. Geburtstage gehaltene, eine runde Selbstbiographie bietende Tischrede in einem Sammelbande ver-

einigen: es gäbe das ein Selbstporträt, mindestens ebenso glaubhaft und dauerhaft wie alle Laubebüsten und -Bildsäulen aus Erz und Sandstein.

II.

Aller Unmuth über die Mißhandlung seiner schöpferischen Thätigkeit durch die Leiter des Wiener Burgtheaters hatte Laube's persönliches und publicistisches Urtheil über die gegenwärtige Bedeutung und die künftige Entwickelung dieser Bühne nicht beirren können. Ebenso wenig ließ er die Aufwallung, in der er alles weitere Dramenschreiben verschworen hatte, auf die Dauer Macht gewinnen. Wohl wetterte er in seinem Leipziger Heim über den Unfug deutscher Censur, über den Jammer deutscher Bühnenzustände: „da trat an einem warmen Frühsommertage Berthold Auerbach ins Zimmer und hörte diese Litanei, welche ich eben einem Schauspieler aufsagte. „Wie wär's denn," sagte Auerbach mit seiner ruhigen, nachdenklichen Weise, „wenn Ihr's einmal mit dem Schiller versuchtet? Dem würde doch die ganze Nation zujauchzen."" Laube, der schon vorher gewußt, „daß dort am Neckarufer ein Edelstein zu finden sei in harter Kieselschale", schwieg, „da er noch immer nicht die Kieselschale zu sprengen, den Edelstein zu fassen verstand". „Na, Laube, das ist der Rede werth." „Das glaub' ich, aber ich weiß es nicht anzufangen." „Ja, das ist nicht unsere Sache," erwiderte Auerbach. „Wir sagen bloß, dort in jenem Theile des Waldes ist gutes Wild anzutreffen. Wie es zu fangen ist, das bleibt Eure Sache, Sache des Jägers." „Ich weiß es eben nicht zu fangen." „Und so wurde noch ein Weilchen hin und her geredet und auf alle meine Einwendungen meinte Auerbach beim Scheiden, ich sollte Schiller's Heimatsjahre von Hermann Kurtz lesen." — Der Rath verfing. Laube las Kurtz's Meisterroman, aus dem er manchen Treffer herübernahm. Und so rasch wuchs das unversehens begonnene Werk, daß Laube schon Mitte September desselben Jahres (1846) Louise Neumann melden konnte:

„Ich habe eine Rolle für Sie geschrieben, meine liebenswürdige Freundin, und zwar ist's niemand Geringeres als Schiller's Laura. Ist das nicht brav von mir? Bis Mitte Juli hat der Wiener Eindruck, nichts mehr für das Theater zu schreiben, vorgehalten — da ging's auf einmal mit mir durch und in einem Zuge hab' ich ein fünfactiges Stück geschrieben, dessen Manuscript gedruckt sein muß, wenn Sie diesen Brief erhalten. Süße Thorheit, die ich mir damit beschönige, daß ich leichtsinnig sage: Sie mögen wieder damit machen, was sie wollen, mich hat die Abfassung im heißen Weinsommer erfreut und über kurz oder lang müssen sie's doch auch in Wien geben. „Ueber lang!" das wäre ein Uebelstand für uns beide, denn Laura muß eben noch so jung sein, wie Sie sind, und bei aller Macht, die Sie ausüben, sind Sie doch auch leider der Zeit unterthänig. Dies Stück soll auf all unseren Haupttheatern zum Schillertage (10. November), oder wenn ein Schiller'sches Stück für diesen Tag bereit ist, zum Vortage (den 9.) aufgeführt werden. Sie müssen wissen, daß die Schillerfeier bei uns ein allgemeiner Cultus ist. Die Burg allein wird ausbleiben. Wollen wir etwas dafür thun? Können wir etwas dafür thun? Ich glaube kaum. Deshalb schreibe ich Ihnen, ohne das Stück mitzusenden. Ich möchte eigentlich den Leuten gar nicht wieder Gelegenheit geben zum Achselzucken, mein Stolz leidet darunter. Und doch hat es wieder so viel Verlockendes, mit den Kräften Ihrer Bühne und mit Ihrem Publicum gerade diesem Stoffe gegenüber. Es ist Schiller, der die Räuber geschrieben hat und dafür auf die Festung geschickt werden soll und mit Hilfe der Frauen — Gräfin Hohenheim, Generalin Rieger, Laura — aus Stuttgart entflieht. Es wird kaum etwas Populäreres in Deutschland geben. Die Generalin Rieger, nebenbei gesagt, Schiller's treueste Schützerin, mit schwäbischem Anklang zu sprechen, eine sehr wohlthuende, dankbare Rolle als frisches Naturell, kann im ganzen Vaterlande von keiner Frau so gut gespielt werden als von Ihrer Mama. Aber ich schwatze. Die Frage ist: Wollen wir den Betteltanz mit Intendanz und Censur noch einmal versuchen? Der

Censur gegenüber wird es nicht schlimmer und nicht geringer sein als Gottsched und Gellert, und doch ist dies, weil die Intendanz keinen energisch guten Willen dafür hat, zurückgewiesen worden. Was ist da also zu erwarten? Im Gegentheil, mein' ich, es nicht hinzugeben, wenn nicht eine neue sofortige wirksame Betreibung Gottsched's und Gellert's bei der Censur in den Kauf versprochen würde. Sind Sie mit dieser Logik zufrieden oder was meinen Sie dazu? Müssen Sie Nein sagen, so lassen wir den ganzen Kram, besserer Zeiten gewärtig. Diese bleiben nicht aus, und der persönlich so liebenswürdige Graf Dietr(ichstein) ahnt leider nicht, daß er sich Spott und Schande grimmigster Art aufsammelt durch Vernachlässigung der lebendigen Autorwelt. — Erwägen Sie einmal mit Mama, ob es gerathen wäre, ihm den Thatbestand mitzutheilen und zu hören, ob er irgend etwas Günstiges darauf erwidern kann? — Die Rolle der Laura selbst ist allerdings nur in den ersten Acten munter, dann kommt die Liebe über sie und die Munterkeit stockt und wird Innigkeit. Aber auch diese kann niemand so recht und wohlthuend ausdrücken als Sie, wie ich in der „Unbezahlten Schuld“ gesehen ... Mögen Sie wohl sein und meine confuse Mittheilung ignoriren, wenn nichts damit anzufangen ist. Ein Autor mit neuem Stück ist immer ein wenig verrückt.“

Der Brief machte Wirkung im Hause Haizinger; die Damen bewiesen Laube und seinen „Karlsschülern“ fast soviel Antheil wie die Frauen seiner neuen Komödie dem Dichter der „Räuber“. Ihre Zuversicht überträgt sich auf den ungeachtet aller früheren Censurstreiche sanguinischen Autor, der eine Weile lang geradezu erwartet, die „Karlsschüler“ schon am Schillertag 1846 im Burgtheater aufführen zu sehen. Es war ein schlechter Trost, daß seine Hoffnungen auf diesen Festtag des literarischen Kalenders nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Preußen, ja an allen deutschen Bühnen — mit Ausnahme von Dresden, München, Mannheim und Schwerin — trogen; das wackere Wort von König Ludwig I.: „Wo es sich um Schiller handle, sei es unschicklich zu cen-

siren oder nur ein Wort zu streichen," fand nirgends — nicht einmal bei Laube selbst — unbedingte Nachfolge. „Soll ich sagen" — so schreibt er im November 1846 der Wiener Freundin aus Dresden — „ich wollte, das Stück hätte Ihnen schlechter und der Censur besser gefallen? Ich bin fast dazu versucht, so lebhaft wünsche ich die Aufführung bei Ihnen. Aber ich will nicht freveln. Jene traurige Engherzigkeit wird vergehen und was wahr ist an meinem Stücke, wird bestehen. Uebrigens wäre ich unbekümmert um das Streichen, wenn dadurch die Aufführung ermöglicht würde; der Stoff verträgt es, daß ein Drittheil der vollen Worte weggenommen werde, und ich bitte Sie, den Herrn Grafen zu versichern, daß in diesem Betreffe nicht im entferntesten Reclamation zu befahren sei. Hier z. B., wo man gar nichts im Stücke streicht, habe ich selbst gestern einiges gestrichen, damit der zuhörende Hof nicht durch irgend eine Einzelheit gestört werde . . ." Und Laube läßt es nicht bei Allgemeinheiten bewenden; er selbst rückt mit Aenderungsvorschlägen heraus, die man nicht ohne Verwunderung lesen kann. „Berlin, 7. Januar 1847. Herzlichen Dank für Ihre sorglichen Zeilen, verehrte Freundin, die mich hier treffen, wo die „Karlsschüler" soeben unter einem riesenhaften Erfolge aufgeführt worden sind. Der Autor darf hier nicht auf der Bühne erscheinen, wenn er gerufen wird, diesmal war das Rufen aber des enthusiasmirenden Schillerstoffes wegen so unwiderstehlich, daß ein Ausgang gesucht werden mußte, den Kaunitz einmal in der Burg dem Schröder gegeben — ich habe von der Loge aus meine ganze Schönheit preisgegeben. Das war ein Jubel. So erleb' ich ihn nicht wieder, denn es giebt keinen zweiten Schillerstoff.

„Ich bin ganz unschuldig an den Verzögerungen in Wien; denn ich habe stets umgehend geschrieben. Halm hat mir vor drei Wochen mitgetheilt, welches die Hauptpunkte des Anstoßes seien, und ich habe sogleich die verlangten Aenderungen an ihn gesendet; ebenso auch gleich an Holbein geschrieben und gefragt: wie weit ich mit den Aenderungen absolut gehen müsse. Jetzt erhalte ich Antwort: Ja, ja, eine Antwort, die eigentlich keine Auskunft giebt, und dabei die Forderung,

sogleich ein ganz gestrichenes Exemplar nochmals einzusenden. Das thu' ich denn von hier aus gleichzeitig mit diesem Briefe. Aber, wie gesagt, ich weiß nicht, ob die angebrachten Striche und Aenderungen nun auch die ganz richtigen und genügenden sein werden. Wollen Sie nun das Werk krönen, so fragen Sie doch einmal nach einigen Tagen Holbein streng nach dem Detail, d. h. ob mein eingesendetes Exemplar alles voraussichtlich auch erledige oder ob es nöthig sei, daß ich noch tiefer ändere. Meint er letzteres, so bezeichnen Sie mir's in drei Zeilen, ich bitte, damit wir nicht im entscheidenden Augenblick über ein Steinchen stolpern. Ich habe ihn zwar aufgefordert, in solchem Sinne selbst an mich zu schreiben, wenn noch etwas gründlich zu Aenderndes übrig bliebe, aber ihm liegt's doch nicht so am Herzen, wie Ihnen, die wahrhaft theilnimmt. Die Hauptpunkte sind folgende: 1. Laura darf nicht als Tochter des Herzogs bezeichnet sein. Das ist beseitigt. 2. Schubart darf nicht genannt werden. Der Name ist verschwunden, aber des Zusammenhanges wegen muß ein Gefangener vom Asperg, ich nenne ihn den Pasquillanten, erwähnt werden. Die Frage ist nun, ob auch das noch bedenklich scheine? 3. Die Fürstengruft gilt für anstößig und sollte allenfalls durch einen Aufruf aus den Räubern ersetzt werden. Letzteres würde die ersten Acte tief schwächen. Ich habe also den Namen Fürstengruft weggenommen und das Gedicht in ein Motto zum Fiesco „Verrina's Gruftrede" verwandelt. Die Fürstentrümmer werden Dogentrümmer und die Ueberschrift heißt „Verrina im Grabgewölbe der Dogen" — in Wahrheit genügt das, wenn man nicht pedantisch ist, wir müssen aber voraus wissen, ob es genüge. Denn hinge Sein oder Nichtsein daran, so müßten wir uns zu noch Weiterem entschließen."

Zu noch Weiterem? fragen wir betroffen; da bliebe am Ende nur übrig, Schiller in Leisewitz umzutaufen.

III.

Aber alle Willfährigkeit, weitwendige Erörterung der Besetzungsfrage, Hin- und Herschreiben zwischen Holbein, Halm,

Louise Neumann und Laube bleibt vergebens: „Was auf der Herrenstraße gut geheißen wird,“ klagt der arme Autor einmal der Freundin, „kann uns auf der Staatskanzlei tödten, wenn das Stück auch noch dahin muß. Muß es das?“ Diese Hilflosigkeit dauert die Neumann dergestalt, daß sie sich selbst auf den Weg zu den Unerbittlichen macht. „Sie sind ja ein wahrer Engel der „Karlsschüler“, meine liebe Freundin, und wo soll ich die Schätze hernehmen, Ihnen so viel Treue nicht zu lohnen, denn dergleichen lohnt sich nicht, sondern nur Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken?! Sogar auf die Polizei! Ich bin ganz erschrocken, war aber Egoist genug, gleich hinzuzusetzen: das ist das Wirksamste. Ihre räthselhaften Andeutungen beziehe ich auf die Gr — ja so, man darf nichts aussprechen! Zu helfen ist ja ohnedies nichts mehr an der Vergangenheit. Aber, Theuerste, ich bin auch gar nicht so sicher über die Zukunft, wie Sie es zu sein scheinen. „Zwischen Lipp' und Bechersrand“ schwebt noch immer das mögliche Verbot, und ich habe mit „Struensee“ und „Gottsched und Gellert“ die Täuschung so gründlich durchgemacht, daß ich an keinen Treffer in dieser Lotterie mehr glaube. Wie dem aber auch sei, wir sind Poeten und fragen am letzten Ende den Kuckuck danach, ob man ja oder nein zu unseren Phantasien sagt. Und da hab' ich denn eine Freude für mich sicher mit diesen so streng beaufsichtigten „Karlsschülern“, eine Freude, gegen welche es kein Verbot giebt als das Ihrige. Sehen Sie zu, ob Sie die Courage haben, zu verbieten. Nämlich: meine Stücke werden mit sehr langen, naseweisen Einleitungen für den Buchhandel gedruckt, wenn sie gegeben sind. Vier davon sind in vier Bänden schon in der Welt. Jedes derselben ist einem bedeutenden Schauspieler gewidmet, der bei den Aufführungen irgendwie nähere Beziehung zu dem Stücke gehabt hat: „Monaldeschi“ dem Moritz in Stuttgart, „Rococo“ dem Marr hier, die „Bernsteinhexe“ dem Grunert in Stuttgart, „Struensee“ dem Emil Devrient. Jetzt wird „Gottsched“ gedruckt und soll dem Eduard Devrient in Dresden dedicirt werden. Dann — etwa in vier Wochen, denn das Stück hat seine Theaterlaufbahn beispiellos

schnell gemacht — gehen die „Karlsschüler“ in Druck. Haben Sie was dagegen, daß sie Ihnen gewidmet werden? Die erste Dame und was für eine! Ich gehe eigentlich schon lange damit um und hätte Sie um die Erlaubniß gebeten, auch wenn wir nicht in Wien durch Ihren treuen Eifer bis an die Schwelle gekommen wären. Denn, unter uns gesagt, Sie haben ein wenig zur Laura gesessen, und wenn ich nur Platz gehabt hätte, die Rolle weiter auszuführen — das Stück wurde aber zu lang — Sie wären schon erbaut worden von den Wendungen dieses Charakters. Also ist's Ihnen recht? Bitte, sagen Sie ja, ich werde mich in den Widmungszeilen artig aufführen.“ Ueberbescheidene Bedenken der Freundin weist sein nächster burschikoser Brief ab: „Frauenzimmer bleibt doch Frauenzimmer! Wenn Ihnen die Widmung nicht widerwärtig ist, warum zögern und rückfragen und rückfragen und zögern? Wenn ich Sie liebe, was geht's Sie an! Erschrecken Sie nicht, es ist nicht zudringlich gemeint und nicht gefährlich das Goethe'sche Wort. Wenn ich's jemand Anderem widmen wollte, wie würde ich die Erlaubniß bei Ihnen nachsuchen. Gerade Ihnen und nur Ihnen will ich's widmen, wenn Sie nicht aus irgend einem reputirlichen Grunde Nein sagen. Ob Sie sich durch Darstellung darum verdient machen können, darf ja aus dem Spiele bleiben, das brauchen wir ja nicht, wie sehr ich's wünschte. Sie haben sich schon mehr als irgend wer darum verdient gemacht, denn Sie sind für die Schöpfung wirksam gewesen, sie haben sich heldenmäßig des Stückes angenommen, Sie lieben es — ist das nicht genug? Sind wir nicht Poeten und Künstler genug, um des materiellen Erfolges entbehren zu können? Also sagen Sie mir umgehend: Wohlan! Ich bin schon mitten in der Einleitung und es wird schon scharf daran gedruckt und Ihren letzten Nachrichten nach stehen unsere Aussichten wieder einmal auf Null. Seien wir unabhängig von dem Plunder. Wenn nichts daraus wird, aus der Wiener Aufführung nämlich, so folge ich wohl in den nächsten Wochen einer Zusage, welche ich dem kranken Heine gegeben und gehe statt an die Donau auf einige Wochen an die Seine, nach Paris. Den neuen Verlust Wiens

werd' ich herb verschmerzen, denn ich hatte mich eigentlich sehr darauf gefreut, das Stück mit Ihnen in Scene zu setzen — aber man ist ja machtlos inmitten dieser Gruben. Warum ich nicht geschwiegen, sagen Sie? Ich habe nirgends ein Wort gesagt, aus Wien ist aber trompetet worden, als sei es eine feste Melodie. Was haben Sie aber auch für Regisseure, daß Sie nichts, gar nichts erlangen können. Sie sollen als Deputation fünf Mann hoch in die Herrenstraße wallfahren, sie sollen Weihrauch und Myrrhen verbrennen und Kien, wenn jenes nicht hilft, sie sollen — gute Bürger und alte Musikanten bleiben."

Was die Regisseure des Burgtheaters unterließen, das besorgten, ungefähr ein Jahr später, die Wiener Studenten und Mißvergnügten; sie zogen im März 1848 in die Herrengasse und erzwangen in ein paar Tagen noch ganz andere Dinge als die Freigebung der „Karlsschüler". Laube war seit dem Fehlschlagen aller Bemühungen von Louise Neumann eine Zeit lang unwirsch auf das Burgtheater zu sprechen: „Neues," so schrieb er ihr Pfingstsonntag 1847, „erwarten Sie von mir gar nicht, am wenigsten für Wien. Ich kann nicht auf Bestellung schreiben und Bauernfeld's Schicksal ist nicht verführerisch. Dessen so geschickt angerichtete Stücke bleiben ganz österreichisch, weil er sie nur für die Wiener Theater berechnet. In Deutschland weiß man nichts mit ihnen anzufangen. Wie charmante politische Lustspiele könnten es sein, wenn er sie für eine wirkliche Hauptstadt Deutschlands schreiben könnte. Dieser Zwiespalt ist neuerdings immer ärger geworden. Ich sehe mit Staunen, daß keine Direction bei uns nach Halm's „Molina" auch nur fragt, weil alle den Instinct haben, die Wiener Form sei für uns rococo. Wären die „Karlsschüler" erlaubt worden, so hätte nicht das Stück, aber die Thatsache der Zulassung einen unermeßlichen Erfolg haben können. Daß die Burg auch für diesen nationalen Stoff verschlossen geblieben ist, hat einen solchen Eindruck gemacht, daß wir uns Alle wieder wildfremd gestellt fühlen gegen Wien."

Und dennoch dachte der im Privatbriefe so hart Scheltende in den Schlußworten seiner Einleitung zur Buchausgabe der

„Karlsschüler", „ans Land Oesterreich, wo das Stück noch unbekannt ist und wo Schiller aus doppelten Gründen in Aller Herzen und Munde lebt. Dort kann den „Karlsschülern" an der Burg ein charaktervolles Zusammenspiel werden, welches eine wahrhaft erquickende Wirkung verspricht. Dort kann diejenige junge Dame Schiller's Laura spielen, welche mir beim Entstehen dieser Rolle vorgeschwebt hat". Und nun folgt ein Preis von Louise Neumann's Darstellungskunst, „welche ihres Gleichen sucht in Deutschland. Schalkhafte Grazie und innerliche Wahrheit, bestechendes Lächeln und rührende Thränen sind ihr eigen vor allen anderen Vorzügen und sie wird diese Vorzüge ihrer Landsmännin Laura nicht versagen, wie sie ja diesem schwäbischen Schauspiel ihre wohlwollendsten Wünsche und Empfehlungen bisher nicht versagt hat. Möge sie auch vor einer Widmung nicht erschrecken, welcher keine Vorstellung zum Hintergrunde dient". In dem Begleitbriefe zu diesem Widmungsexemplar meinte Laube aber resignirt: „Die Erlaubniß zur Aufführung in Wien erhalten wir wohl nicht, wenn nicht im Allgemeinen Veränderungen eintreten. Diese herbeizuführen ist weder Ihre, noch Holbein's Sache, der mich mit Aussichten für die „Karlsschüler" vertrösten will. Zunächst sind gewiß nicht die mindesten vorhanden und Sie sollen sich nicht damit abquälen, den Stein des Sisyphus zu wälzen." In der gleichen Stimmung ist er noch im Februar 1848. Wieder hat er ein historisches Schauspiel, das den alten Fritz im Kampfe mit seinem Vater zeigt, „ins Wasser geschrieben". Nach Wien schickt er das Stück gar nicht: „Sie geben's doch nicht und ich habe diese Schulbubenabweisung satt."

Als er sich einen Monat später, am 18. März 1848, wieder an die Wiener Freundin wendet, ist „die Welt in einen gründlichen Umschwung gerathen und seit ein paar Tagen sogar Wien. Sie können denken, wie ich aufgeschaut und wie ich aufgehorcht und Ihrer und Ihrer Mama am Minoritenplatz gedacht. Sie wohnen ja gerade im Mittelpunkte zwischen Burg, Staatskanzlei und Herrengasse, also im Mittelpunkte des Schlachtfeldes. Gott gebe, daß Ihnen nichts passirt ist. Be-

ruhigen Sie mich darüber, sobald Sie zur Muße eines Billetschreibens kommen. Auf Ihr Institut, das Burgtheater, wird es im Augenblick störend, bald aber belebend und hoffentlich segensreich wirken. Wenn Ihr die Gelegenheit nicht benützt, jetzt Eurem Theater die gebührende erste Stellung in Deutschland zu erwerben, dann fällt die Verantwortung auf Euch. Reden Sie in solchem Sinne zu Loewe, La Roche 2c. Jedenfalls muß sich der Chef jetzt sogleich von der Polizeicensur befreien. Ein solches Theater muß sich selbst, aber allein censiren. Nun wird wohl auch der Augenblick für die „Karlsschüler" gekommen sein. Denken Sie: zum unglaublichen Erstaunen meiner Frau hab' ich dies nie bezweifelt. Wenn Zuthun nöthig ist, wird's wohl von Ihnen ausgehen und keiner Bitte bedürfen. Jetzt wollen wir nichts Eigennütziges treiben, sondern uns am allgemeinen Interesse laben... Ich hätte die größte Lust, nach Wien zu kommen und persönlich zuzusehen; man möchte nur jetzt zehn Persönlichkeiten haben, die deutsche Sache ist überall wichtig, in Wien, Berlin und Frankreich. Am Ende muß man sich an seine Specialität halten und ich werde mit mittelmäßigen Kräften zunächst meinen Prinzen Friedrich in Hamburg in Scene setzen müssen."

Louise Neumann sorgte dafür, daß Laube vorher „Die Karlsschüler" auf dem Burgtheater inscenirte. Die Censur war in den Märztagen aufgehoben worden: Halm's Lustspiel „Verbot und Befehl" eröffnete die Reihe der bisher von dem zahmen, lahmen Holbein ängstlich zurückgehaltenen, nun in jäher Ueberstürzung gebrachten angeblichen Rebellenstücke (Maria Magdalena, Valentine, Judith, Urbild des Tartuffe, Struensee) und den „revolutionären" Jungen vom Schlage Hebbel's, Freytag's, Gutzkow's und Laube's gesellte man auch den gewaltigsten alten Stürmer und Dränger unseres deutschen Theaters: im September 1848 gab man zum erstenmale die ganze Wallenstein-Trilogie.

Die praktisch folgenreichste dieser Aufführungen blieb die der „Karlsschüler"; am Tage der ersten Vorstellung, 24. April 1848, trug (nach dem Chronisten des Burgtheaters) der Anschlagzettel die Bezeichnung: k. k. Hof- und Nationaltheater. Eine

kaiserliche Entschließung hatte, einer Petition zuvorkommend, dem Burgtheater seinen älteren Namen wiedergegeben, „damit die Erinnerung an die neue Gründung und Glanzepoche des Theaters unter der glorreichen Regierung Kaiser Josephs II. in allen Herzen lebendig werde“. Der Aufnahme der untadeligen Aufführung (Herzog, La Roche; Francisca, Julie Rettich; Rieger, Wilhelmi; Generalin Rieger, Haizinger; Laura, Louise Neumann; Schiller, Fichtner; Bleistift, Beckmann ꝛc.) ist eingangs gedacht worden. Sie gestaltete sich zum — leider nicht sehr nachhaltigen — Siegesfest der Liberalissimi. Desto gründlicher befestigte sie das Ansehen Laube's nach oben und nach unten. In der Hofloge war man während der Vorstellung auf Laube's Kunst zu befehlen aufmerksam geworden. Vorher aber, während der Proben, offenbarte er den Schauspielern des Burgtheaters eine Kunst des Einstudirens, des Vorsprechens und der Schulung, wie sie seit Schreyvogel in dem Hause am Michaelerplatz nicht mehr geahnt, geschweige geschaut und gehört worden. Mama Haizinger und Louise Neumann wurden nicht müde, dem Grafen Dietrichstein diese dramaturgischen Gaben des Gastes aus dem Reiche zu rühmen. Ihr Fürwort galt viel bei dem Cavalier. Wohl unter diesem Eindrucke forderte er Laube auf, Vorschläge zu einer „organischen Reform“ des Burgtheaters zu erstatten. Ein Begehr, dem Laube auf der Stelle nachkam, indem er im Wesentlichen die Kernpunkte seiner in I erwähnten „Briefe über das deutsche Theater“ wiederholte. Auf Grund dieses Promemoria sprach Graf Dietrichstein in einem allerunterthänigsten Vortrag die — dem Oberstkämmerer wohl zuerst im Hause Haizinger zum Bewußtsein gekommene oder gebrachte — Ueberzeugung aus, daß Laube der geeignete Mann sei, um durch seinen imponirenden und zugleich versöhnenden Einfluß Kraft, Ordnung und Ruhe in die Schauspielergesellschaft zu bringen. Das Burgtheater habe — und in dieser Beziehung wiederholte der Graf nur Laube's Gedankengang aus den „Briefen über das deutsche Theater“ in der „Allgemeinen Zeitung“ von 1846 — gegenwärtig eine bedeutendere Rolle zu spielen, als ehemals. Er beantragte daher Laube's Er-

nennung zum artistischen Director des Burgtheaters und Holbein's Verweisung auf den Altentheil der ausschließlich ökonomischen Leitung.

Es währte noch volle 20 Monate, bis diese Anregung erfüllt wurde. Die Thronentsagung von Kaiser Ferdinand; der Rücktritt des Oberstkämmerers Grafen Dietrichstein, dem seine frommen Freunde nie vergaben, daß er, übelberathen, einem Ketzer und Preußen die Wege zum Herrscherstuhl des Burgtheaters gewiesen; die Thronbesteigung Franz Josephs I.; die Ernennung des Grafen Lanckoronski zum obersten Chef der Hoftheater; Laube's Gastspiel in der Paulskirche — Großes und Kleines, finanzielle und polizeiliche Bedenken lagen im Mittel, bevor der Autor der „Karlsschüler" endgiltig zum Director des Burgtheaters bestellt werden konnte. Auch inmitten all dieser Fährlichkeiten blieb — wie Laube's Briefe aus dieser heiklen Uebergangszeit beweisen — Louise Neumann seine selbstlose Rathgeberin und Helferin. Sie hat dabei in dem guten, durch die folgenden Ereignisse durchaus gerechtfertigten Glauben gehandelt, dem kranken Burgtheater den berufenen Arzt zuzuführen. Als Wiener Schutzgeist von Laube und seinen „Karlsschülern" hat sie sich damit dauernd verdient gemacht um die Sache des deutschen Theaters in Oesterreich, und sie würde, wie Frau Iduna, wohl eines schmucken Reliefbildnisses auf dem Sockel des Laubedenkmales werth sein. Freilich fragt die anspruchslose Dame mit ihrem feinen, überlegenen Humor allem eher nach, als solchen monumentalen Auszeichnungen. Wohl prangt ihr Marmorbild im Zuschauerraume des neuen Burgtheaters; wohl rühmen sie die besten Kenner des alten Burgtheaters, Marie v. Ebner und Bauernfeld, als unerreichte Meisterin kerndeutscher, gemüthvoller Schauspielkunst, indes Scribe bei seinem Besuch des alten Burgtheaters ihr und ihr allein die Censur ausstellte: voilà une actrice. In Wahrheit ist und war die edle Frau noch ganz anderen Aufgaben ihres reicherfüllten Lebens gewachsen, als der ruhmreichen Episode ihrer künstlerischen Thätigkeit. Ueberall hat sie, reinen und milden Sinnes, still und ausdauernd ihre Pflicht so redlich gethan,

wie als echtes Kind des Burgtheaters, als zuverlässige Freundin des Directors ihrer Wahl. Naturen dieses Schlages waren immer selten und werden immer seltener. Den Lohn ihres Wesens und Waltens tragen sie in sich selbst: Zeuge dessen die Verse, die Louise Schönfeld-Neumann kürzlich einem Bekannten unter ihr Bild schrieb:

Obwohl ein wechselnd Loos mir ward beschieden,
So tauscht' ich doch mit Keinem mein Geschick.
Es blieb im Alter mir der Seele Frieden
Und Freude noch an and'rer Menschen Glück.

---

2. Wilbrandt's Burgtheater-Direction.

Die Nation — 9. Juli 1887.

Warum geht Wilbrandt eigentlich? Weshalb giebt er freiwillig einen Wirkungskreis auf, dessengleichen sich für einen Dramaturgen und Theaterdichter kaum zum zweitenmale in Deutschland findet? Welche Gründe bestimmen ihn, auf seinem Rücktritte zu beharren, obwohl alle maßgebenden Persönlichkeiten ihn mit Bitten und Versprechungen zu halten versuchten? Gelten ihm die Sympathien der Besten so wenig? Hat die berufene Kritik ihn nicht vom ersten bis zum letzten Tage mit herzlichem Antheil unterstützt und gefördert? Sind die Schauspieler nicht durchwegs auf seiner Seite gewesen und geblieben? Warum scheidet er gerade nach einem Theaterjahre, in dem er mit den Leuten seiner Wahl Erfolg auf Erfolg errungen? Konnte er nicht wenigstens die Uebersiedelung in das neue Haus abwarten? Haben wir es mit einer Laune, mit einem Charakterräthsel zu thun? Will uns Wilbrandt in der Gestaltung seines eigenen Lebens ein novellistisches Problem hinstellen, so absonderlich, wie das Motiv von Fridolin's heimlicher Ehe? Oder spielt er gar mit Fiesco's Wort: ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegwerfen göttlich?

Fragen dieser und anderer Art beschäftigen trotz oder in Folge des vielen Geredes noch immer die meisten Freunde des Burgtheaters in Wien. Und — ich schließe so aus Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, Wilbrandt's dramaturgischer Thätigkeit zu epilogiren — auch im Reiche möchte

man gern la verité vraie hören, wie der Franzose so bezeichnend sagt — die volle und ganze Wahrheit, wie unsere Gerichtssprache noch bezeichnender meint: denn es giebt ja auch halbe, Viertels- und noch brüchigere Wahrheiten. Nun denn, dieser Wunsch ist leicht erfüllbar. Wir brauchen uns nur bei Wilbrandt selbst Raths zu erholen: aufrichtigeren Bescheid wird niemand geben, als dieser seltene Künstler, der zugleich ein noch seltenerer Charakter ist.

Wilbrandt verzichtet auf sein Amt, weil er sich physisch überarbeitet hat. Dies der erste und entscheidende Grund. Nebenbei wird freilich auch seine mecklenburgische Gelassenheit der lästigen Oberbehörden überdrüssig geworden sein. „Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher." Der Stoßseufzer Iphigeniens im Lande der Skythen hat wohl auch für unseren Poeten in der Amtsstube der Rechenmeister der Generalintendanz Geltung. Niemand kann es redlicher meinen als Baron Bezecny. Er ist nicht entfernt mit den „eleganten Hofbedienten" zu verwechseln, die dem deutschen Theater so viel geschadet haben; aber die geschmeidigste, wohlwollendste Persönlichkeit ist schwächer als ein ganzes, verkehrtes System, das sie verkörpert. Und das System der Kunstexcellenzen ist und bleibt ein Hinderniß für jeden selbstständigen Dramaturgen: darin stimmen Devrient und Laube zusammen. Und was diese beiden trefflichen Nothhelfer des deutschen Theaters gesagt und geschrieben, das hat Wilbrandt fünf Jahre lang gedacht und empfunden. Neben dem Uebermaß geistiger und physischer Anstrengung, das der Beruf als solcher ihm auferlegte, neben der Leitung der Proben, der Bearbeitung und Beurtheilung alter und neuer Stücke, neben dem brieflichen und persönlichen Verkehre mit Darstellern und Autoren soll ein Hoftheaterdirector auch noch Tag für Tag diplomatische und finanzielle Verhandlungen, wenn nicht gar Streitigkeiten, mit den Cassengewaltigen der Intendanz zum Austrag bringen. Er hat nicht etwa bloß darauf zu achten, daß der Haushalt im Großen, Ganzen geregelt bleibt: er muß mit Beamten zweiten, dritten Ranges, die aber nebenher Intri-

ganten ersten Ranges sein können, steten Kleinkrieg führen um jeden neuen Statisten, um jedes neue Versetzstück. In Fehden der Art fühlte sich Dingelstedt in seinem Elemente: es war ihm eine Lust, die Schreiberseelen zu reizen, zu necken, zu verhöhnen. So kleinliche Schwänke stimmen nicht zu Wilbrandt's großem Sinne; er hat seine reiche Kraft einzig und allein in den Dienst der Kunst gestellt; mit den Nücken und Tücken der Bureaukratie mag er nichts zu schaffen haben. „Bleibe ich noch ein bis zwei Jahre hier, dann bin ich gewiß, weiterhin weder als Director, noch als Schriftsteller etwas leisten zu können" — so äußerte er kürzlich gesprächsweise. Seine Nerven haben ihm den Dienst aufgesagt. Genau so, wie anfangs der Sechzigerjahre. Damals schrieb der junge Wilbrandt in patriotischer Begeisterung als publicistischer Freiwilliger mit Karl Brater die „Süddeutsche Zeitung"; über der aufreibenden Tagesarbeit des Musterjournalisten (dessen Leitartikel, Essays, Theater- und Kunstkritiken längst gesammelt sein sollten) wurden aber höhere Aufgaben nicht vernachlässigt. Der Erstlingsroman: „Geister und Menschen", seine Kleist-Biographie wurden in derselben Zeit „fertig": — ein Gleiches widerfuhr dazumal leider aber auch den Kräften des jungen Autors, der in Südfrankreich und Italien langsam die Wunde ausheilen ließ, die er der eigenen Gesundheit geschlagen.

Als regierender Dichter — um ein Wort Laube's zu gebrauchen — hat er es nicht anders gehalten wie als Publicist und Dramatiker. „Wir sind dazu da, um verbraucht zu werden" — meint er mit David Strauß und Berthold Auerbach. Er hat denn auch in den sechs thatenreichen Jahren seiner Theaterleitung literarisch mindestens ebensoviel geleistet, wie irgend einer seiner Vorgänger — den einzigen Schreyvogel vielleicht ausgenommen. Und wenn er vor der Zeit seinen Abschied genommen, so darf er sich wohl rühmen, vor der Zeit die Verheißungen seiner Antrittsrede verwirklicht zu haben.

„Ich hätte" — so sagte Wilbrandt am 30. November 1881 bei seiner Installation — „die schwere Verantwortung dieses so

ehrenvollen und so viel fordernden Amtes nie auf mich genommen, wenn es sich nicht darum handelte, für ein Ideal zu wirken. Der Director eines Privattheaters, neben dem links die Kunst, rechts die Sorge steht, hat es schwer, ein Idealist zu sein; der Director des Burgtheaters aber kann und darf es sein. Das Ideal ist gegeben: große Künstler und große Dramaturgen haben es durch viele Decennien vor Augen gehabt, angestrebt und als heiliges Vermächtniß hinterlassen: diese Bühne, die noch immer die erste Bühne deutscher Zunge ist, zum höchsten Muster und Vorbild in jedem Sinne zu machen. Wie gut sich aber der Idealismus im Burgtheater mit der Casse verträgt, das weiß niemand besser als die Herren von der Casse: zu den großen Classikern ist der stärkste Zulauf und die erhabensten Dichter sind auch die erhabensten Alliirten unseres Institutes. Unsere Aufgabe ist freilich, neben dem Ewigen auch das vergänglich Lebendige, neben dem Gewordenen auch das Werdende zu pflegen; alles das zu pflegen, was einen doppelten Zweck zu erfüllen verspricht: die Zuschauer edel anzuregen oder mit Geist zu unterhalten und den Künstlern fruchtbare Aufgaben zu stellen. Oder lassen Sie mich's durch drei Verneinungen ausdrücken: wir haben vor allem drei Feinde abzuwehren: aus dem Repertoire die Trivialität, von der Bühne die Unwahrheit, von der Casse das Deficit. Ein artistischer Director, der diesen Feldzug unternimmt, muß nach meiner Denkart ohne persönlichen Ehrgeiz und Egoismus nur für das Gedeihen des Ganzen leben; er soll das Band aus der Fabel sein, das die Pfeile zum Bündel zusammenbindet und die einzeln wohl zerbrechlichen unüberwindlich macht. Seine Wirkung, sein Erfolg beruht auf der Kraft der Pfeile, aber auch auf der Kraft, mit der er die Pfeile zusammenhält. Keiner der einzelnen darf ihm diese nothwendige, pflichtmäßige, dem Ganzen dienende Festigkeit verübeln, wenn sie auch gelegentlich den Einzelnen drückt. Dieses Eine kann ich Ihnen versprechen: ich werde, was ich thue, nur aus Liebe zur Sache, aus herzlichem Wohlwollen und aus heiligem Verlangen nach Gerechtigkeit thun und ich werde von niemanden unter Ihnen Allen etwas anderes fordern, als was ich selber unermüdlich zu bewähren entschlossen bin: Pflichtgefühl, Hingebung und Disciplin."

Man braucht diese Programmrede nur Satz für Satz zu erläutern, um die Geschichte von Wilbrandt's Amtsführung zu schreiben. Das Repertoire des Burgtheaters war zu keiner Zeit abwechslungsreicher, vielseitiger, dem Edelsten dienstbarer, als unter Wilbrandt's Direction: „Oedipus", „Elektra", „Der Cyclop", „Der Richter von Zalamea", „Dame Kobold", „Der Arzt seiner Ehre", die Faust- und Wallenstein-Trilogie, „Coriolan", „Was Ihr wollt", „Viel Lärm um nichts",

diese und andere Meisterwerke der classischen Literatur vergegenwärtigte Wilbrandt, von trefflichen Regisseuren und Darstellern unterstützt, in mustergiltigen Aufführungen. Daneben ließ er als „vergänglich Lebendige“ Dumas und Sardou, Doczi und Nissel, Lindau und Triesch, Blumenthal und Moser, Turgénjew und Gogol zur Geltung kommen. Als „Stiefvater“ erwies sich Wilbrandt nur den eigenen Kindern gegenüber: sein „Ohlerich“, „Die Maler“, „Die Vermählten“, „Jugendliebe“ und „Unerreichbar“ — mit das feinste, was das neuere deutsche Lustspiel hervorgebracht, erschienen viel zu selten: einzig und allein durch Wilbrandt's Schuld. Dagegen war es keineswegs sein Fehler, wenn die Meister der Volksdichtung, Raimund und Anzengruber, nicht in der Burg gespielt wurden; sein Versuch den „Verschwender“ auf der Hofbühne einzubürgern, wurde von der Kritik abgelehnt. Nicht für immer.

Die außerordentliche Fülle neuer Stücke bot den Darstellern neue Aufgaben in Hülle; es ist der einzige Tadel, den wir gegen Wilbrandt's Leitung vorbringen, daß er fast durchwegs mit den von Laube und Dingelstedt engagirten Kräften arbeitete: neue Talente hat er kaum entdeckt; die Damen Barsescu, Formes und Reinhold, sowie Herr Reimers haben ihre Proben noch zu erbringen. Mit welch feinem Kennerblick hat Wilbrandt aber die ausgezeichneten Alten zu neuen Rollen und Fächern herangezogen: vor seiner Direction galt Baumeister nur als vortrefflicher Naturbursche, heute nach seinem Pedro Crespo, gilt er als der besten einer unter den deutschen Heldenvätern. Und mit welcher Milde und Güte hat Wilbrandt das Schauspielervölklein regiert. Da war nichts von dem „kurzen Imperativ“, den noch Schiller dem Weimaraner Director Goethe im Verkehr mit den Komödianten anempfahl; da gab es auch nicht das Schaukelsystem zwischen Kuchen und Knüppel, das Laube, als richtiger Zigeunerhauptmann, seinen Leuten gegenüber beliebte; ebenso wenig verfingen die Vorschläge Speidel's, der den Principal am liebsten wie einen Thierbändiger, mit Peitsche und Pistole hätte dreinfahren sehen. Wilbrandt war

und blieb als Director, was er allezeit gewesen: ein hochsinniger, ideal angelegter Künstler. Er wirkte nur durch die Macht seiner Persönlichkeit, und das so segensreich als möglich. All das häßliche Geklätsche und Geträtsche, das Intriguiren und Ambiren, das unter Dingelstedt-Mephisto vom Chef so behaglich gepflegt wurde, kam unter Wilbrandt außer Uebung. Der Wahrheit zu Ehren muß allerdings hinzugefügt werden, daß die Regisseure des Burgtheaters, Sonnenthal, Gabillon, Hartmann, Lewinsky, Männer sind, die jedem Stande zur Ehre gereichen würden. Und ihr Beispiel, sowie die tadellose Lebensführung der meisten Mitglieder des Burgtheaters, die hochgeachtete sociale Stellung, welche sie in Wien einnehmen, macht es einem Director leicht, lediglich das Ehrgefühl, den Gemeinsinn seiner Leute anzurufen.

Daß Wilbrandt das gethan und wie er es gethan, hat ihm die Sympathien Aller eingetragen. Die Schauspieler haben seinen Entschluß, das Burgtheater zu verlassen, bekämpft bis zum letzten Augenblick und aufrichtig betrauert. Dieselben Gesinnungen offenbarte die vornehme Kritik, Allen voran Ludwig Speidel, dieser treue Freund des Burgtheaters, der trotz all seiner Launen und ungestümen Aufwallungen, mit den Besten dieses Hauses in eine Reihe gestellt werden muß. Die unwürdigen Kläffer, die Wilbrandt aus Neid oder aus gekränktem Ehrgeiz so klobig als ungerecht begeifert haben, waren im Laufe der Jahre allmählich stiller geworden; in ihren Nachreden kamen auch sie, alle, ohne Ausnahme zu dem Schluß: daß im Augenblicke nirgends ein Ersatzmann Wilbrandt's zur Stelle sei, der sich als Kenner und Künstler, als Dramaturg und Charakter mit ihm messen könne. Seines Gleichen werden wir gewiß nicht wieder sehen: aber auch wenn wir unsere Ansprüche sehr herabstimmen: — mit wirklichem Schrecken werden wir gewahr, wie arm wir an echten Bühnenleitern. Schon Laube klagt in seinem guten Buch über das norddeutsche Theater: „Die innere Ausbildung wird vernachlässigt, die Ausbildung der Schauspieler, die Ausbildung der Scene. Die Erziehung der Schauspieler,

die Aufziehung des Stückes wird mangelhaft betrieben. Und was noch schlimmer ist: hiefür fehlt es an Talenten. Schröder, Iffland, Schreyvogel haben hierdurch gute Theater geschaffen und erhalten. Es fehlen uns wirkliche Dramaturgen. Nichts mehr und nichts minder."

Trifft die Schuld dafür aber nicht in erster Reihe die Herren unserer Hofbühnen? Berufen sie — und wäre es auch nur versuchsweise — entwickelungsfähige Talente? Pflegen sie dramaturgischen Nachwuchs? Hätte man nicht wohl daran gethan, Gustav Freytag zu rechter Zeit an einer leitenden Bühne als Führer in der Praxis bewähren zu lassen, was er als Theaterdichter und als Theoretiker so ausgezeichnet offenbarte: Verständniß des lebendigen Schauspieles? Behilft man sich nicht in Berlin, Weimar, München mit Kavalieren, Dilettanten und Handwerkern, statt Männer vom Bau zu Gast zu ziehen? Paul Heyse hätte seinerzeit ein Theater so gut zu leiten verstanden, wie der oder jener Hofmarschall. Und Hopfen, Lindau, Wildenbruch wären gewiß im Stande, am rechten Orte was Rechtes vorwärts zu bringen. Was uns und ihnen Noth thäte, wäre ein praktischer Cursus an der Dramaturgenschule, welch letztere nichts anderes sein kann, als die Schule der offenen Bühne. Auf diesem heiklen Boden haben „Idealisten" wie Goethe, Tieck und Immermann so Treffliches zu Stande gebracht, daß selbst der realistische Kraftmensch Laube dankbar anerkennt: das Wirken dieser Edlen habe die Besten des Volkes für unser Bühnenwesen erregt — die Weihe poetischer Größe sei gewonnen worden für unser deutsches Theater. Mit und neben diesen Dichter-Dramaturgen wird fortan auch Adolph Wilbrandt genannt werden müssen. Er hat sich nun auch als Praktiker hoch verdient gemacht um unsere Bühne. Sein Meisterstück würde er aber leisten, wenn er nach Jahren wohlverdienter Muße, nach der Vollendung seiner bedeutendsten Entwürfe wieder sein wollte, was er ist, wie zur Stunde kein Anderer unter den Lebenden: der erste Dramaturg Deutschlands.

---

3. Abschied vom alten Burgtheater.

„Die Nation“ — 1888.

Dreißig Jahre sind nach der Statistik der Theaterbrände das Durchschnittsalter selbst der prächtigsten, mit ganzen Quadern gebauten monumentalen Schauspielhäuser; doch, unbekümmert um diese Prophezeiungen der Rechenkünstler, hat sich unsere geliebte, armselige Nothhütte am Michaelerplatz, eine Ausnahms- und Musterbühne in jedem Betracht, in ihrer gegenwärtigen Gestalt seit dem Jahre 1756 behauptet. Und wenn sie in den nächsten Wochen wirklich vom Erdboden verschwinden soll, weicht sie weder der Gewalt der Elemente, noch den Verheerungen der Zeit, sondern demselbem Gebot, das sie einst erstehen ließ: einem kaiserlichen Machtspruch. Die Hofburg soll um- und ausgebaut werden: da muß das ehemalige Ballspielhaus von der Stelle. Die deutsche Schauspielkunst, welche dank Kaiser Josephs segensreichem Entschlusse seit dem Jahre 1776 an dieser bescheidenen Stätte so liebevoll gehegt und gepflegt ward, soll sich's in Wien fortan in einem eigenen Palast wohl werden lassen. Die Prachträume am Franzensring, Freitreppen, Prunkhallen, Wandelgänge sind nicht bloß verschwenderisch ausgeschmückt. In diesem Walde von Marmorsäulen, in diesen märchenhaft reichen Stiegenhäusern, aus Loggien und von Deckengemälden grüßen uns allerorten, von Meisterhand verfestigt, Erinnerungen an die glänzendsten Leistungen aller dramatischen Kunst: in Büsten und Fresken treten uns die Schöpfer der griechischen und romanischen, der englischen und heimischen Bühne ent-

gegen. Neben Aeschylus, Shakespeare, Calderon, Molière kommen die führenden Geister der deutschen Bühne von Hans Sachs und Lessing, Goethe und Schiller bis auf Heinrich v. Kleist, Grillparzer und Hebbel zu verdienten Ehren. Ueber den Dichtern sind die Schauspieler, über den Darstellern die Theatermeister nicht vergessen: so offenbart sich das einzig schöne Schauspielhaus, das, auch an der neuen Stelle und in der neuen Gestalt, einer kaiserlichen Entschließung gemäß, für alle Folgezeit den Namen Burgtheater führen soll, geradezu als Ruhmeshalle. Ein Museum für alles Große in Schauspielerei und Bühnendichtung ist also geschaffen worden: hoffentlich kein Mausoleum für den Geist des alten Burgtheaters.

So herrlich sich aber auch die Zukunft im neuen Hause gestalten möge — die Vergangenheit wird sie niemals überstrahlen, schwerlich erreichen, selbst wenn sich gegen Erwarten für die deutsche dramatische Kunst erfüllen sollte, was dem deutschen Staatsleben zutheil geworden: Erneuung und Verjüngung. Noch harren wir der Theaterdichter, die das novus saeclorum nascitur ordo verwirklichen. Und wenn sich selbst Berthold Auerbach's Weissagung bewährt, wenn als die großen Sänger unserer gewaltigen Zeit sich erst Diejenigen einstellen sollten, in deren Kinderstube die Siegesbotschaften von 1870 gedrungen: — kann uns nur die Erfahrung lehren, ob das Theater, das Wiener Theater zumal, auch fortan der richtige Mittler zwischen Kunst und Volk sein wird.

Vor einem Jahrhundert war die Schaubühne fast die einzige Kanzel, von der aus Dichter und Denker sich an die Massen wenden konnten. Heute, in den Tagen der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht, der Preß- und Versammlungsfreiheit wird von unzähligen Zeitungskanzeln und Rednerbühnen gepredigt. Ein John Stuart Mill begriff nicht, daß Brandes so viel Werth auf das Theaterwesen legte; den Engländer focht der jahrhundertelange Niedergang der dramatischen Kunst in der Heimat Shakespeare's nicht an. Und auch Sainte-Beuve ist einer Meinung mit den Goncourt in

der Ansicht, daß neue Bildungs- und Literaturmächte, das erregte politische und Verkehrstreiben, das Aufsteigen des Romanes und des Zeitungsverlages auch das Bühnenwesen — und zwar zu dessen Nachtheil — beeinflussen. „In 50 Jahren wird das Buch das Theater umgebracht haben" — verkündete vor kurzem ein Führer der französischen Naturalisten. Das Wort will nicht engherzig gefaßt und verstanden werden: Schauspielerei soll und wird ja geübt und begehrt sein, so lange der Sinn für unmittelbare, anschauliche Vergegenwärtigung in den breitesten Volksschichten sich regt. Theater werden immer ihr Publicum finden, sie mögen nun auf Puppenspiele, Thierbändiger, Gaukler oder die Fausttrilogie, die Königsdramen und den Oedipus als Reizmittel gestellt sein. Entscheidend aber ist die Bedeutung, welche dem Bühnenwesen im Geistesleben einer Zeit und eines Landes zukommt. Und da drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die goldenen Tage des Burgtheaters — vielleicht der deutschen Bühne überhaupt — zur ersten Voraussetzung ein Publicum hatten, das im ästhetischen Genusse seine einzige ungetrübte Freude finden durfte.

Der Märtyrer des aufgeklärten Absolutismus, Kaiser Joseph, hat mit dem deutschen Nationaltheater den Oesterreichern ihre beste Bildungsanstalt, den Deutschen ihre vollkommenste Bühne als Vermächtniß hinterlassen. Was Lessing klar und scharf theoretisch heischte, das hat Kaiser Joseph praktisch ermöglicht: nicht bloß als freigebiger Fürst, als sachkundiger, werkthätiger oberster Theaterleiter hat er seine Leute vor die rechte Schmiede geschickt. Sein Sendbote Müller mußte in Wolfenbüttel bei Lessing vorsprechen, auf seinem Hof- und Nationaltheater Schröder mit lebendigem Beispiel mustergebend vorangehen. Und wenn auch Neid und Mißgunst den großen Darsteller vor der Zeit aus Wien vertrieben — sein Name, sein Wirken war nicht auszutilgen aus der Geschichte des Burgtheaters: Schröder, mit Lessing und Eckhof unbestritten der mächtigste Nothhelfer des deutschen Theaterwesens, hat uns die besten Ueberlieferungen der Hamburger Schule, den Sinn für strenge, künstlerische Zucht

und Lebenswahrheit der Darstellung, die richtigen Bahnen zu den richtigen dramaturgischen und schauspielerischen Principien erschlossen. Nachdem einmal sein Stern am Wiener Firmament geleuchtet, konnte es nie mehr ganz finster werden.

Die junge Kunststätte überdauerte die napoleonischen Stürme und gerade im Augenblicke ihrer höchsten Gefährdung erstand ihr in dem Oesterreicher Schreyvogel-West der rechte Retter. „Stand jemand Lessing nahe" — schrieb Grillparzer auf seinen Grabstein — „so war Er es." Ein Mann der That und ein seltener Charakter, hatte er in Jena, im Verkehre mit Schiller, bestimmende Eindrücke für sein Leben empfangen. Hatte Schröder das Beste, was die norddeutsche Bühne zu Stande gebracht, den Wienern vermittelt, so bot ihnen nun Schreyvogel die reifsten Früchte der classischen Dichtung und Kunstanschauung. Ein abgesagter Gegner der Romantiker, war er deshalb kein kritikloser Anhänger von Goethe's Weimaraner Theaterleitung. In der Schulung und Entdeckung dramatischer und schauspielerischer Talente ein Phänomen, als Bearbeiter fremder Stücke ein Meister, war Schreyvogel als Bühnenleiter geradezu ein Ideal: er verstand es, sich die richtigen Leute für sein Publicum und — kaum minder wichtig — das richtige Publicum für seine Leute zu erziehen. „Wir hatten" — so erklärte ein so krittlicher Beobachter, wie Grillparzer (in einem erst kürzlich von Professor Sauer veröffentlichten Tagebuchblatte aus dem Jahre 1847) — vor 15 bis 20 Jahren ein vortreffliches Publicum. Ohne übermäßige Bildung, aber mit praktischem Verstande, richtiger Empfindung und einer erregbaren Einbildungskraft begabt, gab es sich dem Eindrucke unbefangen hin. Das Mittelmäßige gefiel oft, denn die Leute wollten vor allem unterhalten sein, aber nie hat das Gute mißfallen, wenige Fälle von höchst mangelhafter Darstellung ausgenommen." So arbeitete Wien in den ersten 60 bis 80 Jahren des Bestandes des Burgtheaters wohl fast durchwegs mit Schauspielern aus dem Reich: einen der unentbehrlichsten Mitwirkenden aber, das kritische Parterre, lieferte die Heimat.

Von Anschütz und Sophie Schröder bis auf Laube und die Wolter sprechen Künstler und Dramaturgen mit gleicher Liebe und Dankbarkeit von der Verständnißinnigkeit und Empfänglichkeit des Wiener Publicums. Die eigentlichen Mustervorstellungen des vormärzlichen, wie des von Laube, Dingelstedt und Wilbrandt geleiteten Burgtheaters, waren denn auch Kunstwerke, zu deren glücklicher Vollendung süd- und norddeutsches Wesen, die Leute des Bühnen- und Zuschauerraumes gleicherweise mithalfen. Lustspielabende mit den Schwäbinnen Haizinger und Louise Neumann, dem Thüringer Fichtner und dem Berliner Beckmann; Tragödien mit Joseph Wagner und Anschütz, der Wolter und Julie Rettich; Hebbel's Nibelungen und Bauernfeld's Komödien, Otto Ludwig's „Erbförster" und Grillparzer's „Weh dem, der lügt", Anschütz' Lear und Sonnenthal's Heinrich VI., Baumeister's „Richter von Zalamea" und La Roche's „Klosterbruder", derartige auf gut Glück herausgegriffene Einzeln- und Gesammtleistungen offenbaren durchaus denselben Einklang von Darstellern und Zuschauern: den Geist der besten, sich stetig erneuernden Ueberlieferung. Schauspieler- und Dramaturgengeschlechter, idealistische und realistische Spielweise haben einander abgelöst: die studentischen Enthusiasten des Paradieses sind im Laufe der Jahre und Jahrzehnte allmählich Ehrengäste des kritischen Parterres geworden, um späterhin auch da wiederum neuen Generationen Platz zu machen. Eins blieb immer gleich: das Bewußtsein, daß Publicum und Hofschauspieler allzeit nur mit dem Besten zufrieden sein dürfen.

Wenn wir heute der weiteren Entwickelung des Burgtheaters mit Bangen entgegensehen, geschieht dies wahrlich nicht, weil diese Anforderungen auf irgend einer Seite herabgestimmt worden wären. Es fehlt an dem rechten Nachwuchs unter den Bühnendichtern; wir sehen keinen Ersatz für die heutige, ganz eigentlich Laube'sche Truppe, die Wolter und Gabillon, die Hartmann und Hohenfels, Sonnenthal und Baumeister, Meixner und Thimig; wir haben auch nicht mehr die alte, enthusiastische, von keinem

unmittelbar politischen Interesse abgelenkte unbefangene Jugend auf dem Olymp.

Das alte Burgtheater hat seinen ersten starken Stoß durch Laube's Abgang erfahren; den zweiten gab ihm die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt. Nicht, als ob wir glaubten, daß die neue Kaiserstadt überhaupt oder gar über Nacht so leicht eine Musterbühne bekommen könnte: es giebt Dinge, welche die Kaufkraft des Geldes allein nicht herbeizuschaffen vermag und es wäre schlimm bestellt um die Güte alter Weine, Bilder und Kunststätten, wenn sie im Nu „nachgemacht" werden könnten. Aber eine Zersplitterung der wenigen vorhandenen Kräfte unter den mitwerbenden Theaterleitungen; eine starke Abnahme der reichsdeutschen Zuwanderung in der Wiener Gesellschaft und damit die Verminderung des reindeutschen Elementes in der Armee, der höheren Beamten- und Geschäftswelt — diese hier nur beiläufig angedeuteten, tiefgreifenden Wandlungen werden mit der Zeit im Wiener Geschmack, im Wiener Publicum fühlbarer hervortreten. Manche der getreuesten Freunde unseres Burgtheaters meinen darum auch, mit der letzten Vorstellung am Michaelerplatz werde die alte Herrlichkeit ein- für allemal ein Ende haben. So schlimm erscheinen uns die Dinge noch lange nicht: so schnell lebt sich eine Musteranstalt nicht zu Tode: so selbstgewiß, unbekümmert um alte Ruhmes- und Nachruhmestitel wirthschaftet auch keine gefährdete Kunststätte (denn sonst wäre es ja unbegreiflich, daß unser Burgtheater noch immer nicht an ein Ordnen seiner Archive, an eine Geschichte seiner Leistungen denkt.*)

*) Devrient's meisterhafte Geschichte der Schauspielkunst ist kein Ersatz für eine Monographie des Burgtheaters. Laube's gutes Buch behandelt, und zwar einseitig, im Grunde doch nur seine eigene Bühnenleitung. Die Autobiographien von Lange und Anschütz sollen nächstens durch die Veröffentlichung der Tagebücher von Costenoble und Schreyvogel dankenswerthe Ergänzung erfahren. All das sammt Wlassack's Chronik des Wiener Burgtheaters ist aber nur Unterbau für eine eindringende Geschichte des Burgtheaters, die niemand besser schreiben könnte und sollte — als Adolf Wil-

Noch weniger aber vermögen wir uns den Jubilirenden anzuschließen, welche den neuen Prachtbau schon als den neuesten Modeartikel willkommen heißen. Wir werden und wollen die Erinnerung an das alte, enge Haus nie missen oder verwinden. Unsere schönsten Jugendeindrücke, unser bester Festkalender knüpft sich an dies unscheinbare Wahrzeichen Alt-Wiens. Hier haben wir denken und schauen und genießen gelernt: an diesem geweihten Orte, „wo sich die bleichen Dichterschatten röthen, wie des Odysseus Schaar von fremdem Blut", fand der Deutschösterreicher in guten und schlimmen Tagen reine, künstlerische Erhebung und sittliche Erbauung; hier traten ihm Posa und Nathan, das Evangelium der Duldung und Gedankenfreiheit tröstend und ermuthigend entgegen. So waren diese Classiker-Abende des Burgtheaters nicht mit dem Maße gewöhnlicher Theaterfreuden zu messen. Die Heroen der alten Garde, Altvater Anschütz und Goethe's Schüler La Roche, hatten denn auch in der Wiener Gesellschaft eine Stellung, wie sie nur den geistigen Wohlthätern und Erziehern ganzer Generationen gebührt: so verpflanzte der protestantische Musterdarsteller des alten Miller die in Wien völlig verschwundene Sitte des Christbaumes aus dem Norden in alle Bürgerfamilien, und Julie Rettich war ein leuchtender Spiegel aller Ehren, ein Tugendmuster für die Wiener Frauenwelt. Die Jubelfeste der Künstler waren Familienfeste der Wiener, und kein wackerer Jüngling, vom Kronprinzen Rudolf bis zum Bettelstudenten und Handwerkslehrling, spricht vom Burgtheater anders als von seiner edelsten und erquicklichsten Schule. Wir arme Stadtkinder

---

brandt. Wie viel wäre aber schon vorläufig durch eine quellenmäßige Darstellnng der Einbürgerung Shakespeare's, Schiller's 2c., d. h. durch eine Geschichte der Burgtheatercensur, zu gewinnen! (Mittlerweile hat Glossy die Tagebücher von Costenoble herausgegeben und die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ein Prachtwerk über die Wiener Theater zu veröffentlichen begonnen. Eine wissenschaftlich und künstlerisch der Bedeutung des Burgtheaters ebenbürtige Geschichte der ersten Wiener Bühne, ja selbst nur die Fortsetzung von Wlassack's Chronik bis auf die Gegenwart fehlt nach wie vor.)

fanden hier Ersatz für Maibaum und Erntefest, für Jagdfreuden und Eisschießen: an die Stelle der Spruchweisheit der Spinnstube traten die geflügelten Worte der Classiker, statt der lebendigen Sage des Bauern und Forstmannes gab man uns die Fabeln und Gestalten der Dichtung. Doppelt preisen müssen wir deshalb die Nekromanten, die unserer Phantasie statt blasser Gedankenbilder farbenglühende Fresken und die feinstausgeführten Miniaturen, statt des gedruckten Wortes blühende Wirklichkeit beschieden. Ihr Walten und Schaffen bleibt gesegnet! Und nun genug geredet! Verläßt uns doch, während wir diese Zeilen niederschreiben, keinen Augenblick die Melodie des traulichen Raimund'schen Liedes:

So leb' denn wohl, Du stilles Haus,
Ich zieh' betrübt von Dir hinaus,
Und find' ich einst ein größ'res Glück,
So denk' ich gern an Dich zurück.

---

4. Zum Tode August Förster's.

„Die Nation“ — December 1889.

Wien, 24. December.

Nicht viel länger als ein Jahr hat Förster's Burgtheater-Herrlichkeit gewährt. Es war der Traum seines Lebens, der Nachfolger seines Meisters Laube als Director der ersten deutschen Bühne zu werden. Und er hat diesem Wunsche das größte Opfer gebracht, dessen er überhaupt fähig war: der leidenschaftliche Komödiant, der zu Anbeginn seiner Wirksamkeit der Kirchenkanzel den Rücken drehte, um der Lessing'schen Bühnenkanzel sich zuzuwenden, hatte endgiltig auf jede schauspielerische Thätigkeit verzichtet.

Und all das vergebens. Denn Förster war ein vom Tode gezeichneter Mann, als er das Deutsche Theater verließ. Seine näheren Bekannten wurden nicht überrascht von der Kunde seines Todes; viel eher dürfte es Wunder nehmen, daß der im Innersten getroffene Mann so lange und so thatkräftig seines schweren — in den Tagen der Ueberfiedlung vom alten in das neue Burgtheater doppelt schweren — Amtes hat walten können.

Hervorragendes zu leisten wäre in so kritischer Zeit dem bedeutendsten Dramaturgen schwer gefallen. Galt es doch, einen ganz neuen, vielfach unglücklich gearteten Boden neu zu bereiten. Förster that sein Bestes: er war unermüdlich als Leiter der Proben, als Wortführer der Nothwendigkeit von Umbauten.

Eine schöpferische Natur, eine geistige Begabung wie Schreyvogel, Laube, Wilbrandt war er nie. Unvergleichlich, unersetzlich als „erste zweite Kraft" einer Theaterleitung, unentbehrlich als der rechte Arm selbstständiger Köpfe vom Schlage Laube's und Dingelstedt's, war er zeitlebens und in der besten Bedeutung des Wortes ein Praktiker, ein Bühnentechniker (wir wollen nicht sagen: Bühnenhandwerker, da unbegreiflicherweise dieser markige Ausdruck leicht eine geringschätzige Nebenbedeutung annimmt). Auch das aber nur im engeren Wortsinne. Eduard Devrient's Lieblingssatz, daß der beste Theaterleiter, wie der beste Theaterdichter im Grunde nur aus dem Schauspielerstande heraufkomme (man denke nur an Shakespeare und Molière und viel bescheidener, und doch noch achtbar genug, an Schröder und Ferdinand Raimund) — diese blinkende Halbwahrheit kommt August Förster kaum zugute. Er war als Darsteller brav, gewissenhaft, voll Verständniß für die großen Vorbilder eines Anschütz als Nathan, Lear, Musikus Miller — im Kern aber blieb er eine nüchterne Schauspielernatur.

Und genau so, wie mit dem Darsteller, stand es mit dem Theaterdirector. Aus strengem Pflichtgefühl gab er die Classiker, wie er sie bei Laube hatte schätzen und abschätzen gelernt: Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist, den (von Laube zuerst der Bühnenwelt warm empfohlenen) Anzengruber. Sein ganzes Herz aber gehörte dem Sardou der „Pattes de mouche", diesem geistreich modernisirten Scribe, Emile Augier und Dumas fils. Die neuere deutsche Lustspielindustrie hat an Förster einen entschiedenen Gönner verloren, wenngleich er derselben im Innersten Vater Benedix vorzog. Eine seiner letzten Neuscenirungen im Burgtheater war „Ein Lustspiel".

Wagte dieser wackere, nur etwas prosaische Mann aber einmal ein Experiment, dann gehörte es mehr dem Bereich des Absonderlichen als des Verwegenen an. Er nahm Hebbel's „Gyges und sein Ring" auf, gab aber keinen einzigen Ibsen. Und als Meister der Ausstattung kam er uns gar zu oft mit archäologischen Spielereien:

sein Schloßtheater im „Hamlet“ war die naturtreue, allzu getreue Bühnenillustration von Shakespeare's Globe-Theater. Und als er vor der Neuscenirung des „Lear“ stand, erhielt ich zu meinem nicht geringen Erstaunen eine briefliche Anfrage von ihm, ob mir nicht bekannt sei, daß der Narr zu Shakespeare's Zeiten von einem Frauenzimmer sei gespielt worden? Ich erwiderte, daß mir die Sache höchst unwahrscheinlich vorkomme, da ja meines Wissens dazumal Frauenrollen zumeist von Männern vergegenwärtigt wurden; die beiden besten Shakespeare-Kenner unter meinen Bekannten — der Grazer Germanist Anton E. Schönbach und der Göttinger Anglist A. Brandl — durchstöberten alle Commentare und Shakespeare-Jahrbücher, um schließlich zu demselben Ergebnisse zu kommen, wie mein Laienurtheil: daß vermuthlich irgend eine reisende Virtuosin der Gegenwart den weiblichen Hamlet, Fräulein Vestvali, mit einem frauenzimmerlichen Narren habe übertrumpfen wollen. Förster gab sich nach diesen Mittheilungen noch immer nicht ganz geschlagen. Er meinte: dergestalt könne ihn sein Gedächtniß kaum trügen. Allein der einen Augenblick ernstlich gehegte Plan, die Rolle einer Künstlerin des Burgtheaters zu übertragen, kam nicht zur Ausführung.

Nun fragt wohl der eine und der andere Freund Förster's, weshalb wir denn zunächst diese Schattenseiten hervorheben? Nun erinnert sich wohl gar der eine und der andere Freund der „Nation“ (die Förster zu ihren hochgeschätzten Mitarbeitern zählen durfte) seiner Erklärung in Sachen des Schillerpreises und Ludwig Anzengruber's und der daran geknüpften Hervorhebung der Verdienste Förster's um unser deutsches Bühnenwesen (wenn wir nicht irren: „Nation“, erste Januarwoche 1888). Gemach! Die Leistungen Förster's in dem ihm angemessenen Wirkungskreise gedenken wir heute so wenig zu verdunkeln oder zu verkleinern wie dazumal; heute aber beschäftigt uns die Frage, ob er der richtige Director des Burgtheaters gewesen oder vielmehr ob ein Mann seiner Art und Schule der richtige Nachfolger Förster's wäre.

Die Antwort glauben wir schon vorweggenommen zu haben. Eine Kraft, wie diejenige Förster's, ist jedem Hof- und Privattheater unschätzbar, sofern sie richtig verwendet, d. h. nicht zur Alleinherrschaft ausersehen wird. Sehr bezeichnend hat ihn Laube in den Fünfzigerjahren zum Unterregisseur ernannt. Da war er in seinem Element: er arbeitete Laube in die Hand: niemand errieth besser die Absichten eines überlegenen Führers, niemand war glücklicher, auf einer Entdeckungsreise nach neuen schauspielerischen Talenten, dem Alten die richtigen Adressen anzuempfehlen u. s. w. Die gleiche Begabung machte den Günstling Laube's zum Liebling von dessen hartnäckigstem Widersacher: Dingelstedt. Dieselben Fähigkeiten offenbarte Förster in Leipzig und Berlin. Dieselben Fähigkeiten: im guten und im minder guten Sinne. Er bleibt der beste Unterregisseur, den irgend eine deutsche Bühne irgendwann besessen.

Mit anderen Worten: auf die Dauer genügt an erster Stelle doch nur eine geistige Kraft ersten Ranges. Der „unsichtbare Director des Burgtheaters", von dem Wilbrandt einst so schön und weise sprach, die Tradition großer Kunstübung und edler Pflichterfüllung verschwindet, wenn den Künstlern nicht immer wieder neue, hohe, begeisternde Aufgaben gestellt werden. Wilbrandt hat seine Sendung solcherart aufgefaßt: Sophokles, Calderon, Shakespeare, Turgenjew hat er gebracht; Kleist's „Penthesilea", Ibsen und Anzengruber wollte er „burg"-möglich machen. Ceterum vero censeo: der Würdigste, das Burgtheater zu beherrschen, war und bleibt Wilbrandt. So lange auch nur der schwächste Hoffnungsschimmer sich zeigt, diesen idealen Charakter neuerdings zur Uebernahme dieses Amtes zu bewegen, kommt er und er allein für diese Stelle in Betracht.

Nach ihm Alfred Berger. Der Mann ist jedenfalls eines Versuches werth, und der Einwand, der Gatte von Stella Hohenfels könne nicht unparteiisch den Anforderungen seines Postens genügen, leuchtet uns nicht ein. Berger ist hochgebildet, weltläufig; untadelig im Wesen und Behaben, sehr

ernstlich bemüht, auch das Technische zu bemeistern: weshalb sollte man es nicht mit ihm wagen? Weshalb nicht den ersten Pflichtenconflict abwarten? Das Burgtheater ist zur Stunde nicht so reich an geistigen und schauspielerischen Kräften, daß es auf die Hohenfels oder auf Berger Verzicht leisten sollte oder könnte. Seien wir in diesen trüben — Verlust auf Verlust häufenden — Zeiten doppelt haushälterisch mit dem, was uns übrig bleibt. Stammt doch von Wilbrandt das wahre Wort: es giebt vierzig Millionen Deutsche und unter ihnen keine vier, die dem Burgtheater vorzustehen vermöchten.

---

5. Von der Wiener Generalintendanz.

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — 19. Mai 1893.

In dem Wirrwarr von abenteuerlichen Gerüchten, die sich an die friedlich beschworene Hans Richter-Krisis und an die durch einen Machtspruch entschiedene Wlassack-Affaire heften, fehlt auch die Behauptung nicht, daß die Tage des gegenwärtigen Generalintendanten, Baron Bezecny, gezählt seien. Nach den großen Ferien, so behaupten die Einen, werde Se. Excellenz zurücktreten und einen kunstsinnigen Cavalier — man nennt den Grafen Karl Lanckoronski — oder Baron Gautsch zum Nachfolger erhalten. Die Amtsenthebung Wlassack's, so versichern dagegen Leute, die es wissen können, sei nur der Anfang vom Ende der ganzen Generalintendanz;*) in nicht allzu ferner Zeit, vielleicht schon im nächsten Herbste, würden die Hoftheater wiederum unmittelbar dem Obersthofmeisteramte untergeordnet werden. Für den Kenner der Geschichte unserer Wiener Intendanz hätte die Entwickelung der Dinge nichts Ueberraschendes: es würde sich derart nur ein Kreislauf vollenden, der vor beiläufig einem Vierteljahrhundert begann. Denn das Geburtsjahr der Generalintendanz fällt genau zusammen mit einem Trauerjahre des Burgtheaters, mit dem Todesjahre von Laube's Regiment.

---

*) Mittlerweile ist Wlassack wieder zum Kanzleidirector der Intendanz und 1898 zum Hofrath befördert worden. Excellenz Bezecny hat jedoch inzwischen Excellenz Plappart Platz machen müssen. Unbeschadet dieser Personalien hat sich in der Sache so wenig geändert, daß ich keinen Anlaß habe, die vor fünf Jahren gegebene Darstellung des Textes einzuschränken oder zu berichtigen.

Bis zum Jahre 1867 unterstanden die Hoftheater dem jeweiligen Oberstkämmerer; es waren das durchwegs hochgeborene, hochmögende und zumeist recht hoffärtige Herren. Im Vormärz zumal nahm der Eine und der Andere unter ihnen einen geradezu verhängnißvollen Einfluß auf die Schicksale der seiner Obhut anvertrauten Kunstinstitute: so vor allen der 77jährige boshafte Graf Czernin, der nicht nur den lebendigen Schreyvogel in der brutalsten Weise absetzte, sondern auch sein Müthchen an dem todten Molière kühlte, weil er in dem Arnolphe der „Ecole des Femmes" sich selbst wieder erkannte. Eine harmlosere, doch nicht minder humoristische Erscheinung war Graf Dietrichstein (1845 bis 1848), der auf die Empfehlung befreundeter Künstlerinnen Laube's Berufung anbahnte, hinterdrein aber nicht wenig erschrak, als sein Beichtvater ihm strafend vorhielt, welch fanatischem Jungdeutschen er die Wege geebnet zu einem Hofdienst bei Seiner apostolischen Majestät.

Eine Charaktergestalt ganz anderer Art war der nächste Oberstkämmerer Graf Karl Lanckoronski (1849 bis 1863), dessen Porträt Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters mit Meisterhand verfestigt hat. Edelmann durch und durch, vielfach in Standesvorurtheilen befangen, verdiente er sich gleichwohl den dauernden Dank Laube's und aller Freunde der Hofbühnen durch die Treue und Rechtschaffenheit, mit der er seines Amtes waltete. Er besann sich lange, bevor er eine Zusage gab: dann aber galt sein Wort unbedingt. Und weiter: „eisenfest" behauptete er die unerläßliche, Vorgesetzte und Untergebene gleicherweise bindende Disciplin. „Er gestattete keinerlei persönliche Begünstigungen und Bevorzugung, er hielt das Gesetz aufrecht für Hoch und Niedrig, das Burgtheater war ein kleiner Staat von unwandelbarer Ordnung." Der nächste Oberstkämmerer, Fürst Vincenz Auersperg (1863 bis 1867) wollte, in übergroßer Nachgiebigkeit gegen Bitten und Beschwerden der Schauspieler, ab und an Wandel schaffen in dieser ebenso strengen als heilsamen Zucht. Aber dieser milde, kränkliche Aristokrat war nicht der Mann, mit Laube's Autorität fertig zu

werden. Zum Bruche kam es erst, als nach dem Tode des Fürsten Auersperg der neue Oberstkämmerer die Theaterleitung ablehnte. Zum ersten Chef der Hofbühnen wurde nun der Obersthofmeister berufen. Dieser aber, Fürst Constantin zu Hohenlohe, dazumal noch ein blutjunger Mann, erklärte unumwunden, daß er sich nicht so viel Sachkenntniß zutraue, um ohne verläßliche Mittelspersonen in die Theatergeschäfte einzugreifen. Deshalb schuf er das Zwischenamt der Generalintendanz, mit deren Führung Baron Münch (Friedrich Halm) betraut wurde, derselbe Mann, der wie kein Anderer während der Vierzigerjahre Laube's Candidatur gefördert hatte. Kaum in Amt und Würden, wollte Münch nun aber die wichtigsten Befugnisse des Directors schmälern; er schickte sich an, Laube seine mühselig errungenen Vollmachten — die Wahl der Stücke, die Besetzung der Rollen, die Berechtigung selbstständiger Probeengagements auf ein Jahr — zu entziehen. Ueber diese unbilligen Forderungen kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Laube begehrte und erhielt seine Pensionirung. Er fiel als Märtyrer der einzig richtigen Grundsätze einer künstlerischen, selbstständigen Theaterregierung; aus voller Ueberzeugung lehnte er sich auf gegen solche Degradation des Directors, gegen diesen Grundfehler bei den meisten Hoftheatern mit Intendanz. „Der Intendant," so eiferte er, „nimmt alle Befugnisse an sich, nicht nur die Befugnisse der obersten Herrschaft, welche ihm zustehen, sondern auch die Befugnisse zur Regierung in allen Zweigen, die Detailregierung. Ohne Fachkenntniß aber, ohne fleißige Hingebung an die Arbeit der Zweigregierung beschädigt er alle Zweige, und was wird aus dem Baume, wenn alle Zweige beschädigt werden? Ein verkrüppeltes Gewächs. Die alles in sich begreifenden Intendanzen der deutschen Hoftheater tragen aus solchen Gründen die Schuld des Theaterverfalles."

Dieselben Vorwürfe kehren, mit maßloser Heftigkeit, in Richard Wagner's Schriften wieder. Die gleichen Einwendungen erhebt in mäßigen und meistermäßigen Darlegungen seiner „Geschichte der Deutschen Schauspielkunst" Eduard

Devrient wider kunst- und standesfremde Führer. Halm's Unternehmen mißlang vollständig. Am 1. November 1870 verzichtete er selbst auf seine Würde und empfahl zu seinem Nachfolger — Heinrich Laube, dem er, bei ihrer letzten Unterredung, aufrichtig bekannte: „Nun, Laube, Sie haben Recht behalten; es taugt nicht, wenn der artistische Director nicht Ihre damaligen Vollmachten hat. Aber sie hätten doch bleiben sollen.“ Laube konnte und mochte jetzt nicht mehr wiederkehren, weil er seit Jahr und Tag den Gründern des Wiener Stadttheaters sein Wort verpfändet hatte, ihr Werk zu fördern mit seiner ganzen Kraft. Allein er erlebte noch die Genugthuung, daß, nach einem kurzen bedeutungslosen Zwischenspiel des Grafen Wrbna, die Generalintendanz mit kaiserlicher Entschließung vom 21. Mai 1875 aufgelöst wurde. Die unmittelbare Oberleitung übernahm nun der mittlerweile auch mit dem Theaterwesen vertrauter gewordene Obersthofmeister Fürst Hohenlohe. Die Direction des Burgtheaters führte Franz v. Dingelstedt, äußerlich mitunter im Stile von Mephisto's Bühnenkünsten in der Kaiser-Pfalz, in allen Fragen der selbstherrlichen Leitung der Theatergeschäfte aber womöglich ein noch größerer Autoritär als Laube, nicht geneigt, sich auch nur ein Titelchen abdingen zu lassen von seinen Privilegien in Betreff der Bildung des Repertoires, der Probeengagements und der Rollenzutheilung.

Ende der Siebzigerjahre wurde, wiederum auf den Wunsch des überangestrengten, übergewissenhaften Fürsten Hohenlohe, zwischen das Obersthofmeisteramt und die Directionen der Hofbühnen als Mittelglied die Intendanz eingeschoben: diesmal aber keineswegs in der Absicht, revolutionäre Neuerungen im Sinne Halm's heraufzubeschwören, sondern vorwiegend als bureaukratische Behörde. Als Amtsverweser wurde zunächst der Reichsfinanzminister im Ruhestande, Baron Hofmann, kurzweg Reichstanzminister genannt, berufen. Ein vielgeschäftiger Herr, den Daniel Spitzer's erbarmungsloser Nekrolog in den „Wiener Spaziergängen“ „die ganze Schärfe des Nachrufes“ so grausam

fühlen ließ, daß der Unbefangene zur Milderung dieses harten Urtheiles gern auch auf Hofmann's Verdienste hinweisen möchte: seine Sorge um die Regelung der Finanzen; seine von der liberalen Mode beeinflußte Umgestaltung der Hoftheatercensur; seine Bereitwilligkeit, sich zur Wahl Wilbrandt's und, wenn wir nicht irren, auch zur Wahl Jahn's bereden zu lassen. Nach seinem Heimgange wurde wiederum ein hoher Finanzbeamter, der frühere Sectionschef und gegenwärtige Gouverneur der Bodencreditanstalt, Excellenz Bezecny, zum Intendanten ausersehen, ein vortrefflicher Clavierspieler, dessen redliches Bemühen es jederzeit war, es gleicherweise Allen recht zu machen. Zu einer kritischen Betrachtung der Thaten des überbürdeten Mannes ist die Zeit und wohl auch das zugängliche Material noch nicht da. Sicher ist, daß Baron Bezecny alles aufbot, was in seiner Macht stand, Wilbrandt als Director des Burgtheaters festzuhalten. Ebenso gewiß ist aber auch, daß unser Generalintendant nach dem endgiltigen Nein des Dichters den Kanzleidirector der Intendanz, Herrn Regierungsrath Dr. Wlassack, fast unbeschränkt gewähren ließ. Die Berufung von August Förster, die Entfernung von Alfred Berger, die Entdeckung der jungfräulichen Dramaturgengaben des Herrn Dr. Burckhard: das und viel, allzu vieles mehr war Wlassack's Werk. Aus kleinen Anfängen hat sich der frühere Privatsecretär des Fürsten Hohenlohe dergestalt zum treibenden Element der Wiener Intendanz hinaufgesteigert, hat er in Personen- und Finanzfragen seinen unmittelbaren Vorgesetzten sich so unentbehrlich zu machen gewußt, daß nur seine eigenen Mißgriffe seinen Sturz herbeizuführen im Stande waren, nach dem alten Sprüchlein des canonischen Rechtes: dans scandala cedere potest. Es liegt uns fern, mit diesem Worte Wlassack in den häßlichen Händeln mit Sommer eines strafbaren Unrechtes zu zeihen; unsere Richter haben in ihrem Einstellungsbeschlusse anerkannt, daß eine Ueberschreitung der gebotenen zulässigen Nothwehr nicht stattgefunden, und es widerstrebt dem Geschmack Ihres Correspondenten ebenso wie dem Herkommen

Ihres Blattes — der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ — sich um Privatangelegenheiten zu kümmern. Außer Frage aber steht, daß nicht allein die bisher in der Oeffentlichkeit noch immer nicht rückhaltslos erörterten Vorgänge in der Hofoper, sondern Jahre lang angesammelte Erfahrungen über allerlei „Competenzüberschreitungen“ die jüngste Entscheidung der obersten Würdenträger gezeitigt haben. Regierungsrath Wlassack war ein gewandter Verwaltungsbeamter, der sich insbesondere um die Schöpfung und Stärkung der Pensionsinstitute beider Hofbühnen dankenswerthe Verdienste erworben hat. Anstoß bei den Freunden der unabhängigen künstlerischen Leitung von Burg und Oper mußte es aber seit geraumer Zeit erregen, daß er über seinen nächsten, weit genug bemessenen, administrativen Wirkungskreis hinausgriff und solcherart, Form Rechtens nicht verantwortlich, einen Einfluß erstrebte und bisweilen wohl auch erlangte, der weder seiner Stellung, noch seinen Fähigkeiten gebührte. Die Mitschuld an diesem stetigen Anwachsen der Machtfülle des Herrn Kanzleidirectors trägt aber der Umstand, daß der Posten eines Wiener Generalintendanten, sofern er nicht die volle Arbeitskraft eines ganzen Mannes in Anspruch nimmt, zum Tummelplatze subalterner Beamter herabsinken muß. Sowie aber der jeweilige Intendant dem Glauben huldigt, sich vorwiegend auf Diplomatisiren und Repräsentiren beschränken zu dürfen, dann erwacht in den maßgebenden Kreisen der begründete Zweifel, ob diese Aufgaben der erste Würdenträger des Kaisers nicht mit dem zum mindesten gleichen Maße von Weltläufigkeit zu lösen berufen und befähigt sei. Hat also Obersthofmeister Fürst Hohenlohe im Jahre 1866 und 1880 aus strengstem Pflichtgefühl die unmittelbare Leitung der Hoftheater abgelehnt, weil er sich nicht zumuthen konnte, alles mit eigenen Augen zu sehen, so kann wohl auch in den gegenwärtigen Zuständen unversehens ein Umschwung eintreten, wenn seine Stellvertreter im Theaterreich allzu sehr auf die Augen und Ohren Anderer sich verlassen.

---

6. Die Berufung von Max Burckhard.

„Münchener Allgemeine Zeitung" — März 1890.

Die Ernennung des Herrn Dr. Burckhard, eines der jüngsten und besten Hilfsarbeiter des Herrn v. Gautsch, zum artistischen Secretär des Burgtheaters hat alle Welt überrascht. Es war wohl ein Lieblingsgedanke Eduard Devrient's, alle Theater als nationale Bildungsanstalten unmittelbar dem Unterrichtsministerium zu unterordnen, insbesondere aber die Hofbühnen dem Machtbereiche der „Kunstexcellenzen" zu entziehen: allein mit diesen Reform-Ideen des Geschichtschreibers der deutschen Schauspielkunst hat die Berufung des neuen Wiener Dramaturgen schwerlich etwas zu schaffen. Niemand denkt hierzulande daran, „das Haus des Kaisers", dieses edle Krongut, für die Staatsverwaltung anzusprechen; neben der Intendanz und dem Obersthofmeisteramt ist kein Raum für ein Ministerium der schönen Künste. Kein tiefversteckter Plan, nur eine augenblickliche Verlegenheit hat also die Wahl Burckhard's entschieden: gerade deshalb aber hat sie, der Sache und der Person wegen, nicht bloß kritische Naturen sehr befremdet.

Der begabte Jurist und Verwaltungsbeamte, dem alle Ehren des Staatsdienstes winkten, dürfte sich zu einer Semestralprüfung im Burgtheater nur unter der Voraussetzung verstanden haben, daß nach Ablauf dieser Probezeit seine Ernennung zum Director erfolge. Ein Amt aber, für welches Schreyvogel, Laube und Wilbrandt gerade gut genug waren, verlangt ganz andere Talentproben, als ein System des österreichischen Privatrechtes, Studienordnungen der Juristenfacultät

und einen dilettantischen Sang vom Tannhäuser; denn keine dieser Leistungen bietet Ersatz für das fehlende literarische Ansehen, für den Mangel jeder praktischen Erfahrung im Bühnenwesen. Ja selbst mit den Naturanlagen eines Lessing, Immermann und Freytag wäre Dr. Burckhard nicht im Stande, ohne Schulung und Sammlung, von heute auf morgen, aus dem absterbenden alten ein lebenskräftiges neues Burgtheater erstehen zu lassen. Keine geringere Aufgabe aber hat der kommende Mann zu bewältigen: große Führer, allen voran Kaiser Josef, Schreyvogel und Laube, haben das Burgtheater groß gemacht; es geht mit seinem Glück zu Ende, wenn ihm nicht in seiner jetzigen harten Gefährdung ein Retter erwächst, der sich dieser Vorgänger ebenbürtig erweist.

Mehr als ein Jahrhundert hat es gebraucht, dem Burgtheater zu seiner gegenwärtigen Geltung zu verhelfen: es ist denn auch nicht in einem Jahrzehnt durch Fehlgriffe zugrunde zu richten oder von anderen Bühnen einzuholen. Wie es aber ehedem durch die Gunst der Verhältnisse aufgeblüht, gefördert von der Macht, den Zeitumständen, den rechten Leuten an der rechten Stelle, so ist es augenblicklich in seinem Bestande, in seiner Zukunft bedroht durch innere und äußere Feinde. Das alte Haus in der Kaiserburg ist einem Prunkpalast gewichen, dessen Gebrechen von niemandem schärfer und — ohnmächtiger getadelt werden, als von unseren ersten Schauspielern; dessen kostspielige Erhaltung die Vertheuerung der Preise und damit die Vertreibung des Mittelstandes, der Studenten und Gelehrten zur Nothwendigkeit machte. Dazu kommt, daß Wien längst nicht mehr, wie in Nicolai's Wanderjahren, die einzige, ja nur die unbestritten erste Reichshauptstadt ist. Und zu diesen örtlichen, besonderen Schwierigkeiten treten noch ganz allgemeine.

Die mächtigen Kämpfe der Zeit, die Vorgänge in der lebendigen Welt haben den Antheil für die Welt des schönen und weniger schönen Scheines zurückgedrängt. Fürst Bismarck war und ist bezeichnenderweise kein Theaterfreund; doch nicht nur den führenden Mann unserer Tage, auch die Massen beschäftigen heutzutage Wahlschlachten und Weltfahrten, die

Redner- und Lebensbühne, Reise- und Lesefreuden, Stanley und Edison weit lebhafter, als unsere Schaubühnen. Harmlose und närrische Theaterenthusiasten, wie sie das Stillleben des Vormärz gezeitigt, schwinden mehr und mehr; ebenso stirbt, schon nach Laube's Erfahrung, das Geschlecht der Bürger- und Pastorensöhne aus, die Vaterhaus und Hochschule, Bestallung und Philisterium im Stiche ließen, um der Romantik der fahrenden Leute theilhaftig zu werden. Und weiter. Je reicher heutzutage die Wirklichkeit gestaltet, desto mehr verarmt die nachschaffende Kraft unserer zeitgenössischen Dramatiker. Je kriegerischer die Geister in staatlichen und wirthschaftlichen Gegensätzen aneinander gerathen, desto zahmer werden die „Bühnendichter", deren Wesen und Streben das Sprüchlein erschöpft: „Ehedem gab's Genie und keine Tantièmen, jetzt giebt's Tantièmen und kein Genie." Kein Wunder, daß unabhängige Denker, John Stuart Mill in England, die Goncourt in Frankreich, schon den jüngsten Tag aller Theater gekommen wähnen, daß naturalistische Stürmer und Dränger nur mit Hilfe ihrer Blut- und Eisencur die Heilung unleugbarer Schäden verheißen.

So schlimm ist es um unser Theaterwesen freilich noch lange nicht bestellt. Ist unsere Schaubühne — gottlob — auch nicht mehr die einzige herrschende oder vorherrschende ideale Lebensmacht: dauernde Bedeutung kann ihr neben Heer und Staat, Kirche und Schule noch immer erhalten bleiben. Dazu bedarf sie neuer Truppen und vor allem neuer Generalstäbler, d. h. neuer Dramatiker, neuer Darsteller und nicht zuletzt neuer Dramaturgen; denn die scherzhafte Forderung englischer Staatsrechtslehrer, daß der Herrscher nur dem goldenen Knopf am Kirchthurm zu gleichen habe, hat keine Bedeutung in der deutschen Politik und Theaterpolitik: da muß der Regent von altersher den Blitzableiter am Kirchthurm vorstellen. Solcher „regierender Dichter" hat Deutschland leider nie allzu viele besessen; mit Fug und Recht klagt Laube in seinem guten Buche über das norddeutsche Theater: „Die innere Ausbildung wird vernachlässigt, die Ausbildung der Schauspieler, die Ausbildung der Scene; die Erziehung der Schauspieler, die Aufziehung des

Stückes wird mangelhaft betrieben. Und was noch schlimmer ist: hiefür fehlt es an Talenten. Schröder, Iffland, Schreyvogel haben hierdurch gute Theater geschaffen und erhalten. Es fehlen uns wirklich gute Dramaturgen. Nicht mehr, noch minder." Ja, um das Uebel voll zu machen, mangelt gar zu oft der rechte Sinn, die wenigen, wahrhaft Berufenen gewähren zu lassen. In Wien zumal hat — wie ein unbefangener Rückblick auf die Geschichte des Burgtheaters zeigt — höfischer Unverstand wiederholt hochverdiente Männer, welche für Generationen vorgearbeitet haben, in voller Schaffenskraft aus Amt und Würden vertrieben.

Nur das Kaiserwort Josef's II. vermochte, dem Einspruch der französisch Gesinnten unter Kaunitz zum Trotz, das Hof- und Nationaltheater ins Leben zu rufen, nur seine ausdauernde Fürsorge als „Wohlthäter der Schauspielkunst" „die Veredelung der Sitten und des Geschmackes" so nachhaltig zu fördern. Volle vierzehn Jahre hat er Großes und Kleines selbstthätig entschieden, die rechten Musterstücke gewählt und den rechten Meister in Schröder berufen. Nicht wie eine flüchtige Liebhaberei, als Herzenssache hat er diese Schöpfung gepflegt, nach dem Zeugnisse eines Schauspielers jener Zeit „im Cabinet wie auf Reisen, im Kriege wie im Frieden, mitten unter den Reformationsplänen aller Zweige der Staatsverwaltung, mitten unter Abwägung der Verhältnisse aller europäischen Staaten auf Emporhebung dieser Nationalsache gesonnen, jeden seiner vorzüglichen Künstler ausgezeichnet, belohnt, jedes angehende, hoffnungsvolle Talent ermuntert, persönlich durch Lob und Tadel und innige Theilnahme jede verborgene Kraft auch hier zum Leben geweckt".

Nur solche Anregungen waren im Stande, ein volles Menschenalter fortzuwirken, obwohl mit den napoleonischen Kriegen schwere Noth und Geldnoth über das Burgtheater wie über das Reich hereinbrach. Als sich dann gar Cavaliers- und Pachtwirthschaft der ersten deutschen Bühne bemächtigte, schien ihr Niedergang unabwendbar. Da wurde, als Vertrauensmann des Grafen Palffy, Josef Schreyvogel-West mit dem Amte eines Theatersecretärs betraut: ohne Frage der größte Dramaturg,

der jemals in Wien — und wohl auch im Reiche — gewirkt. In seiner Jugend hatte der herrliche Oesterreicher, jakobinischer Umtriebe verdächtigt, nach Deutschland fliehen müssen; er wandte sich nach Jena, wo er im Verkehre mit Schiller und Goethe entscheidende Eindrücke empfing; das Weimarer Theater lehrte dem Empfänglichen allerhand, mitunter auch, wie man es nicht machen soll. Nach seiner Rückkehr in die Heimat bewährte er sich im „Sonntagsblatt" als einer der feinsten und selbstständigsten kritischen Köpfe nicht bloß seiner Tage. Als er dann — nach einem kurzen Gastspiel als literarischer Beirath in den Jahren 1802 bis 1804 — im Jahre 1818 zur artistischen Leitung des Burgtheaters berufen wurde, verstand er es, in kürzester Zeit die besten Darsteller Deutschlands (Anschütz, Wilhelmi, Löwe, Fichtner, Julie Rettich ꝛc.) nach Wien zu ziehen; mit außerordentlichem Geschmack wußte er, aller Censurschwierigkeiten ungeachtet, ein Musterrepertoire zu bilden, Shakespeare, Calderon, Moreto, Wallenstein, Tasso ꝛc. auf die Bühne zu bringen, endlich zwei Hausdichter aufzuspüren, zu befeuern und zu berathen, welche die Namen Grillparzer und Bauernfeld führten. „Gleichsam als einen halb Widerstrebenden" hat er den Dichter der „Ahnfrau" in die Literatur eingeführt, und nimmermüde pries ihn der sonst mit seinem Lobe so sparsame Grillparzer als Geistesverwandten Lessing's: „Im Suchen des Guten ein Greis und beim Auffinden desselben ein Knabe, wendete er so viel Besonnenheit und so viel Wärme *einem* Schoßkinde, der dramatischen Kunst, zu. Ihr ganzes Gebiet lag wie eine Weltkarte vor ihm da oder vielmehr wie eine Welt, denn es war Leben in seinem Umfassen. Ja so unerschöpflich war der Born der Liebe in seiner Brust, daß nach Durchströmung des Ganzen noch Wärme, ja Glut übrig blieb für die kleinsten Einzelheiten, daß Rollenbesetzung und Bühnenausschmückung, die Betonung einer Stelle, die Miene und Geberde der Schauspieler in einem hundertmal gesehenen Stücke seine Seele so frisch fand, als hätte sie nie ein Großes gehegt: der Knabe, der zum erstenmale das Theater besucht, war kein so dankbarer Zuschauer als er." Mit dem gleichen Enthusiasmus sprach und spricht Bauernfeld von dem Verewigten; noch vor wenigen Monaten

hörte ich den Siebenundachtzigjährigen, wie er im Freundeskreise eine Glockenstunde mit jugendlicher Frische dem Charakter und Verdienst Schreyvogel's eine Lobrede hielt.

Ganz anders als die Dichter und Darsteller dankten leider die Machthaber dem seltenen Manne. Der Oberstkämmerer, Graf Czernin, suchte und fand Händel mit Schreyvogel, dessen Schärfe und Ueberlegenheit ihm unbequem waren. Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Dramaturgen beantragte Graf Czernin beim Kaiser kurzweg Schreyvogel's Entlassung mit der Begründung: „daß seinen Aufträgen nur äußerst mangelhaft entsprochen werde, da es an einem verläßlichen Executivorgan fehle.“ So mußte eine würdige Todtenfeier für Goethe am 24. Mai 1832 unvermuthet Schreyvogel's Abschied vom Burgtheater werden. Zwei Tage hernach erhielt er seine Entlassung, die den thatkräftigen Mann ins Herz traf. Nur eine kurze Spanne Zeit sollte er noch leben (er erlag schon im Juli desselben Jahres der Cholera); in seinen letzten Tagen bei seinem schmalen Ruhegehalt selbst von Geldsorgen nicht frei, tiefvergrämt, außer Stande, den Gedanken dauernder Trennung vom Burgtheater zu fassen. Als ihn bald nach seiner Absetzung der Komiker Wilhelmi besuchte, zeigte ihm Schreyvogel zwei Manuscripte, die ihm Raupach gerade gesendet hatte; lebhaft und freudig ging er auf alle Einzelheiten der Besetzung und Einrichtung ein, plötzlich aber fuhr er zusammen und sagte schmerzlich lächelnd: „Ach ich vergesse über so was gar zu leicht, was ich jetzt bin — Nichts.“

Zum Glück konnte man nicht so rasch wie den Mann auch seinen Geist aus dem Burgtheater vertreiben: seine Truppe und sein Repertoire hielten tapfer Stand gegen zwei Jahrzehnte leichtfertigen und unfähigen Regimentes. Mehr und mehr aber häuften sich die Mißstände. Unter so mittelmäßigen Directoren, wie Deinhardstein und Holbein, wuchs die Willkür und der Uebermuth der Schauspieler. Während Schreyvogel es zu Stande gebracht, jahraus, jahrein durchschnittlich 12 bis 15 Novitäten zu bringen, wehrte nun, neben einer kindischen Censur, auch die Trägheit der Dramaturgen die naturgemäße Entwickelung des Repertoires, so daß erst die Märzstürme des Jahres Achtund-

vierzig mit Schiller's „Räubern" den Werken von Hebbel, Laube und Gutzkow die Pforten des Burgtheaters öffneten. Dazumal wurde die Erzherzogin Sophie zuerst auf den späteren „Marschall Vorwärts" des deutschen Theaters aufmerksam: die Schneidigkeit, mit welcher der Autor der „Karlsschüler" vor die tobenden Zuschauer hinaustrat, um den Bruch des Hausgesetzes zu hindern, welches das Erscheinen der Schauspieler nach dem Actschluß verbietet, gewann ihm den Antheil der Kaiserin-Mutter. Was Heinrich Laube hernach während seiner allzu kurzen Wirksamkeit dem Burgtheater wurde, hat noch immer kein berufener Biograph erzählt: bis zur Stunde aber reden mit tausend Zungen seine Thaten für ihn. Mit scharfem Jägerblick hat er die bedeutendsten schauspielerischen Talente des heutigen Burgtheaters erzogen und herangezogen: Charlotte Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, die Gabillons, Hartmanns, Krastel, Schöne hat er berufen; durch die Wiederbelebung des größten Wiener Tragikers nach dessen Scherzgedicht den „Grillparzer-Orden" verdient; über die Pflege der Classiker die Modernen, zumal Otto Ludwig, Freytag, Heyse so wenig vernachlässigt, wie die modernen Franzosen. Als starke Natur hat er mitunter auch stark geirrt: er hat Friedrich Hebbel verkannt und bekriegt, seine junge Garde nicht ohne Härte den großen Alten entgegengestellt, in seinen Bühnenbearbeitungen nicht entfernt den Künstlersinn Schreyvogel's bewiesen. Trotz all seiner Fehler bleibt Laube aber der letzte große Director, welchen das Burgtheater gehabt, ein Mann, der mit Leib und Seele Theatermann war und noch im Schauspielhause an der Seilerstätte — wenn auch widerwillig — im Dienste des Burgtheaters wirkte, denn die besten neuen Stücke, die meisten schauspielerischen Talente, welche Laube im Stadttheater brachte, sind ein Jahrzehnt später am Michaelerplatz wieder aufgetaucht.

Gelohnt aber hat man ihm, wie Schreyvogel: nicht ganz so unhold in der Form, doch genau so schroff in der Sache. Da der sach- und menschenkundige Laube seine Machtvollkommenheit, das Recht der Rollenbesetzung und der Engage-

mentsabschlüsse nicht zu Gunsten der dazumal neu geschaffenen Intendanz schmälern lassen wollte, mußte er dem nach der Grafenkrone lüsternen Baron Münch (Friedrich Halm) den Platz räumen. Wiederum konnte man nur den Mann, nicht aber sein Werk beseitigen.

Die Dramaturgen, welche ihm folgten, haben wohl noch Bedeutendes geleistet: ihre größte Thaten aber — Dingelstedt's Aufführung der Königsdramen, Wilbrandt's Bühnenbearbeitungen des „Richters von Zalamea", der sophokleischen Tragödien und der Faust-Trilogie — waren nur möglich, weil ihnen Laube die richtigen Helfer zurückgelassen, schauspielerische Kerntruppen, gleicherweise geeignet und geübt zum Einzelgefecht und zur Massenschlacht. Nur ihm ist es zu danken, daß das Burgtheater noch immer die erste deutsche Bühne ist; nur seiner Schule entstammt die Meisterleistung von Bernhard Baumeister als Pedro Crespo; nur in seiner Zucht übten Sonnenthal und die Wolter ihre Kraft für Aufgaben, die ihnen ursprünglich so fern lagen, wie jenem der König Lear und dieser die Lea in den „Makkabäern" — beide Leistungen, die schauspielerischen Treffer dieses Winters, zwei Kunstschöpfungen, die in der deutschen Theatergeschichte fortleben werden.

Dagegen ist Laube's Kunst, den Trägern der ersten Rollen junge Talente an die Seite und wenn's noth thut auf den Nacken zu setzen, im Burgtheater verloren gegangen. Die wichtigsten Fächer sind augenblicklich in Wien ganz einzig, im eigentlichen Wortverstande, vertreten. An sich vom Uebel, haben diese Zustände allgemach zu einer Vorherrschaft der Schauspieler geführt, die augenblicklich sogar Annahme und Ablehnung der Stücke beeinflußt. Seit Wilbrandt's Rücktritt ist im Burgtheater nicht eine Novität von literarischer Bedeutung gebracht worden: der Schauspielergeschmack findet Gefallen an Eintagspossen, wie Schönthan's „Cornelius Voß" und den namenlosen „Wilddieben", deren Erfolg allerdings nur den Virtuosenleistungen unserer unvergleichlichen Lustspieldarsteller gebührt. Zu der Vergangenheit, zum Ruhm und zu den Pflichten des Burgtheaters stimmen solche

Stücke allerdings nicht; die erste deutsche Bühne, welche in der Wahl der Neuigkeiten ein Beispiel geben sollte, hat sich in den letzten Jahren jeder Führung begeben und ebenso ablehnend gegen Wilbrandt's romantisches Phantasiestück „Der Meister von Palmyra" verhalten, wie gegen Ibsen's realistischen, neuen Coriolanus „Der Volksfeind". So hat auch das kurze Zwischenspiel Förster's erkennen lassen, daß ihm das volle Verständniß für die literarische Tradition Schreyvogel's und Laube's fehlte, daß ihm jede Fühlung für das Lebendige in den neuen Richtungen der modernen Dramatik abging. Unübertrefflich als Regisseur, unersetzlich als Unterfeldherr führender Geister, wie Laube und Dingelstedt, blieb Förster auch als Selbstherrscher nur ein dienender Geist.

So ist die heutige Lage des Burgtheaters mindestens ebenso verzweifelt wie unmittelbar vor der Berufung von Schreyvogel und Laube. Es verlangt eine Auffrischung seiner Mitglieder, eine Erneuerung des Repertoires, vor allem aber einen Director, der hinter den genannten größten Dramaturgen nicht allzu weit zurückstehen dürfte. Ein Wundermann der Art wird freilich leichter begehrt als gefunden; giebt es doch, nach Wilbrandt's Wort, unter den vierzig Millionen Deutschen vielleicht keine vier, welche zum Amte eines Burgtheaterdirectors berufen wären. Einer der Wenigen, welche alle Stimmfähigen eines Versuches würdig erklärt haben, war Alfred Berger.

Ein Wiener Kind, der Sohn eines unserer namhaftesten Parlaments- und Staatsmänner, hat sich Alfred Berger in jungen Jahren als Lyriker und Dramatiker hervorgethan, bald aber mit weiteren dichterischen Arbeiten nicht mehr an die Oeffentlichkeit gewendet. Trotz der strammen Zucht juristischer und philosophischer Fachbildung hat er als Privatgelehrter die alte Liebe zur Poesie treu gepflegt: ist er mit dem Ernste, den keine Mühe bleichet, den Geheimnissen dichterischen, zumal dramatischen Schaffens nachgegangen, ist er auch im Studirzimmer ein dankbarer Schüler des Burgtheaters geblieben.

Als Wilbrandt ging und Sonnenthal zeitweilig mit der Direction betraut wurde, hat man für den stillen Forscher und Kenner die halbverschollene Würde eines artistischen Secretärs neu belebt. In dieser Stellung hat sich Berger, nach dem Urtheile aller Berufenen, als Arbeitskraft ersten Ranges, gelehrig in allem Technischen, geneigt und geschickt, auf die Bedürfnisse des Tages einzugehen, ohne die Forderungen der hohen Kunst jemals preiszugeben, kurzum als ein Ideal bewährt. Beim Abschied vom alten Burgtheater ward ihm die Ehre zutheil, als Sprecher der Jugend Neu-Wiens zu epilogiren; in schlichten, warmen Worten hat er damals gesagt, was unser Aller Herzen bewegte und in den Schlußstrophen ausgesprochen, was fortan jeder neue Director zu Ehren bringen soll: „den alten Geist im neuen Burgtheater.“ Die nähere Erläuterung zu diesem Grundtext hat Berger in den Vorlesungen gegeben, welche er an der Wiener Universität im letzten Winter „über Aesthetik des Dramas“ hielt: diese Vorträge sind so gescheidt, so unmittelbar aus der Anschauung und Erfahrung eines auch theoretisch wohlbewanderten Theaterkenners hervorgegangen, daß sie nicht unwerth sind, neben Schreyvogel's Sonntagsblättern genannt zu werden.

Mit all diesen Talentproben und Vorarbeiten hat nun Baron Berger gewiß noch lange nicht den Beweis erbracht, daß er der beste, ja auch nur ein leidlicher Dramaturg des Burgtheaters wäre; wohl möglich, daß der mustergiltige Secretär als Director nicht die nöthige Festigkeit, auf Entdeckungsreisen nicht das richtige Spürtalent bewiesen hätte. Eines Versuches aber mußte er gewürdigt werden, und eines Versuches wäre er auch gewürdigt worden, ja er säße zur Stunde ohne Frage an Förster's Stelle, wenn er nicht seiner Neigung gefolgt und die erste Naive, nicht nur des Burgtheaters, Stella Hohenfels, zur Frau genommen hätte Ein strenges, bureaukratisch streng eingehaltenes Hausgesetz lautet nun, daß niemand, der mit dem Burgtheater verheiratet sei, Director werden könne; diese alte (von Wilbrandt geradezu thöricht genannte) Satzung hat man nun offenbar auf die Spitze treiben wollen mit der Berufung des Dr. Burckhard,

der weder mit einer Bühne, ja auch nur mit der dramatischen Kunst jemals in dem entferntesten Schwägerschafts-Verhältnisse gestanden. On pense à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre: il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui l'obtint. Es wäre eine traurige Genugthuung für die Parteigänger der Candidatur Berger's, wenn eine erste Bühne des Deutschen Reiches in nicht allzu ferner Zeit seine bedeutende Kraft in ihren Dienst stellen und, minder bedenklich als die Wiener Intendanz, die künstlerische Wirksamkeit dieser Gemahlin als Vorzug und Bedingung, nicht aber als Ausschließungsgrund seiner Ernennung ansehen würde.

---

7. Die Theaterreform eines österreichischen Verwaltungsbeamten.

„Die Nation" — Juli 1895.

Just vor einem Jahrhundert hat Schiller den Kunstsinn der Wiener hart mitgenommen. Thierhatzen, so heißt es in einer Fußnote seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, seien ihnen die liebste Lustbarkeit. Und da er den Geschmack jedes Volkes nach dessen Lieblingsunterhaltung beurtheilt und abstuft, müssen sich die Phäaken den letzten Platz in seiner Schätzung — hinter den Engländern mit ihren Wettrennen, den Venezianern mit ihren Gondelrennen u. s. w. — gefallen lassen. Neben den italienischen Zeitgenossen Goethe's und dem frohen, schönen Bummelkunstwerk des römischen Corso läßt er meine Landsleute des vorigen Jahrhunderts mit ihrem brutalen, buchstäblich bestialischen Vergnügen gar nur als traurige Contrastfiguren gelten und eine Welt liegt scheinbar zwischen ihnen und den von Schiller zuhöchst gestellten Hellenen mit ihren olympischen Wettspielen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, des Geistes. Weil Schiller das Schönheitsideal der Menschen dort suchte, wo sie ihren Spieltrieb befriedigen, ging er einseitig und schonungslos ins Gericht mit denselben Wienern, in deren Mitte doch Mozart und Beethoven sich heimisch gemacht und gefühlt hatten. Vergolten haben ihm die Oesterreicher diesen und manchen anderen Ausfall nur durch verdoppelte Liebe. Hold und unhold — wie ehedem in der jüngerhaften

Verehrung von Schreyvogel, Grillparzer und dem ebenso diebischen, als schmeichelhaften Uebereifer der Nachdrucker — äußert sich bis zur Stunde dieser altösterreichische Schillercult in immer neuen Formen. Der Schillertag des Säcularjahres 1859 wurde auch in unserem Staatsleben zu einem geschichtlichen Datum; gegen die Bedenken einer engherzigen Polizei konnte Laube tapfer und erfolgreich als mächtigsten Schillerfreund Kaiser Franz Joseph anrufen; unvergessen und unvergeßlich lebt in mir und meinen Altersgenossen als eine der stärksten Kindheitserinnerungen der Fackelzug zu dem improvisirten Standbilde Schiller's, dem Tausende und Zehntausende sich anschlossen. Und ausgiebiger und fruchtbarer als in so vergänglichen Huldigungen hat sein Segen an den Dramatikern und Theatergängern der Wienerstadt sich bewährt. War Schiller leider auch der Schutzheilige ungezählter Kanzleidichter mit ihren schon vor der Geburt historischen Jambentragödien, so blieb er doch das dauernde Vorbild unserer echten, die Massen mit künstlerischen Mitteln ergreifenden Theaterdichter, Grillparzer, Raimund, Anzengruber; und so viel auch von Goethe bis auf Gottfried Keller zu Ehren Schiller's gedichtet wurde: ehrlicher empfundenes, ehrlicher wirkendes giebt's nicht, als die holprigen Verse, in denen unser größter Volksdichter des Vormärz und der größte Volksdichter des Nachmärz wetteifernd das Andenken des Classikers verherrlichen, der bis auf den heutigen Tag der herrschende Dramatiker des Burgtheaters geblieben ist. Ihm war es beschieden, wie er es in seiner jugendlichen Programmrede von der Schaubühne als moralische Anstalt verhofft, die Großen der Welt von den Brettern herab hören zu lassen, was sie nicht nur dazumal nie oder selten hörten — Wahrheit; sehen zu lassen, was sie — wiederum bis auf den heutigen Tag — nie oder selten sahen — den Menschen. Nicht geringer war und bleibt sein Zauber für die Kleinen dieser Erde. Und also verwirklichte er den in jugendlichem Ueberschwang prophezeiten Triumph des geborenen Volksdramatikers „Menschen aus allen Kreisen und Ständen, von allen Fesseln der Künstelei befreit, durch *eine* allwebende Sympathie zu ver-

brüdern". Im Schauspielhause brachte Schiller das Wunder fertig, das Grillparzer's „Bretterwelt" besingt: der Dramatiker vermag in seinem „heiligen Amt" bestialische Roheit in menschenwürdige Empfänglichkeit zu veredeln:

Am Arme seines Nachbars im Gedränge,
Fühlt jeder die gesteigert fremde Glut
Und über sie kommt das Gefühl der Menge,
In dem der Mensch verzehnfacht, schlimm wie gut...

.. Die Zuhörer eines Schiller fanden den Weg nicht mehr zu Thierhatzen. Die sind denn auch in Wien seit Menschenaltern verschollen, verdrängt durch gute deutsche Musik, eine wildwüchsige mundartliche Dramatik und Kaiser Josef's Nationalbühne, das Burgtheater. Was diese josefinische Theaterschöpfung dem Altösterreicher war, ist so oft, auch beim „Abschied vom alten Burgtheater" wiederholt worden, daß einmal besser gefragt werden mag, was unter ganz veränderten Verhältnissen, in unserer Zeit „das Haus des Kaisers" in Neuösterreich sein oder werden kann.

Bis zum Nikolsburger Frieden die führende Bühne der führenden deutschen Bundesmacht, ist das Burgtheater heute nur mehr die beste deutsche Wiener Bühne neben slavischen Nationalbühnen in Prag, Krakau, Lemberg und dem magyarischen Nationaltheater in Budapest; bis zum Jahre 1848 oder genauer bis zur Februarverfassung die einzige Rednerbühne des Reiches, auf der trotz Censur und Polizeigeist Gedankenfreiheit ungestraft gefordert werden durfte, hört man heutzutage im kaiserlichen Schauspielhause kaum mehr auf Rebellenphrasen moderner Rebellenstücke hin; wie weit überholt ist John Cade und seine Sippe durch die Spektakelscenen unserer Wahlversammlungen, die Manifeste der Anarchisten und die stenographischen Protokolle von Rom, Paris und — den antisemitischen Wiener Parlaments-, Landtags- und Rathhausreden. Bis vor einem Menschenalter wesentlich auf den gebildeten Mittelstand als sein Stammpublicum hingewiesen, ist das Burgtheater gegenwärtig durch den wachsenden Aufwand der Ausstattung, durch die Millionen verschlingende Erhaltung des neuen Prachtbaues von neuen, zahlungsfähigeren

Stammgästen, den überbildeten Weltkindern und ungebildeten Protzen der „Premièren-Abonnements“ abhängig. Zum Schaden der Kunst, zum Verderb des muthigen, selbstständigen Urtheiles. Kein Wunder, daß Schwarmgeister, wie der arme Hans Pöhnl, solche Mißstände übertrieben und schlankweg in die Welt schrien: das Burgtheater marschirt an der Spitze der Kunstsimpelei; kein Wunder, daß allzu enge und allzu weite Köpfe solchen Schäden mit Radicalcuren beikommen wollen. Festspielhäuser und Liebhaberbühnen, wie Richard Wagner und Gottfried Keller sie in genialen Eingebungen entworfen haben, katholische Gesellentheater und radicale Arbeiterbühnen werden denn auch für Wien und manch andere Groß- und Kleinstadt des Reiches als Allheilmittel empfohlen, erwogen und einstweilen nicht ins Leben gerufen.

Angesichts dieser verwegenen und doch völlig unfruchtbaren Vorschläge einer Zeugung aus dem Nichts nimmt sich die Reform des jetzigen Directors des Burgtheaters recht nüchtern aus. Unbeschadet der alten Ordnung der Dinge führt er auf dem Boden des Bestehenden in aller Stille durch unscheinbare Neuerungen einen vollen Umschwung herbei; er will, sozusagen experimentell, die Möglichkeit eines mustergiltigen, den Massen zugänglichen classischen und mundartlichen Theaters erhärten. Ich habe mich bemüht, gleich nach den ersten Proben des neuen Unternehmens das Verdienst und die vorbildliche Bedeutung dieses Versuches — auch in der „Nation“ — zu würdigen („Billige Mustervorstellungen“, X. Jahrgang, Nr. 12). Nun giebt Dr. Max Burckhard selbst den Rechenschafts- und Motivenbericht seines Wagestückes zum Besten; im Cotta'schen Verlag erschienen dieser Tage drei Aufsätze des Burgtheaterdirectors unter dem Generalnenner Aesthetik und Socialwissenschaft. Schon diese hoch und allzu hoch gegriffene Ueberschrift ist bezeichnend für den Mann, seinen Kreis und seine Zeit. Herr Dr. Burckhard, von Haus aus Jurist und Verwaltungsbeamter, ist, wie die meisten jüngeren Bureaukraten der Wiener Schule, mit einem ganzen Krüglein socialpolitischen Oeles gesalbt. Eng befreundet mit dem verflossenen Finanzminister Dr. Emil

Steinbach, der unserem Reichsrathe unversehens eine Arbeitercurie angliedern wollte, hat er es sich angelegen sein lassen, im Haustheater des Kaisers eine neue Besuchercurie einzubürgern: die Analphabeten der Kunst. Die willkommene Gelegenheit zu einem Vorversuche bot die Jahrhundertfeier von Grillparzer's Geburt:

Es wurden an drei aufeinander folgenden Sonntagen, am 25. Januar, 1. und 8. Februar 1891 Nachmittags, drei Dramen Grillparzer's zu außerordentlich ermäßigten Preisen in der ausgesprochenen Absicht zur Aufführung gebracht, den Besuch einem Publicum zu ermöglichen, welches sonst vom Besuche der Vorstellungen des Burgtheaters durch äußere Umstände ausgeschlossen ist.

Die übliche Art des Verkaufes der Karten an der Casse mußte ganz abgesehen von dem damit voraussichtlich verbundenen Gedränge sich für den angedeuteten Zweck als ungeeignet darstellen. Gerade dem arbeitenden Theile der Bevölkerung fehlt die Zeit zu einem stundenlangen Kampfe um Eintrittskarten, bei dem schließlich doch nur Ausdauer, Rücksichtslosigkeit und Zufall entscheiden. Es handelte sich darum, einen Weg zu finden, welcher Gewähr dafür bot, daß die billigen Plätze wirklich Angehörigen jener Classe zugute kämen, denen sie zugedacht waren. Welche bestimmten Personen die Karten erhielten, mochte dann als nebensächlich erscheinen. Da bot nun die Organisation einzelner Gesellschaftsclassen selbst einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Die Schüler zunächst sind in Unterrichtsanstalten vereint, die Gewerbetreibenden sind genossenschaftlich organisirt, die Arbeiter haben ein sehr entwickeltes Vereinsleben. Die Schulen, gewerblichen Genossenschaften und Arbeiterverbände wurden daher eingeladen, ihre Wünsche hinsichtlich der Zuweisung von Karten schriftlich geltend zu machen, und die Sitze und Stehplätze der Galerien wurden für diese Anmeldungen vorbehalten. Die Zahl der aus diesen Kreisen einlaufenden Zuschriften war groß, die Zahl der in ihnen verlangten Karten ungeheuer. Nicht Tausende, Zehntausende wurden von jeder einzelnen der billigen Preisstufen verlangt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die ganz außerordentlich entwickelte Organisation des Arbeiterstandes.

Den einzelnen Schulen, den einzelnen genossenschaftlichen Verbänden der Gewerbetreibenden wurde nach einem den thatsächlichen Verhältnissen möglichst angepaßten Maßstabe je eine bestimmte Zahl von Karten zugewiesen. Für die zahlreichen Arbeiterbildungs-, Arbeiterunterstützungs- u. s. w. Vereine trat ein einziger Verein ein, welcher nicht rechtlich, aber in der That eine Art Centralverband ist. Ein Abgesandter der Arbeiter, welcher zugleich Vertreter der Krankencasse und des Allgemeinen Arbeiterbildungsvereines war, erschien in der Directionskanzlei.

Auf die Frage, für wie viel Karten er Verwendung habe, erklärte er, er wäre bereit, sämmtliche Plätze im Theater für alle drei Vorstellungen zu erstehen, und als ihm bedeutet wurde, als Höchstes könnten ihm einige hundert Karten für jede Vorstellung angewiesen werden, bedurfte es nur mehr der Mittheilung, wann er die Karten beheben könne und wie viel er für sie zu erlegen habe — und die Angelegenheit war erledigt. Und es kann hinzugefügt werden, daß der gleiche Vorgang beibehalten wurde, als die Nachmittagsvorstellungen zu einer ständigen Einrichtung im Burgtheater gemacht wurden, daß sich nie der geringste Anstand und nie eine Klage aus den Kreisen der Arbeiter ergab. Zu jeder Nachmittagsvorstellung erhalten Angehörige des Arbeiterstandes 90 Karten zu 10 kr., 40 Karten zu 30 kr., 80 Karten zu 50 kr., 30 Karten zu 80 kr., 20 Karten zu 1 fl., 3 Karten zu 1 fl. 50 kr. Auf die weitere Vertheilung hat die Theaterleitung keinen Einfluß. Die Karten werden pünktlich behoben und bezahlt und ein einfach, aber festtäglich gekleidetes Publicum aus Arbeiterkreisen, Männer und Frauen, das mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgt und sich in jeder Richtung musterhaft benimmt, erfüllt jedesmal einen Theil der Galerien, sich mit Schülern der verschiedensten Anstalten und anderen Besuchern einträchtig mischend.

Die drei Vorstellungen aus Anlaß der Grillparzerfeier hatten gezeigt, welches Bedürfniß nach volksthümlichen Vorstellungen in allen Schichten der Bevölkerung bestehe, daß es möglich sei, demselben entgegenzukommen, und daß die gelegentlich geäußerten Besorgnisse, ein Theil des so herangezogenen Publicums könnte unliebsame Störungen veranlassen oder doch den gebotenen Aufführungen nicht das erforderliche Verständniß und Interesse entgegenbringen, unbegründet waren.

Gerade in letzter Richtung hatte schon die erste Vorstellung Gelegenheit zu sehr beachtenswerthen Wahrnehmungen gegeben. Mit Absicht war ein Stück gewählt worden, welches nicht durch äußeres Gepränge, lebhafte Volksscenen, erregende Zwischenfälle die Sinne fesselt, sondern dessen Wirkung in der seelischen Vertiefung der Charaktere, einer einfachen, rein menschlichen Handlung, in der Schönheit der Sprache liegt. Es wurde „Sappho" gegeben. Im Hause herrschte athemloses Lauschen; aber daß die Stille nicht etwa die Wirkung ängstlicher Befangenheit war, daß jeder verständnißvoll der Entwickelung folgte, das zeigte sich, als Phaon die Melitta unter dem blühenden Rosenstrauch umarmte und in diesem Augenblicke Sappho im Hintergrunde erschien. Ein leiser Ruf des Schreckens zitterte durch das Haus, das innigste Mitgefühl mit den jungen Liebenden und das vollste Verständniß für die Seelenzustände der betheiligten Personen verrathend. — Auf „Sappho" folgte „Medea", auf diese der „Traum ein Leben". Hiermit war der erste Versuch abgeschlossen.

Diese Ergebnisse und Erlebnisse bei den Grillparzer-Vorstellungen wirkten so ermuthigend, daß seither jahraus jahrein 20 Nachmittagsvorstellungen des Burgtheaters vor den oben geschilderten Gästen zu den oben erwähnten Preisen gegeben werden: der ganze Schiller, fast der ganze Shakespeare, Goethe, Lessing, Grillparzer, Otto Ludwig, Kleist, Hans Sachs, Ibsen, „der Richter von Zalamea" sind in diesen Wintercyklen von den ersten Kräften des Burgtheaters aufgeführt und mit reinster Begeisterung und Dankbarkeit aufgenommen worden. Was in Wien mit dem rechten Willen recht war und recht zu machen war, sollte für alle deutschen, subventionirten Hofbühnen billig sein. Burckhard's Versicherung, „daß das Burgtheater in jedem Jahre über 5000 Personen der Arbeiterclasse den Genuß dramatischer Kunstwerke bietet, 5000 Personen, von denen die Ueberzahl dieses Kunstwerk erst hierdurch kennen lernt, eine große Zahl ein ähnliches überhaupt noch nie kennen gelernt hat und voraussichtlich auch nie kennen lernen würde" — diese unanfechtbare Thatsache sollte allen Freunden der Sittigung der Massen zu denken geben. Umsomehr zu denken geben, als Burckhard seine Reform keineswegs als abgeschlossen, sondern erst als begonnen ansieht. Sehr eingehend führt er aus, daß wir bei der Erörterung socialer Gegensätze vorwiegend den Gegensatz von arm und reich ins Auge fassen, während, genau betrachtet, hier Bildung, dort Verkümmerung der natürlichen Anlagen zur Frage steht.

„Die Socialökonomen versichern uns, sie kennen die Wege, welche dazu führen, den Gegensatz zwischen arm und reich aus der Gesellschaftsordnung zu verbannen — gut, dann wird von selbst der Gegensatz zwischen Bildung und Unbildung sich ausgleichen, in harmonisches Verhältniß zum natürlichen Gegensatz zwischen geistiger Fähigkeit und geistiger Stumpfheit treten. Die Socialpädagogen wollen den umgekehrten Weg wandeln."

Nicht als Staatssocialist, sondern als Fürsprecher einer gedeihlichen Fortbildung der Massen wirft denn auch Burckhard die Schulfrage auf: ob der Staat, wenn die Socialisten versuchen, ihm mit Hilfe der Kunst (revolutionären Stücken,

aufreizenden Strikebildern u. s. w.) an den Leib zu gehen, nicht auch umgekehrt es unternehmen könnte, der socialen Frage mit Hilfe der Kunst beizukommen? Und er beschränkt sich in seiner Antwort weder auf seine eigene Reform, noch auf Berufsschauspieler, nicht einmal auf die dramatische Kunst. Er will neben den redenden auch die bildenden Künste und vor allem die Musik wirksamer als bisher den Massen näher bringen. Er hat nichts dagegen, wenn die Arbeiter, wie die Bauern, in ihren Feier- und Mußestunden selbst herzhaft Komödie spielen, musiciren 2c., er bekreuzigt sich vor Bruno Wille so wenig, wie vor dessen Gegenbühnen. Dabei vergißt er keinen Augenblick, daß Revolutionen mit Rosenwasser so wenig geheilt, als gemacht werden. Er denkt nicht daran, sociales Unrecht durch Sonntagsvorstellungen zu sühnen! Er fordert nur, daß jeder in seiner Weise sich von dem rechten Willen erfüllt zeigt, heillosem Kastenwesen entgegenzuwirken; er thut nur sein Möglichstes, geistige Erhebung und künstlerische Anregung allen Empfänglichen zugute kommen zu lassen. Burckhard erklärt rundweg, daß „die Menschen auch im socialen Kampfe Waffen brauchen. Diese Waffen aber sind nicht Schwerter und Geschosse — nicht viel mehr denn Theaterkram aus Holz und Pappe — im Vergleiche mit den wahren Waffen der Menschheit: den Ideen“.

In diesem Ideenkampf sollte meines Erachtens Der nicht unterliegen, der redlichen Herzens nach dem Maß seiner Kräfte sein Bestes zum Besten der Gesammtheit in Rath und That giebt. Mag sein, daß mächtige Denker die Umgestaltung der Gesellschaft auf Jahrzehnte und Jahrhunderte von ihrer Studirstube aus voraussehen und beeinflussen. Unsereiner sähe selbst darin keinen Grund, die Kleinarbeit zu mißachten, aus der im Laufe der Zeit so mancher (wenn nicht gar jeder) Fortschritt hervorgeht. In diesem Sinne heißen wir die Theaterreform Burckhard's willkommen als ersten, bescheidenen Schritt zu einem weitgesteckten Ziele. Vieles, was auf diesem Gebiete durch freie Vereine oder von amtswegen, durch Gemeinde, Staat, Fürsten-

höfe oder Allerweltspatronatscheine zu leisten wäre, haben wir, gleich ungezählten Anderen, in Reformvorschlägen, Büchern und Aufsätzen als fromme Wünsche der Zukunft anheimgestellt.*) Herr Director Burckhard hat es nicht bei Worten bewenden lassen. Und deshalb sollen Andere seinem Büchlein das Leitwort mitgeben, das der Verfasser selbst nicht wählen mochte oder durfte: Scheffel's bescheidene und überbescheidene Erwiderung auf Bismarck's Glückwunsch: Ein Blatt Geschichte ist mehr werth als hundert Blätter — wir müssen einschalten: mäßiger oder schlechter — Gedichte.

---

*) Die Zukunft unseres Volkstheaters. Zehn Aufsätze von Anton Bettelheim. Berlin 1892.

8. Ein neuer Feldzug wider die österreichische Theatercensur.

„Münchener Allgemeine Zeitung" — 26. Juni 1897.

Wieder einmal wagt ein Häuflein von Unverzagten einen Vorstoß wider die österreichische Theatercensur, die bisher, im Vormärz, wie im Nachmärz, fast allen bedeutenden heimischen und ausländischen Dramatikern das Leben und Schaffen verleidet hat. „Kaiser Franz" — so schreibt in (erst von Sauer mitgetheilten) „Erinnerungen aus dem Jahr 1848" ein Patriot, der an seinem engeren Vaterlande mit einer wahrhaft „kindischen" Liebe hing, Franz Grillparzer — „Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten; kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend, führte er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neueren Geschichte kaum ein Beispiel hat." Wie dieses „System" den Dramen Grillparzer's mitspielte, weiß jeder Leser seiner Selbstbiographie. „Hätte ich nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt" — so heißt es dort — „ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an." Aehnlich dem Sinne nach klagten und schalten in schärferer Tonart Bauernfeld, Halm, Hebbel, Gutzkow und Laube bis zum tollen Jahr, in dem Holbein hastig und übereifrig in wenig Wochen nachholen wollte, was in Jahrzehnten versäumt worden war. Judith, Maria Magdalena,

die Karlsschüler, Freytag's Valentine, „das Urbild des Tartuffe“ u. s. w. waren mit einemmale burgfähig. In den Vorstadttheatern kamen derbe und feine Spötter zu Wort: Allen voran Nestroy in der vielberufenen Posse „Freiheit in Krähwinkel“. Allein kein einziger der Ausfälle des Komikers wider die „von der Knute sanft umschlungene Lyra“ und „das Krokodil, das an den Ufern des Ideenstromes lagert und den darin schwimmenden Literaten die Köpfe abbeißt,“ hinderte die Herren „Reakzerl von Zopfen“ nach der Wiederaufrichtung ihrer Macht, ein Theaterpatent zu erlassen, das von Alexander Bach bis auf die heutige Stunde Dramatiker und Vorleser wehrlos der Polizei „unterstellt“. Aus Laube's Geschichte des Burgtheaters und mehr noch aus seinen Lebenserinnerungen erfährt man, daß in äußerster Bedrängniß sein einziger Hort der Kaiser wurde; wenn es der Oberstkämmerer und der Polizeiminister gar zu toll trieben — man dachte einmal daran, den Kapuziner aus Wallenstein's Lager zu verbannen — brachte eine Fürbitte beim Monarchen die Sache rasch und glatt auf den rechten Weg. Kaiser Franz Joseph gab dies einemal lächelnd, wie ein andermal bei der Bewilligung des Fackelzuges für den Säculartag Schiller's in Feierstimmung Laube Recht gegen die Polizeigewaltigen. Nun konnte wohl der Director des Burgtheaters ausnahmsweise Majestätsgesuche derart vorbringen, in der Regel behielt „die politische Behörde“ das letzte Wort. Wie die während der Concordatszeit wirthschaftete, sieht man am besten aus Friedrich Kaiser's Denkwürdigkeiten „Unter fünfzehn Theaterdirectionen“. Ein wenig anders, wenn auch nicht viel tröstlicher, wurde es nach dem Jahre 1859, doch blieben die Beamten der Polizei und der Statthalterei ein- für allemal mit der Aufgabe betraut, alle zur Aufführung an Privatbühnen oder zum öffentlichen Vortrag bestimmten Stücke zu censuriren. In die Hände von subalternen Verwaltungsbeamten wurde damit die wesentliche Entscheidung gelegt, in die Hände von Leuten, die unzähligemale aus Aengstlichkeit mehr noch als aus Unverstand Verbote aussprachen oder Aenderungen vorschlugen, die den Lebensnerv bedeutender Dichtungen trafen. Und nicht

immer vermochten sich die Gefährdeten so tapfer zu helfen, wie Meister Josef Lewinsky. Der hatte einen Vorlese-Abend in Wien angesagt und u. a. als Haupt- und Glanznummer die Bußlegende „Der Ritter mit dem Fäßchen" (in der prachtvollen Bearbeitung von Wilhelm Hertz) gewählt. Plötzlich wird er auf die Polizei geladen, wo ihm der Beamte erklärt: gewisse Aenderungen im Texte seien unerläßlich. Lewinsky prüft das censurirte, sinnlos zusammengestrichene „Spielmanns"-Buch. Vergebens macht er dem Polizeirath begreiflich, daß die vermeintlichen Lästerungen die unvermeidliche Voraussetzung für die spätere Buße des Sünders seien; vergebens verweist er den Censor auf den tiefreligiösen Grundzug der Erzählung. „Hilft alles nichts — Blasphemie bleibt Blasphemie." „Nun denn!" ruft endlich der Künstler ungeduldig aus, „beruhigt es Sie vielleicht, zu hören, daß ich gestern dasselbe Gedicht in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin der Erzherzogin Marie Valerie vorlesen durfte?" Auf ein solches Argument war der brave Mann nicht gefaßt; er beschied sich mit der Erklärung: „Eine Blasphemie wär's doch, also lass'n mer wenigstens das eine Wort weg" — ein Ausgleich, dem Lewinsky zustimmte, froh, auf diese Weise die Dichtung zu retten. Ein andermal blieb trotz all seiner Bemühungen das Verbot von „Bruder Rausch" aufrecht.

Und wie im Kleinen, so im Großen. In den Sechzigerjahren schrieb Ferdinand v. Saar seinen Heinrich IV., ein Drama, das weit bedeutender und absichtsloser als Wildenbruch's ein Menschenalter hernach mit dem Schillerpreis bedachtes Werk Grillparzer's Antheil weckte. Und doch ein Stück, das auf keiner österreichischen Bühne gegeben wird. Denn hierzulande darf — wie Minor kürzlich in der „Vossischen Ztg." bemerkte — „der Papst nicht auf der Scene erscheinen. Nun kann man," so fährt unser verehrter Landsmann fort, „über die Berechtigung und den Werth der Censur sehr conservativ denken und dennoch eine solche Vorschrift als eine zu weitgehende Rücksicht betrachten. Verstorbene Päpste sind historische Persönlichkeiten so gut wie andere Fürsten; wie dem Geschichtsforscher, so steht auch dem Dichter das Recht zu, über sie ein Urtheil zu fällen, sich von ihnen ein Bild zu machen. Oester-

reichische Kaiser und Erzherzoge haben aus der Hofloge des Burgtheaters wiederholt ihren Ahnherrn Philipp II. in der gehässigen Beleuchtung gesehen, in die ihn Schiller als Kind der Aufklärungsperiode gerückt hat, und sie haben im Wallenstein das Haus Oesterreich übel mitgenommen gesehen. Und nicht bloß gebildete Prinzen, jeder Theaterbesucher in Oesterreich weiß die ästhetische Wahrheit von der historischen zu unterscheiden. So weit haben wir es denn doch gebracht, daß wir in einer dramatischen Figur nichts anderes sehen als den subjectiven Versuch des Dichters, ihre Handlungen menschlich zu erklären, nicht zu zeigen, wie sie wirklich gehandelt hat, sondern wie sie möglicherweise gehandelt haben könnte. Nun sind die Päpste zwar Heiligkeiten, so lange sie regieren; aber nicht alle Päpste werden auch nach ihrem Tode heilig gesprochen. Schon viele haben sich sogar von Seiten der kirchlichen Historiker ein recht abfälliges Urtheil gefallen lassen müssen, daß sie die Interessen des Glaubens und der Kirche nur schlecht verstanden und gewahrt hätten. Und da sollte es von vornherein ausgeschlossen sein, daß ein Dichter öffentlich die Frage aufwerfe, wie sich dieser oder jener Papst den Aufforderungen des Staates gegenüber gezeigt habe? Der Paragraph der österreichischen Censurvorschrift ist ein vormärzlicher Atavismus, den man am liebsten bald in dem ungeheueren Papierkorb verschwinden sähe, der seit den Tagen des ‚Culturkampfes' so viele ähnliche Schriftstücke aufgenommen hat, ohne daß die wahre Religiosität darunter gelitten hätte. Die Tyrannenagenten haben den Monarchien nicht geschadet, und so werden auch die Päpste auf der Bühne dem Papstthum nichts anhaben können."

Saar freilich ist mit diesem tiefgreifenden Fürworte nicht die Möglichkeit geboten, seine Dichtung auf die Bretter einer Wiener Bühne zu bringen. Ganz abgesehen von dem Schaden, der dem Dramatiker dadurch widerfuhr, daß seine aus einer gewaltigen Zeitstimmung herausgeborene Schöpfung ihre Macht nicht im Augenblicke ihrer Entstehung, sondern erst „dreißig Jahre hernach" zu erproben hätte. Und — wenn auch nicht ganz so schlimm als Saar — übel genug hat auch Anzen-

gruber die österreichische Censur mitgespielt. In seinem Nachlasse fanden sich Notizen zu einer „beispielmäßig“ belegten Abhandlung gegen diese seine ausdauernde Widersacherin. „Da ich weiß“ — so schrieb er einem Freunde in der Mitte der Siebzigerjahre — „daß ich die Feder nicht einmal sträuben darf, ohne von staatswegen mit Titel und Stück zur Aufführung verboten zu werden, bleibt mir nichts übrig als Harmloses, Harmlosestes zu schreiben. Pfui über diese Verhältnisse!“ „Was Sie zu und über „Einsam“ (d. h. dessen Dramatisirung in „Stahl und Stein“) bemerken,“ so äußerte er sich zu Bolin in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre, „unterschreibe ich alles mit beiden Händen. Aber fragen Sie sich, wie mir und jedem echten Dramatiker zu Muthe sein muß, wenn ihm die ergreifendsten und schneidendsten Probleme kurzweg von der Censurbehörde confiscirt werden, wenn er von staatswegen das Publicum jahraus jahrein laden soll, um sich die alte Geschichte, wie Hans die Grethe kriegt oder nicht kriegt“ — dieselben Worte, die wir früher von Grillparzer hörten — „vorleiern zu lassen. Unsere Zeit, wenn je eine Zeit zuvor keine Bühne gehabt hat, hat aber schon gar keine. Pfui Teufel!“

Ueberlegt man auch nur diese wenigen Zeugenaussagen, deren Zahl sich leicht verdoppeln und verdreifachen ließe, so kann man die Fortdauer dieser häßlichen, vielangefochtenen Zustände kaum begreifen. Seit der ersten „gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze“, die dem Fürsten Metternich in den Vierzigerjahren überreicht wurde, hat es nicht an immer neuen Kundgebungen dramatischer Dulder wider die Mißbräuche ihrer Quälgeister gefehlt. Allein von Grillparzer's und Bauernfeld's Beschwerden bis hinab zu der (vom Abgeordneten Dr. Karl Hoffer im alten „Schmerling“-Theater vor dem Schottenthor überreichten) Petition österreichischer Dramatiker um Aenderung der bestehenden Censurvorschriften sind alle Aeußerungen der Betroffenen unbeachtet geblieben. Man hörte auf Laube, Dingelstedt, Rosegger &c. so wenig wie auf O. F. Berg, den vielgeplagten Possenschreiber, der manches Jahr hindurch in jeder Nummer des „Kikeriki“ die stehende Klage wiederholte: „Das Bach'sche Theaterpatent ist immer

noch in Wirksamkeit.“ Ja, die obersten Verwaltungsstellen sorgen nicht einmal für gleichmäßige Handhabung ihrer Censurgewalt. Sie verbieten Komödien in Wien, die sie in der Provinz aufführen lassen, und umgekehrt. Sie achten nicht einmal darauf, die Entscheidung über künstlerische Leistungen von Sachverständigen abgeben zu lassen. Dramatiker erster Größe werden von demselben kleinen Polizeibeamten beurtheilt oder verurtheilt, wie Volkssänger und Circuspantomimen.

Ein paar blutjunge Leute haben es sich nun, gereizt durch ein paar besonders thörichte Censurstreiche, in den Kopf gesetzt, mit dem Unfuge dieser administrativen Willkür, dem Ueberbleibsel schlimmer Zeiten eines scheinheiligen, patriarchalischen Regimentes, aufzuräumen. Volksversammlung auf Volksversammlung berufen sie ein, in denen mit feurigen Zungen geredet und von den Radicalissimis die sofortige, unbedingte Aufhebung jeder Präventivcensur gefordert und beschlossen wurde. Du lieber Himmel! Als ob ein solcher „Beschluß“ in Oesterreich irgend welche praktische Folgen haben könnte! Gar nicht zu reden von den jammervollen Erfahrungen, die man während der französischen Revolution mit der zeitweiligen Aufhebung der Bühnencensur gemacht hat, mit einer vermeintlichen Theaterfreiheit, die sofort in die schlimmste Theatertyrannei umschlug —: eine Leidensgeschichte, die Welschinger in seinem Quellenwerk „Le théâtre de la revolution 1789 à 1799“ sorgfältig im einzelnen untersucht und gebucht hat.

Nach und neben diesen Protestversammlungen hat der Ausschuß der „Arbeiterbühne“ auch allerhand andere theoretische und praktische Versuche zur Beseitigung der heutigen eingealterten Mißstände vor. Man denkt, nach bekanntem Berliner Muster, Aufführungen der „Weber“ und der „Jugend“ vor geladenen Gästen ins Werk zu setzen, mit anderen Worten: die kleinlichen Nörgeleien der Censur mit kleinen Neckereien zu erwidern, die man als Abwehr großen Unrechtes begreifen und juristisch rechtfertigen mag, wenn ich auch für meine Person bekenne, daß mir solche Form des Kampfes wenig Freude macht.

Endlich hat man einen Kreis von Theaterfreunden, Juristen, Aesthetikern und Kritikern eingeladen, den Entwurf eines Theatergesetzes zu berathen. Und die erste That der Erschienenen, so weitab voneinander ihre politischen und künstlerischen Ansichten sonst auch führen, war die einmüthige Erklärung: der heutige Zustand der österreichischen Theatercensur ist unhaltbar. Was diese Männer (unter ihnen Alfred Berger, Hermann Bahr, Glossy, Dr. Ofner, Vertreter der liberalen und der socialistischen Presse) aussprachen, ist die Meinung Aller, die mit dem österreichischen Theaterwesen zu schaffen haben: Saar, die Ebner, Rosegger denken in diesem Punkte genau so wie die Directoren aller Privatbühnen und wohl auch die Directoren unserer Hoftheater. Sie Alle werden in löblicher Selbsthilfe zusammenwirken, um durch Umfragen und Gutachten das zur Redaction eines (von einem stoffreichen Motivenbericht einbegleiteten) Theatergesetzes nothwendige Material zu sammeln.*) Die unzünftigen Freunde der dramatischen Dichtung werden damit eine Gewissenspflicht erfüllen — sofern sich die Regierung nicht selbst zuvor der großen Aufgabe erinnert, wie sie Eduard Devrient in seinem wohlüberlegten Vorschlage zur Förderung des deutschen Theaterwesens umschrieb: Bühne und Schauspielkunst als Zweige des allgemeinen Bildungswesens zu betrachten und als Angelegenheit des öffentlichen Unterrichtes zu behandeln. Einstweilen ist von einer so hohen, großen Auffassung des Theaters in Deutschland so wenig zu merken wie in Oesterreich. Zeuge dessen die Thatsache, daß im Herrenhause seit Grillparzer's Heimgang nicht ein österreichischer Poet Sitz und Stimme gefunden hat. Alle staatliche Fürsorge für die Kunst soll als Gnadensache wirken. Man gönnt deshalb den Künstlern keine Stelle im politischen Rath. In dieser Beziehung vollen, baldigen Wandel zu schaffen, hegen wir wenig Zuversicht. Allmähliche gedeihliche Besserung

*) Dieser unser Ausschuß-„Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes“, auf Grund eines Referates von Dr. Burckhard berathen, ist 1897 gedruckt herausgegeben und 1898 als Petition dem österreichischen Herrenhause überreicht worden.

in zäher, langsamer Arbeit vorzubereiten, halten wir aber für Pflichtgebot eines jeden, der den Meistern der heimischen Bühne Dank schuldig geworden. In diesem Sinne soll jeder geistig Wehrfähige den jüngsten Feldzug wider unsere österreichische Theatercensur mitmachen. Unsere Schuld soll es nicht sein, wenn das Bach'sche Theaterpatent — was wir ernstlich besorgen — das 20. Jahrhundert erlebt.

---

9. Mitterwurzer.

a) Abschied von Mitterwurzer.

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — Februar 1896.

Seit einem Vierteljahrhundert kannten wir Wiener Friedrich Mitterwurzer. Von seinen bescheidenen Anfängen als Grenadier, der in Strampfer's Theater an der Wien vor dem Zelt des Grabbe-Vaillant'schen Napoleon Wache hielt, bis zu den Zeiten, in denen er sich selbst zu einem Marschall der Burgtheatertruppe aufgeschwungen. Ueberraschungen auf Ueberraschungen hatte er uns bereitet auf seinen abenteuerlichen Wegen, die ihn kreuz und quer, nach Leipzig und Graz, an das Stadttheater von Carl v. Bukovics und auf den Directorposten des Carl-Theaters, in die Reichshauptstadt Berlin und als Gast in alle deutschen Hoftheater, nach Amerika und endlich doch immer wieder an das Burgtheater zurückführten. Ein Universalschauspieler wollte er sein, der Tragödie und Komödie, Bonvivants und Charakterrollen, Narren und Weise, Possenreißer und Helden, Classiker und Neuere, Echtes und Falsches mit gleicher Lust, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, gab. Auf jedes Wagestück hatte er uns vorbereitet, zu jedem Experiment schien er gerüstet, keiner seiner ungezählten alten und neuen künstlerischen Pläne hätte uns wundergenommen: sprach er mir doch vor Jahresfrist in einer Viertelstunde von drei so weit voneinander abliegenden Lieblingsaufgaben, wie dem Hanswurst im Volksschauspiel von Doctor Faust, dem Thomas Coke in Ziegler's „Parteiwuth“ und dem Lear. Nur auf Eines waren wir nicht gefaßt, auf die Möglichkeit, daß

Mitterwurzer heute, auf der Höhe seines Könnens, auf dem Gipfel seiner Beliebtheit erkranken und sterben könne. Wer ihn in den letzten Wochen im Burgtheater in drei seiner jüngsten und allerbesten Leistungen — als Holofernes in Hebbel's „Judith", als Strafforel in den „Romantischen", als Hjalmar in der „Wildente" — sah, empfing den Eindruck des verkörperten Memento vivere: ein solcher Ueberschuß von Laune, Lebenskraft, Geist und, wo's noththat, auch von Gassenbüberei entlud sich in seinen Worten und Winken, Blicken und Geberden. Und all das raubt ein dummer Tod dem Burgtheater in dem gefährlichen Moment, da es zusehends verarmt, da die Wolter schwerlich wieder auftritt, da Baumeister und Sonnenthal ihr 40jähriges Jubiläum hinter sich haben, da für Gabillon und Meixner wohl Ersatzmänner, doch nicht entfernt ebenbürtige Nachfolger gefunden worden sind. So wird man auch seinesgleichen im Umkreis der ganzen deutschen Bühne — nicht nur zur Stunde — vergebens suchen. Denn dies Komödianten-Vollblut, der Sohn des tirolischen Meistersängers und Meisterspielers, war, wie alle wahrhaften Größen unseres Theaters, von Eckhof bis auf La Roche, ein Original, der sein Bestes und Eigenstes sich selbst dankte. Als Wanderschauspieler hat er — allerdings vielleicht auf Kosten seiner Lebensdauer — den alten Gemeinplatz von den Gefahren des fahrenden Virtuosenthums zu Schanden gemacht, wie Mozart, Liszt und Rubinstein den älteren Gemeinplatz von den musikalischen Wunderkindern längst hätten zu Schanden machen sollen. Aus der Berührung mit immer neuen Hörerkreisen schöpfte er vielmehr immer neue Anregung. Und im steten Wechsel seiner mit immer gleichem Ernst und Eifer erfaßten Aufgaben wurzelte ein Hauptreiz seiner wandlungsreichen, weil wirklich wandlungsfähigen Persönlichkeit.

Von der ungeheuren Arbeit, die Mitterwurzer als Fahrender und Seßhafter und in der Wahl eines Repertoires zu bewältigen hatte, das von Caliban und Galomir bis zu Marinelli, Saladin und Richard III., vom Striese im „Raub der Sabinerinnen" bis zu den Raisonneuren des jüngeren Dumas und den heikelsten Ibsen-Charakteren, von Moser und Schönthan

bis zum höchsten Lustspielhumor Shakespeare's reichte — merkte der unbefangene Zuschauer nichts. So mühelos improvisirt gaben sich — wenn Mitterwurzer nicht just einmal das Publicum und sich selbst zum Besten hielt — fast alle seine Schöpfungen. Die Fachgenossen wußten freilich, welche Anstrengung eine so selbstherrliche Beherrschung aller technischen Kunstmittel erforderte. Und mit wahrer Freude erfüllte es mich mehr als einmal, wenn ganze Kerle unter seinen Kameraden neidlos anerkannten, wenn und wo Mitterwurzer Vollkommenes zuwege brachte. In den Siebzigerjahren, in denen die führende Wiener Kritik Mitterwurzer buchstäblich als „Hanswurst" ächtete, sagte mir Karl La Roche: Mitterwurzer ist unser stärkstes Talent unter den Jüngeren. Und überall, wo Mitterwurzer's Wesen seinen Charakteren entgegen kam (als Nourvaddy in der „Prinzessin von Bagdad", als Humorist in Benedixiaden, als genialer Episodist in den Shakespeare'schen Historien ꝛc.), hat er den wärmsten, einmüthigen Beifall just bei seinen Collegen gefunden, selbst wenn sie seine Nebenbuhler waren. Die rühmendste, ehrlichste, weil mitunter widerwillig gewährte Anerkennung Mitterwurzer's habe ich dergestalt, wie zuerst von La Roche, späterhin von den Gabillon's, Hartmann's, Sonnenthal, Lewinsky und Thimig vernommen. Die Leute vom Bau wußten, wer Mitterwurzer war, sie wußten aber ebenso genau, was Mitterwurzer nicht war. Daher sein stetes Mißvergnügen im Burgtheater, so lange dort Dingelstedt und Wilbrandt regierten. Daher auch die berechtigte Opposition, als Mitterwurzer nach seinem triumphalen Einzug unter Burckhard eine Ausnahmestellung zutheil wurde, wie sie weder ihm, noch dem Theater selbst auf die Dauer wohl bekommen konnte.

„Wie bei jeder starken Individualität" — so schrieb Minor im II. Band der „Biographischen Blätter" in einer Meisterkritik von Guglia's überschwänglichem Mitterwurzer-Büchlein — „so kündigt sich auch hier das Innere schon in dem Aeußeren an; dem Umfang der Mittel entsprechen die Grenzen des Talentes und umgekehrt Nach diesen zu fragen hat ein scharfsichtiger Beobachter nicht nur das Recht, sondern die Pflicht. Wie Bilder überhaupt bloß durch Umgrenzung zu

Stande kommen, so gewinnt man auch ein charakteristisches Künstlerporträt nicht dadurch, daß man alle sauberen Qualitäten auf einen Ehrenscheitel häuft, sondern nur durch die Vergleichung mit anderen, ähnlichen oder entgegengesetzten Erscheinungen. Den großen Schauspieler charakterisirt das, was ihm nicht liegt, ebenso wie das, was ihm gelingt. Bei Mitterwurzer freilich scheint es dem oberflächlichen Blick, als ob er durchaus alles spielen könnte, weil er an keines der üblichen Rollenfächer gebunden und wirklich vielseitig ist. Aber diesem durchgehenden Längenschnitt entspricht ein sehr begrenzter, ja enger Querschnitt. Mitterwurzer ist einer der vortrefflichsten Darsteller für alles, was einen leisen Hauch von Lüge und Unwahrheit an sich hat. Er ist der genialste Darsteller der Lebenslüge, den wir haben. Aber sein Reich und seine Macht sind dort zu Ende, wo der Ausdruck wahrer, echter, natürlicher Empfindung beginnt, also, wo Baumeister und Sonnenthal zu Hause sind. Einen unmittelbar und mühelos aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Ton habe ich von ihm nie gehört; er hat mich erschüttert und und er hat mich entsetzt, aber er hat mich nie gerührt."

Daran muß erinnert werden angesichts der maßlosen Uebertreibungen, die Mitterwurzer als „den größten", „den bedeutendsten" Schauspieler der Gegenwart ausgeben. Solchen thörichten und häßlichen Superlativen gegenüber hilft nur der schlichte Positiv: Friedrich Mitterwurzer war ein ganzer Burgtheater-Schauspieler, werth, in seinen besten Rollen in einer Reihe zu stehen mit seinen großen Vorgängern Anschütz, Fichtner, Löwe, La Roche, fähig, nach wiederholter Flucht aus Laube's Mustertruppe als Ebenbürtiger neben Baumeister und der Wolter sich zu behaupten. Wer das gekonnt hat, wird unvergessen unter Allen fortleben, die sich seiner Kunst und Kraft erfreuen durften. Und wer mit diesen Gaben, just da er sich zur reichsten Wunderblüthe entfalten konnte, jählings seiner Zeit und seiner Kunst im eigentlichen Wortsinn geraubt wurde, wird lang und ehrlich betrauert, wird tief und dauernd entbehrt werden. So ist uns allzu offenbar, wie groß er gewesen, auch wenn wir gar nicht weiter daran denken mögen,

wie klein seine muthmaßlichen Erben sind, die falschen Mitterwurzer vom Schlage des Herrn Bonn, die vermeintlichen Copisten seiner Geniemeiereien und Suiten.

---

b) Von Friedrich Mitterwurzer.

„Die Nation“ — Februar 1896.

Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?
Egmont.

Mitterwurzer's letzter, jäher und geheimnißvoller Abgang verdunkelt alle früheren. Zweimal hatte er das Burgtheater ungeberdig verlassen. Und dennoch war er — der erste Fall in dem von Dingelstedt großwortig sogenanntem „Haus des Kaisers“ — ein drittesmal zurückberufen und nach kurzer Wartezeit wiederum zum Hofschauspieler ernannt worden. Und als ihn bei der Audienz Franz Joseph mit dem patriarchalischen (an den Empfang Schröder's durch Kaiser Joseph gemahnenden) Worte begrüßte: nun gefalle es ihm hoffentlich in Wien und nun werde er wohl dauernd hier bleiben, hatte der Mime allen Grund, mit einem vergnügten Ja zu danken. Denn er war mittlerweile in das hellste Sonnenlicht gerückt worden von demselben großen Publicum, das ihn vordem jahrzehntelang als halbtollen Sonderling wie ein Schattenpflänzchen hätte verkümmern lassen; das ungebührlich verhätschelte Schoßkind derselben hochnasigen Kritik, die ihn ehemals noch ungebührlicher als „Hanswurst“ mißhandelt hatte; vor allem aber der Besieger aller Nebenbuhler, die ihm unter Dingelstedt und Wilbrandt im Wege standen. Unter dem Regiment Burckhard war Mitterwurzer jedem Anderen „über“. Sonnenthal und Hartmann, Lewinsky und Gabillon mußten mit ihm nicht nur in alten Rollen — im Hüttenbesitzer und dem Fils de Giboyer, als Derwisch im „Nathan“, als Bolz, König Philipp, Franz Moor 2c. — alterniren; Mitterwurzer konnte

wie ein Eroberer auch in allen neu aufgenommenen oder ganz neuen Stücken die Aufgaben wählen, die seinem nimmersatten Ehrgeiz willkommene Beute schienen: heute den Ministerialdirector in einem Bisson'schen Schwank und morgen den Holofernes in Hebbel's „Judith", übermorgen den Strafforel in den Romantischen, dann den Doctor Wespe von Benedix, jeden theueren Sudermann und alle guten Ibsen, die Keßler und Röcknitz, den Bernick, den Hjalmar und den Allmers. Wenn Sonnenthal auf Urlaub ging, winkte ihm der Lear und der Meister von Palmyra. Als Gabillon auf dem Sterbebette lag, gab er den Don Lope im „Richter von Zalamea", dem allernächstens der Hagen folgen sollte. Und nicht nur für sich, auch für die Anderen gewann er Einfluß auf die Besetzungen. Auf den Proben griff er, obwohl nicht einmal dem Namen nach Regisseur, wie ein Oberregisseur ein. Es fehlte nicht viel, daß man ihn — wir wollen nicht untersuchen, wie weit mit Recht oder Unrecht — als spiritus rector des Hauses betrachtete und behandelte. Nichts begreiflicher, als daß mit solcher Macht zusehends sein Ansehen stieg; nichts erfreulicher, als daß mit seinen Erfolgen auch seine Leistungen wuchsen. Die landesüblichen Uebertreibungen stellten sich naturgemäß ein. Weil er der neueste Liebling der Menge war, galt er den Neuesten alsbald als der erste Schauspieler der deutschen Bühne. Weil er Mode war, riefen ihn Hansnarren als Urbild des Modernen aus. Ein Taumel ergriff nicht nur Schwarmgeister. Ein kühler Gelehrter, der sonst so geschmackvolle Historiker Eugen Guglia, widmete ihm eine panegyrische Schrift,*) in der er Mitterwurzer's Rollenkreis den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon und den Romanen Balzac's als den größten Sammlungen menschlicher Urkunden gleichstellt, Mitterwurzer's Philipp II. höher werthet, als Leopold von Ranke's geschichtliche Bildnisse und seinen Ueberschwang in Worten ausrasen läßt, die mehr für seine Begeisterungs-, als für seine Urtheilsfähigkeit zeugen:

*) Friedrich Mitterwurzer. Von Eugen Guglia. Wien 1896.

Es ist eine Stufenleiter, die aus der trüben Dämmerung halb thierischen Lebens bis in die sublimste Religion des Geistigen führt und aus den Abgründen der Hölle hinauf bis zu den heiligen Büßern um Gottes Thron. Dazwischen liegt in bunter Mannigfaltigkeit das Menschenwesen; allen Lebensaltern, Temperamenten, Gesellschaftsclassen hat er ihre Besonderheiten abgelauscht, in das Geheimniß der Rassen-Individualität ist er eingedrungen. Er tragirt Könige mit Königshoheit, und trägt den Arbeiterkittel, als wäre er darin aufgewachsen. Barbarei und höchste Civilisation — sein König Etzel, seine Pariser Roués — sie bilden diese Pole. Germanische Eigenart zeichnet er in seinen Tells, Quitzows, Macbeths so gut wie die slavische im Zawisch oder im Sergius Panin; die italienische als Gianettino Doria wie die spanische als Perin; sein Shylock enthält eine Fülle von specifisch jüdischen Nationalzügen. Und dazu die Shakespeare'sche Gabe, uns hinter fast allen diesen Masken ihn selber ausfinden, durch den Schein ins Sein hinunter blicken zu lassen ... Er hat Momente, wo er das große Publicum bewegt, aber vor allem ist er doch ein Schauspieler für die, die das allerfeinste Gehör haben und den spähendsten Blick und eine Art Witterung für die zarten Declinationen der Seele, die sich nur in Athemzügen und leisen Zuckungen der Muskeln verrathen — ein Schauspieler für Lebenskünstler, für Wissende — für uns! Die Hälfte von dem, was er in einer Rolle empfindet und sinnt und thut, ist für die Masse der Zuhörer verloren, sie sehen es nicht, sie hören es nicht ...

Uns, die die Natur, mit Wallenstein zu reden, aus gröb'rem Stoffe schuf, ward dafür vielleicht der Blick auch für die Unnatur und Uebercultur der Anderen geschärft. Was Guglia versäumt hat, das holte Jakob Minor in einer (an dessen Büchlein anknüpfenden, aus treuer Sachkunde geschöpften) Charakteristik Mitterwurzer's nach, mit der er vor Jahresfrist meine „Biographischen Blätter" beschenkt hat.*) Gerechteres, Besseres, Einsichtigeres und Scharfsichtigeres hab' ich bisher über Mitterwurzer nicht zu lesen bekommen, wird unser Geschlecht auch schwerlich zu hören bekommen. Minor anerkennt die Größe von Mitterwurzer's Können, als „das stärkste Talent des jungen Burgtheaters, als das einzige Genie, das seit Laube's Abgang dem männlichen Personal zugewachsen ist". Aber er scheidet und unterscheidet auch als echter Kritiker (dessen Gaben doch vor allem die

*) Jakob Minor: Friedrich Mitterwurzer. Biographische Blätter, II. Jahrgang, 1896, S. 118—128. Berlin.

Fähigkeiten des Scheidens und Unterscheidens sein müssen) die Grenzen von Mitterwurzer's Können, die Gebrechen von Mitterwurzer's menschlichem Wesen, sofern und so weit sie seine Kunst hemmen und schädigen.

Mitterwurzer, vortrefflich als Parodist und Humorist der großen und philiströs kleinen Lebenslüge, war unfähig, Gemüth oder auch nur Gemüthlichkeit auf der Bühne zum besten zu geben. Sein Reich hört auf, wo das Reich Baumeister's erst beginnt. Ein Erbförster, ein Richter von Zalamea, ein Musikus Miller lag außerhalb seiner Kreise; eine Trivialität, die aber doch ausgesprochen werden muß angesichts eines gewissen wienerischen Mitterwurzer-Cultus, dessengleichen in den schlimmsten Tagen des Vormärz verwundert und verletzt hätte. Mitterwurzer war ein Tausendkünstler, ein echtes Komödiantenblut, der Enkel von Tiroler Bauern und Schweizer Kleinbürgern, denen nicht umsonst Fastnachtsspiel eine jahrhundertlang geübte Lust gewesen. Er war der Sohn eines außerordentlichen Sängers und einer tüchtigen Schauspielerin. Von der Natur mit allen Gaben zum Mimen vorherbestimmt, während Lewinsky von der Natur scheinbar zu jedem anderen Beruf eher als zu dem des Darstellers ausgestattet erscheint. Hoch und schlank gewachsen, war Mitterwurzer durch eine mit strengem Fleiß ausgebildete Technik im Stande, die abenteuerlichsten Wandlungen mit seiner Erscheinung vorzunehmen. Er konnte — wie mir Thimig allen Ernstes sagte — groß und klein aussehen. Als Lebemann das Urbild des Verführers, vermochte er mit seinem Aug' Unsägliches auszudrücken: er konnte — um mich diplomatisch auszusprechen — mit den Blicken werben, locken, belagern und triumphiren, wie kein Zweiter. Und dasselbe Auge, in dem einmal heißestes sinnliches Begehren, wüste Leidenschaft und frechste Lüsternheit aufloderte, war ein andermal das erstaunlichste Abbild religiöser Inbrunst. Die fanatische Verzückung in Mitterwurzer's Blick, wenn er in Grillparzer's „Bruderzwist" als Erzherzog Ferdinand von der Protestantenvertreibung redete, wird Keiner vergessen, der sie je geschaut. Und die gleiche

beherrschende Gewalt leuchtete aus diesem wundervollen Augenstern, wenn Mitterwurzer als Dumas'scher oder Sudermann'scher Raisonneur scherzte und wetterte. Und dasselbe strahlende Auge konnte sich umschleiern, bis zur Blödigkeit im dummen Galomir, bis zur Bestialität in seinem ganz und gar originellen Caliban. So war Mitterwurzer's Auge ein Instrument sondergleichen, das für Haß, Hohn, Spott, Brunst, Tollheit, Galanterie, alle Affecte und alle Regungen — nur nicht für warme, reine Liebe — geschaffen war. Weniger gewinnend, als Gestalt und Antlitz, war Mitterwurzer's Organ; kräftig und umfangreich von Haus aus, war es ursprünglich nicht von gleichem Wohllaut in den verschiedenen Tonlagen, schlug es zumal in der Erregung leicht in Fisteltöne um, „gixte"; wunderbarerweise hat diesen Fehler — außer dem steten Fleiß Mitterwurzer's — sein Wanderleben wettgemacht. Der Mann, der ein paar Jahre seines Lebens auf Eisenbahnen verbrachte, war genöthigt, in jedem Wetter pünktlich zur Probe zu kommen, die widerstrebenden Stimmbänder zu zwingen, jeder Indisposition so rasch und so lang als möglich Meister zu werden. Und wie mit dem Organ erging es Mitterwurzer mit den Nerven. Wie einem Muttersöhnchen der bunte Rock und die Kaserne eine Menge von Unarten abgewöhnt, so gewöhnte Mitterwurzer die Hast der amerikanischen Hetzjagd die meisten seiner früheren Schrullen ab. Die scheinbare Zuchtlosigkeit modernen Vagabundenthums hat ihn, dank der auf Minute und Secunde gestellten Pünktlichkeit des Eisenbahnverkehres, zu strengerer Künstlerzucht gebracht. Die lange Regellosigkeit seiner fahrenden Zeit, der beständige Wechsel seiner immer neuen Umgebung hat ihn endlich wohl den Frieden der Seßhaftigkeit, den Segen einer großen Künstlergemeinschaft, wenn auch nicht nach seinem wahren Werthe, doch richtiger, als in seinen Anfängen, würdigen gelehrt.

Hat er sich derart mit manchen und gewiß nicht leicht abzulegenden Absonderlichkeiten im Laufe der letzten Jahre zu seinem und zum Heile des deutschen Theaters abgefunden,

so wurde er — mindestens nach meinem Gefühl -- doch seinen schlimmsten Feind niemals ganz los. Das war und blieb für mich — und wohl auch für Freund Schlenther — Mitterwurzer's Unfähigkeit, sich als beeideten Dolmetsch des Dichters anzusehen. Ob er Brachvogel oder Shakespeare oder Hjalmar oder den Striese spielte, immer war es der — gewiß nicht gemeine — Geist Mitterwurzer's, nicht der Wille des Autors, der das letzte Wort behielt. Hier ist der Punkt, in dem ich — selbst wenn Mitterwurzer noch unvergleichlich reichere Gaben besessen hätte, als er in der That sein eigen nannte — Enthusiasten vom Schlage Guglia's am wenigsten begreife. Als Grillparzer in Paris hörte, der und der Schauspieler habe den und jenen Charakter von Dumas „creirt“, bemerkte er ironisch in seinem Reisetagebuch: „Sonst besorgt das der Dichter.“ Myriad-minded, wie das nach Guglia Mitterwurzer oder vielmehr jeder vielseitige Mime wäre, der tragische und komische, groteske und naive, Verbrecher- und überirdische Wesen, Gespenster und Dämonen zum Besten giebt, ist meines Erachtens nur der ursprüngliche Schöpfergeist des Dichters, dessen Gedanken und Gestalten der Schauspieler schlankweg nachzuschaffen hat. Es ist eine Verkennung beider, der productiven und der reproductiven Leistung, Darstellern und Dichtern gleiche Bedeutung und gleiches Recht zuzumessen. Der größte Schauspieler ist und bleibt auf die Dauer ohnmächtig, wenn er nicht auf den Dramatiker sich stützen kann. Der Dramatiker dagegen, sofern er was Rechtes ist, überlebt mehr als eine Schauspielergeneration — unter Umständen, wie Shakespeare, Raimund und Molière, auch die eigenste, authentische Darstellung der eigenen Charaktere. . . .

Ein Schauspieler, der willkürlich Wort und Sinn und Absicht des Dichters modelt und ummodelt, versündigt sich deshalb meines Erachtens an beiden Künsten. Das hat Mitterwurzer überoft gethan. In Wiesbaden verließ Gustav Freytag eine Vorstellung der „Journalisten“, in der Mitterwurzer den Text seines (nicht des Freytag'schen) Lustspieles sprach. In Wien schrieb mir nach einer Vor-

stellung des „Pfarrers von Kirchfeld“, in der Mitterwurzer den Hell spielte, Anzengruber lustig von der unerträglichen „Salbungs-Völlerei“ des galanten Abbé in der Sommerfrische. Schiller und Goethe und Shakespeare konnten nicht selbst Einspruch erheben gegen alle Eigenmächtigkeiten von Mitterwurzer's Franz Moor, Mephisto, Macbeth. Allein bei aller Bedeutung von Mitterwurzer's Naturgaben, seinem Temperament und Künstlerfleiß gab es und giebt es Kenner genug, die das in ihrem Sinne thun, ja die sogar in seinem Hjalmar ein Letztes, Bestes vermißten: die Selbstentäußerung des bescheidenen nachbildenden Künstlers, der sein Urbild nicht schulmeistern, sondern nur naturgetreu wiederholen will. Ein wenig besser war es auch mit dieser Eigenheit Mitterwurzer's in der letzten Zeit geworden. Jedenfalls hatte er uns niemals zuvor Runderes und Reiferes genießen lassen, als in den letzten zwei, drei Jahren, in denen er, unablässig anregend und angeregt, vorwärts und aufwärts schritt. Seine häufig verwegene Barbarenkunst war nichts weniger als Kunstbarbarei. Und all das, eine gewaltige Gegenwart und gewaltigere Zukunft, auf einen Schlag dahin. Er konnte wirklich, mit Macbeth zu reden, später sterben.

---

10. Eine politische Satire von Max Burckhard.*)

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — 25. November 1897.

Der gegenwärtige Director des Burgtheaters ist ein Korneuburger Kind; die Gymnasialzeit hat er in Kremsmünster verlebt und seine ersten juristischen Dienstjahre als Auscultant und Adjunct bei einem oberösterreichischen Bezirksgericht verbracht; zur Ferienzeit sucht er noch heutzutage am liebsten eine abgelegene Sennhütte am Almsee auf, deren Versteck bisher selbst die zudringlichsten Jambentragöden nicht auszuspähen vermochten; dort holt er gern und oft seine Lieblingsbücher „aus da Hoamat“ hervor: die vortrefflichen Dialektdichter des Landes, von P. Maurus Lindenmayr angefangen, auf den Grillparzer einst im Gespräch mit Wilhelm Scherer hinwies, bis auf Stelzhamer und die Lebendigen, denen er es zu guter Stunde gleichthun wollte. Es gelüstete auch ihn, die Bauern zu malen, wie sie seinem scharfen Auge sich gezeigt hatten, grundverschieden von der Schnaderhüpfel-Weisheit

„A bisserl a Liab
Und a bisserl a Treu,
Und a bisserl a Falschheit
Is allweil dabei —“

vielmehr als Ausbund von Eigennutz, falscher Biedermeierei, Verlogenheit und Hinterlist. Neu ist die Auffassung nicht.

*) Die Bürgermeisterwahl. Eine ländliche Komödie in vier Acten von Max Burckhard. (Wien 1898.) Zum erstenmale aufgeführt am 20. November 1897 im Deutschen Volkstheater zu Wien.

Greift sie doch auf mittelalterliche „dörperhafte“ Weisen und die Tradition des Fastnachtsspieles zurück; begegnet sie sich doch mit der Menschenfresserei von Balzac's Paysans, Zola's Terre und — um einen begabten Jüngstdeutschen zu nennen — Josef Ruederer's „Fahnenweihe“ und „Tragikomödien“. In diese grundschlechte Welt klingt nicht der leiseste Ton des Bürger'schen Liedes vom braven Mann herüber. Hier waltet nicht einmal der siegreiche Gaunerhumor von Hebel's Meisterdieben Zirkelschmied und Zundelfrieder. In Burckhard's Gerichtssprengel trifft man durchweg nur beschränkte Nichtsnutzigkeit und nichtsnutzige Beschränktheit. Dabei stellt er seine Leutchen, Herren und Knechte, Ortsbürger und Beamte, Kleinhäusler und Bauern so lebenstreu hin, daß unser einziger Trost bleibt, nach der Versicherung des Untertitels in der Bürgermeisterwahl nur eine ländliche Komödie, nicht die commedia rusticana schlechtweg zu finden. Wären alle Landgemeinden so heillos verrottet, feil und feig, wie der Schauplatz der „Bürgermeisterwahl“, dann vermöchten die Jünger Liebig's so wenig wie die Agrarier oder Socialreformer dem Bauernstande aufzuhelfen; dann wäre auch jede Hoffnung verloren, aus einem so tief gesunkenen Menschenschlag jemals wieder Helden aufsteigen zu sehen, wie Andreas Hofer oder die Kämpfer des Jahres 1870. Haben wir also unseren ausgiebigen Vorbehalt gegen die Einseitigkeit und Verallgemeinerung des Burckhard'schen Anklagestückes vorangeschickt, so können und wollen wir desto herzhafter die Schneid' und Laune rühmen, mit dem er sein Beweisthema — den Kleinkrieg Aller gegen Alle — vergegenwärtigt.

Sämmtliche Insassen von Burckhardsdorf sind — nach dem Schlußworte der Raisonneuse, einer heroischen Kellnerin — reif für das Zuchthaus. Sie wildern und wuchern, sie lügen und verleumden, sie raufen und saufen, sie brechen Ehen und Eide gewohnheitsmäßig. Als zu Beginn der Handlung ein jüdischer Fabrikant, der während der ganzen Komödie hinter der Scene bleibt, auftaucht, verschwören sich Alle mit Hand und Mund, dem Eindringling keinen Fußbreit Erde zu gönnen. Zum Schlusse des ersten Aufzuges hat

es Herr Prager indessen schon als freigebiger Käufer zum Mühlenbesitzer in Burckhardsdorf gebracht; zum Beginn des zweiten ist er bereits mit Hilfe seiner Moneten im Gemeindeausschuß und zu Schluß des vierten ist er, dank seiner offenen Hand — einstimmig — von den biederen Landleuten zum Bürgermeister gewählt. Ja, es wird voraussichtlich nur von ihm abhängen, als Eidam für seine Lucy den etwas antisemitisch angehauchten Adjuncten zu bekommen, sofern Prager's Töchterlein nebst dem Taufschein eine angemessene Mitgift beibringen wird. Auf den ziemlich kahlen Ehrenscheitel dieses Herrn Adjuncten hat Burckhard die liebenswürdigsten Bosheiten gehäuft: am Wirthstisch ganz „unterhaltlich", ist er in der Gerichtsstube gemeinschädlich durch seine Leichtfertigkeit, Trägheit, Gesinnungslosigkeit: der ländliche Doppelgänger des städtischen Rechtspraktikanten „Simon Thums" (in Burckhard's gleichnamigem, kürzlich bei Cotta erschienenen Roman). Der Tag des Gerichtes, den der Autor im zweiten Acte der „Bürgermeisterwahl" über den verruchten Schlendrian der Dorfjustiz abhält, erinnerte mich an die Abrechnung, die Hans Hopfen in den meisterhaften Erinnerungen an seine bureaukratischen Irrungen rechts und links der Isar seinen bajuvarischen Vorgesetzten angedeihen ließ. Witzig und wuchtig geht Burckhard hier ins Zeug. Jeder Hieb sitzt. Jeder Zug ist erlebt. Man kommt aus dem Lachen und zugleich aus der Erbitterung nicht heraus über diesen Windbeutel, der in Ausübung des adeligen Richteramtes der Obervormundschaft lüsterne Bauerndirnen küßt und kirre macht; dann wieder Holzknechte, die eine Tageswanderung weit einer Erbschaftssache wegen kommen, anherrscht, und kurzab als Diebe aburtheilt, bis ihm der vorzeitig mundtodt Gemachte sehr verspätet mit einem Worte den „Irrthum in der Person" nachweist. Das Schlimmste aber ist, daß dieser Herr Adjunct der überwältigenden Mehrheit der Theatergänger keineswegs verzeichnet oder unglaubhaft, sondern als ein „verfluchter Kerl" erschien, dessengleichen — hoffentlich nur als Ausnahme — wohl vorkommen könne. Angesichts dieser heillosen Sippschaft von Richtern und Ge-

richteten, die einander werth sind, wirkt ein Ausbruch wahrer Leidenschaft wahrhaft befreiend. Als Contrastfigur der Burckhardsdorfer ist die Kellnerin Mali gedacht. Das Mädel stammt aus einer anderen Gegend, von einer „hartköpfigen, wilden Race“; weil die Mali einem Gendarm nicht zu Willen war, brachte der ihren Bruder wegen Wilddiebstahl, Raub und gefährlicher Drohung auf 20 Jahre ins Zuchthaus; 3 Tage darauf findet man den Angeber im Walde erschossen, die Kugel mitten durch die Brust; Mali hat nicht nur in diesem Falle Rache genommen; als ihr ein boshafter, verkrüppelter Dorftrottel, der zufällig hinter ihr Geheimniß gekommen, mit lästiger Werbung zu nahe tritt, fertigt sie ihn mit Worten ab, die sie ohneweiters ins Werk setzen würde:

„Du ratz' mi nit . . wann i amol An was anthan hab'n sollt', nacha wird's scho sein Grund und sei Recht g'habt hab'n, und bei so An wia du war's wohl a Seg'n für d'Menschheit, wann ma'n zertretet. Wann i di holt jetzt a so nahm bei di Füaß und mit'n Kopf so a paarmal gegen die Bam hinhauet uud nacha wo eini schmeißet in an Grab'n? Ha?!“

Solche gewaltthätige Herrenmoral war schon vor und bleibt bei modernen Brünhilden des Hochgebirges Brauch auch nach Nietzsche. Burckhard bekennt sich nicht rund heraus zu solcher Romantik blutiger Selbsthilfe. Er giebt ihr aber unverkennbar den Vorzug vor der Hinterhältigkeit des anderen Bauernpacks, das nicht offen, wohl aber meuchlings zustößt. Ein älterer Volksdichter, der ebenso wenig zu den unbedingten Schönfärbern gehörte und Gleißnerei und Wahrheit wohl zu scheiden wußte, urtheilte milder und menschlicher. Auch Raimund „schrie“, so oft er was Dalketes sah: „an Aschen!“

„Doch Vieles in der Welt,
Ich mein' nicht etwa 's Geld,
Ist doch der Mühe werth,
Daß man es hoch verehrt.
Vor alle brave Leut,
Vor Lieb und Dankbarkeit,
Vor treuer Madeln Glut,
Da zieh' ich meinen Hut:
kein Aschen! kein Aschen!“

Regungen dieser Art haben keinen Raum in der Welt der „Bürgermeisterwahl". In ihr ist alles kernfaul, in ihr alles nur werth, zugrunde zu gehen. Sie wird denn auch mit ihrer herben und harten Grundanschauung nicht nach jedermanns Geschmack sein. Der unbefangene Kenner richtet allerdings nicht oder wenigstens nicht bloß nach seinen eigenen Meinungen und Liebhabereien. Nicht nur im Vergleich mit der Verlogenheit des oberbayerischen Normalstückes ist die „Bürgermeisterwahl" ein Labsal. Auch gemessen an dem Wiener Wahlschwank „Der kleine Mann" ist Burckhard's Komödie eine Erlösung. Und an sich bleibt die „Bürgermeisterwahl" weitaus die bedeutendste Dialektkomödie, die Deutsch-Oesterreich seit Anzengruber's Heimgang geschenkt wurde. Nicht unwerth des Wahlspruches, den das Titelblatt der Buchausgabe im Verlagszeichen trägt: Durabo.

---

11. Charlotte Wolter.

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — 17. Juni 1897.

Im Herbst 1858 forderte der Wiener Literat Cajetan Cerri den feinen Kenner und Kritiker Rudolf Valdek auf, einem verkannten Talente beizustehen. Die Schauspielerin, um die es sich handelte, war Valdek indessen so gut wie jedem schärfer aufschauenden Besucher des Carl-Theaters aufgefallen, sowohl durch die angeborenen außerordentlichen Naturgaben, wie durch die auffallende Unbeholfenheit im Gebrauche dieser elementaren Mittel der Darstellung. „Ein Kopf, dessen Profil die schönste Kamee würde abgegeben haben, eine mittelgroße Gestalt von bestem Gefüge, eine wohllautende Stimme und dabei die Schönheit wie verschleiert durch einen gleichsam unbeweglichen Ausdruck, der Gang vernachlässigt, Laut- und Satzbildung in hohem Grade mangelhaft. Was Wunder“ — so erzählte Valdek am 14. Mai 1887 gelegentlich des 25jährigen Wolter-Jubiläums in einem Erinnerungsblatt, das fortan in keiner Wolter-Biographie fehlen darf — „wenn eine Erscheinung, wo die Natur so viel versprach und der Geist so wenig zu halten schien, mit Befremden bemerkt und ihr Name in nicht beneidenswerther Weise bekannt wurde. Dabei war dieses Fräulein Wolter nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, denn sie stand in der Mitte der Zwanziger. Sie war auch keine Anfängerin, denn seit wohl zehn Jahren gehörte sie der Bühne an. Im Carl-Theater trat sie nur selten und stets nur in unbedeutenden Rollen auf. Dagegen war sie jeden Abend im Zu-

schauerraume zu sehen. In der ersten Galerie, in der Mitte derselben saß sie da und sah aufmerksam ihren Collegen zu, die drunten Komödie spielten, wobei manchmal ein Zug von leisem Spott über ihre feinen Lippen glitt. Die Gleichgiltigkeit, die sich ihrem Gesichte auf der Bühne einprägte, war an solchen Abenden ganz verschwunden. Eine leise nervöse Erregung zitterte über dasselbe hin, ein Ausdruck von Ungeduld, von Aufwärtsstreben verklärte die classische Form zu geistiger Bedeutung. Ich habe diesen schönen Kopf nie so schön gesehen, wie damals." Diese wirkliche feurige Wolter war in solchen Augenblicken nach Valdek's Urtheil allen späteren Bühnenbildern ihrer Sappho und Medea überlegen. Ein oder zwei Jahre waren in so unergiebiger Weise verstrichen, als ein Gastspiel Devrient's im Carl-Theater eine Wende im Leben von Fräulein Wolter herbeiführte. Sie mußte „aushilfsweise" die Elisabeth in Richard III. übernehmen. „Welch seltsame Verwandlung! Sie sprach zwar so schlecht wie gewöhnlich, aber mit welchem Nachdruck! Wie edel war ihre Haltung, wie groß, frei und schön ihre Armbewegungen!" Es hieß, sie hätte damals die Aufmerksamkeit von Devrient erregt. Geholfen hätte ihr dieser sonst sehr wahrscheinliche Antheil eines Meisters wenig, wenn sie nach dieser Selbstentdeckung sich nicht beherzt entschlossen hätte, das Carl-Theater so rasch als möglich zu verlassen, fleißig an ihrer Technik zu arbeiten, große Rollen zu lernen und vor allem eine Bühne zu suchen, auf der sie große Rollen spielen konnte. In dieser Zeit wurde Valdek mit ihr bekannt. Sie wohnte unweit der Leopoldstädter Kirche in der (jetzt Praterstraße benannten) Jägerzeile ungemein einfach. Außer einem Halbdutzend tragischer Rollen (Adrienne Lecouvreur, Maria Stuart 2c.) lernte sie dazumal auch Französisch mit eigenthümlich gelassener Zuversicht und ohne von ihrer sonstigen Lebenslust was abzubrechen. Im Grunde war sie eine Anfängerin, aber von der Aufregung, dem Pathos und den Redensarten, wie sie bei jungen Anfängerinnen gebräuchlich, fand sich nichts bei ihr. Zugute kam ihr, daß sie seit vielen Jahren mit der Bühne vertraut war. Sie wußte das Hand-

werk in der Kunst zu schätzen und mit tactfester Ausdauer einzuüben. Manchmal kam sie mir vor wie eine junge Witwe, die wieder Braut geworden. Sie war Schauspielerin gewesen und wollte es in höherem Sinne wieder werden!" Vor allem hieß es nun, Laube, den damaligen Director des Burgtheaters, auf die Unfertige aufmerksam zu machen. Es währte indessen noch geraume Zeit und brauchte wiederholter Mahnungen, bis Laube den Wink Valdek's beachtete. Als er die Wolter endlich — in einer Nebenrolle — gesehen, sagte er Tags darauf zu Valdek: „Sie haben recht. Sie ist eine bildschöne Person. Keine in unserem Burgtheater kann sich darin mit ihr messen. Auch scheint Talent in ihr zu stecken. Sagen Sie ihr, sie soll zu mir kommen." Das geschah. Eine lange Unterredung bestärkte Laube in seiner günstigen Vormeinung. Nun hieß es nur, ein Gastspiel auf einem Provinztheater zu veranlassen, das Laube mitansehen wollte. Das war leichter begehrt, als gewährt. Der Director des Breslauer Stadttheaters schrieb Valdek ganz aufgebracht: „Fünfzig Gulden für ein Debüt? Ein solches Honorar würde vielleicht einer Frau Rettich zugestanden, niemals aber einer unbekannten Anfängerin, die höchstens umsonst auftreten dürfe." Das „Umsonst" war näher zu haben. Maler Aigner verschaffte ihr drei Gastvorstellungen für den April 1859 in Brünn. Laube war im letzten Augenblicke durch Amtsgeschäfte verhindert, zu dem Probespiele zu fahren und ersuchte Valdek als seinen Gewährsmann, diese ersten, belangreichen Wolter-Abende mitzumachen. Der Brünner Erfolg war echt und stark. Aus drei Vorstellungen wurden vier. Der Statthalter Graf Lazansky machte der jungen Künstlerin seinen Besuch. Für die Brünner war die Anfängerin gleich nach ihrer Antrittsrolle, Adrienne Lecouvreur, „die Wolter". Und Valdek konnte Laube vergnügt berichten, daß sein Schützling Bedeutendes geleistet und Bedeutendes leisten werde. Der Zeitungschef Valdek's, Kuranda, vertraute ihm weniger als Laube; er versagte ihm in diesem Falle die Spalten der „Ostdeutschen Post". Laube dagegen beantragte nach Valdek's mündlichem Gutachten sofort das Engagement

der Wolter beim damaligen Oberstkämmerer Grafen Lanckoronski. Der hohe Herr gerieth in hochkomische Entrüstung bei dem Ansinnen, das Burgtheater durch eine „Nicht-Berühmtheit" des Carl-Theaters zu behelligen. Drei Jahre später unterzeichnete der Graf, durch die Macht der Thatsachen belehrt und bekehrt, den Engagementsvertrag der Wolter, die mittlerweile am Victoria-Theater in Berlin und unter Maurice's Leitung am Thalia-Theater in Hamburg sich hervorgethan und bei ihrem Gastspiele an der Burg als Adrienne, Jane Eyre, Rutland und Maria Stuart außerordentlichen Eindruck gemacht hatte.

Was die Wolter seit diesem endgiltigen Eintritt in den Verband der ersten deutschen Bühne dem Burgtheater nicht nur, sondern der ganzen deutschen Schauspielkunst gewesen und geworden, weiß jeder Freund des deutschen Theaters. Wiener meines Alters zumal, die in ihren Knabentagen die ersten Aufführungen von Hebbel's „Nibelungen" unter Laube miterlebt und die Wolter jener Frühzeit als Kriemhild, mächtig und übermächtig, wie eine Naturerscheinung haben aufsteigen sehen, halten sie dankbar und dauernd im Andenken als einzig. Kritisch stand man in jungen Jahren der Gewaltigen nicht gegenüber, die für die Frauencharaktere der ersten Tragiker, Shakespeare's Hermione und Grillparzer's Sappho, Goethe's Iphigenie und Schiller's Maria Stuart, Töne und Bilder fand, die mehr als einmal alle Vorstellungen der Leser dieser Dichtungen übertrafen. Die Einbildungskraft, die Schöpferkraft der Wolter wetteiferte mit der Phantasie unserer Dramatiker. Und also wurde sie den Empfänglichen unter ihren Hörern eine Wohlthäterin, eine Lehrmeisterin ohnegleichen. Vergebens sagten uns strenge Bühnenmenschen, wie Laube, es sei schwer, das später dauernd einzuprägen, was man in der Jugend nicht gelernt: die gesetzlich klare Rede. Vergebens wiesen kritische Pedanten und boshafte Gegner auf das Uebermaß, auf den Ungestüm ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche, auf die Wildheit ihres ungeberdigen Temperamentes hin, das keinen Vergleich aushalte mit der abgeklärten Reife und Ruhe der Rettich als Mutter

in der „Braut von Messina“. Uns überzeugte die Wahrheit dieser fessellos hinrasenden dämonischen Naturkraft, die uns in grundverschiedenen Aufgaben, zumal als junge Kriemhild, Tiefen menschlicher Lust und menschlicher Pein aufdeckte, die wir vordem nicht gekannt. Uns berückte die Schönheit einer Hermione, die das Wunder der belebten Bildsäule sinnfällig vor Augen stellte. Uns überraschte die Wandlungsfähigkeit einer Künstlerin, die im Barbarenkleid der Medea in den Argonauten so selbstsicher war, wie im Gesellschaftskleid der Gräfin in Feuillet's „Vornehmer Ehe“ und die, wenn's noth that, auch für den spießbürgerlichen Humor in Töpfer's „Rosenmüller und Finke“ den rechten Uebermuth fand.

Und wir sahen, da wir älter und bedächtiger wurden, daß ihr alter Zauber fortwirkte. Nicht nur in dem Orgelton ihres Organes, das von den sanftesten Schmeicheltönen der Cantilene bis zum Donnerhall des Dies irae (als „böses Gewissen“ in Faust) sich steigern konnte. Nicht nur in der Plastik ihrer Posen, die Zug und Stil und zugleich volle Glaubwürdigkeit und Naturtreue offenbarten, wie die Meisterstücke griechischer Bildnerkunst. Sie hielt uns in wachsender Liebe und Bewunderung fest durch den „Ernst, den keine Mühe bleichet“, durch einen Künstlerfleiß — ich will nicht übertreibend sagen ohnegleichen, doch wahrheitsgemäß, dessengleichen nur bei genialen Meistern vorkommt, die sich selbst nie genug thun können. Wer die Wolter in den Sechzigerjahren als Iphigenie gesehen und wer sie dann in den Siebzigerjahren und endlich — vielleicht an ihrem größten Abend — in derselben Rolle beim Auszug aus dem alten Burgtheater wiedergesehen, wird unser Zeugniß billigen. Die Wolter hat an ihrer Entwickelung gearbeitet und fortgearbeitet wie Wenige. Sie hat die überreichen Geschenke einer verschwenderischen Natur ausgemünzt im Dienste einer großen, kerndeutschen, d. h. congenial in den Geist Aller sich vertiefenden Kunstübung. Denn ihren classischen Schöpfungen ebenbürtig waren ihre britischen Charaktere (unter denen ihre Lady Macbeth obenan steht). Ihren antiken Gestalten gesellte sie Typen, wie Sardou's Georgette: eine Cocottenfigur, deren-

gleichen ich niemals überlegener, ausgelassener, leichtblütiger irgendwo auf dem französischen Theater gesehen habe, das ich, von der Comédie française angefangen bis hinab zu den Genrebühnen, einigermaßen zu kennen glaube. Und den Heroinen, Mänaden und Teufelinnen ihrer jüngeren Jahre (der Königin Margaretha in den Königsdramen, Wilbrandt's Messalina und der Valandinne in „Kriemhild's Rache") folgten in ihren letzten Jahren Matronen: eine Lea in den Makkabäern, eine Volumnia im Coriolan, die Pastorin in Voß' Neuer Zeit und die Hamburger Patricierin in Philippi's Dornenweg — Erscheinungen von gehaltener Würde, wie ich sie vorher und nachher weder auf der deutschen, noch auf einer anderen Bühne je zu Gesicht bekommen. Und was nicht zu vergessen ist: die Wolter war in alledem Original. Sehr empfänglich für gute künstlerische Rathschläge ihrer Directoren und Kameraden, von Laube und Dingelstedt bis auf Wilbrandt, Förster, Sonnenthal und Berger, ahmte sie niemals irgend einen fremden Ton, irgend ein heimisches oder ausländisches Muster nach. I am myself alone durfte sie mit Shakespeare's König sagen. In Costümfragen hat sie Makart manche Anregung zu danken. In der Auffassung einzelner Stellen hat sie die Kenneransicht ihres edlen, auch künstlerisch edel empfindenden Gatten, des Grafen O'Sullivan, beherzigt. Im Ganzen hat sie ihr Bestes, Eigenstes nur aus sich selbst geschöpft. Das haben dankbar Alle erkannt und anerkannt, die von ihr erhoben und gefördert wurden, niemand schöner als Wilbrandt, der ihr 1874 nach den Triumphen ihrer Messalina Verse widmete, die an Schiller's „Deutschen Genius" anknüpfen:

Römische Kraft, die mit den Göttern ringt,
Griechische Schönheit, die noch Frevel adelt,
Ein deutsch Gewissen, das, belehrt, getadelt,
Rastlosen Kampfes Kunst und Stolz bezwingt,
So kenn' ich Dich, so dank' ich Dir von Herzen,
Verkünd'rin höchster Wonnen, tiefster Schmerzen.

Ein Lobspruch, den er dreizehn Jahre hernach, bei ihrem Burgtheaterjubiläum, minder epigrammatisch, doch nicht minder wahr und wirksam, wiederholte:

Es schuf Dein Meister Dich für diese Krone
Er gab Dir alles! Staunend sahn und hörten
Dich Aug' und Ohr. . . .
Denn wie dem Blick,
Der herrlich durch das nächt'ge Dunkel leuchtet
Und in des Auges letzte Winkel flammt,
Die dräuende Musik der Wolken nun
Nachstürmend folgt und in der Seele Feuer,
Der aufgewühlten, hohen Wellen schlägt
Und an den Grenzen unsres Fühlens brandet:
So fliegt der strahlende Pfeil aus Deinem Aug',
Aus Deines Angesichtes edler Schönheit
Vorauf, um Aug' und Seel' und Herz zu treffen,
Dann folgt der Stimme gold'ner Wohllaut nach.
So sind wir Dein an jedem Sinn gefangen,
So bist Du unser denn in jedem Sinn,
Im Reich der Schönheit Doppelkönigin.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Doch wärst Du's auch, wenn Dir Dein Meister nur
Wohllaut und Wohlgestalt verlieh? Er gab Dir
In seiner Gnade auch das Erz des Willens,
Er gab den Fleiß Dir auch, das heilige Band,
Das uns den Lorber erst zum Kranze bindet,
Den strengen Ehrgeiz, der im Marke glüht,
Als Feuer wirkend, bis er Feuer zündet.

Und mit all diesem Reiz und Reichthum überhob sie sich nicht. Sie wurde keine Wanderschauspielerin, wie die (mit ihr nicht in einem Athem zu nennende) Sarah Bernhardt oder die (nach ihrem eigenen Wort ihr nicht entfernt gewachsene) Duse. Sie that ihre Künstlerpflicht mit den Leuten Laube's, den Gabillon's und Hartmann's, mit der Hohenfels und Sonnenthal, mit Baumeister und Lewinsky. Eine Trägerin des Könnens und Wollens des alten Burgtheaters. Des alten Burgtheaters, von dem es nur allzu bald heißen wird, wie von dem Leben und Wirken der Wolter selbst: Es war!

---

12. Neuer Curs im Burgtheater.

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — 20. Januar 1898.

Das Blatt der Intendanz meldet heute in drei trockenen Zeilen, daß Baron Bezecny und Dr. Burckhard übereingekommen seien, daß der gegenwärtige Director des Burgtheaters um seine Pensionirung einschreite. Damit erfüllt sich auch im Hofdienst wieder einmal das Wort, das der geniale Josef Unger einst im Abgeordnetenhause gesprochen: jedes Ministerium lebt sich zu Tode. Dieselbe Wahrheit gilt erfahrungsgemäß auch für unsere Burgtheaterdirectionen. Mit Ausnahme von Dingelstedt und Förster hat meines Wissens kein einziger Leiter des Burgtheaters in diesem Amt das Zeitliche gesegnet. Der eigentliche Schöpfer des Burgtheaters, Schreyvogel, wurde von dem damaligen Oberstkämmerer, dem Grafen Czernin, mit hoffärtigem Undank jäh und roh, wie ein Lohnlakai, verabschiedet, Holbein von Laube, Laube von Halm verdrängt; Wilbrandt ging, trotz der glänzendsten Anerbietungen, freiwillig, wie er mir monatelang vor seinem Rücktritte auf einem Spaziergange voraussagte, weil sein Künstlersinn sich schlechterdings nicht in bureaukratische Verhältnisse schicken wollte. Und Sonnenthal's Provisorium fand — nach Alfred Berger's übereilter Demission aus dem artistischen Secretariat — einen verblüffenden Abschluß durch die Berufung des wie aus der Versenkung auftauchenden Ministerialvicesecretärs Dr. Max Burckhard zum Regenten der ersten deutschen Bühne. Ihr Theaterreferent schrieb unter dem Eindrucke jener Berufung in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 5. März 1890 (s. a. S. 244):

„Die Ernennung des Herrn Dr. Burckhard, eines der jüngsten und besten Hilfsarbeiter des Herrn v. Gautsch, zum artistischen Secretär des Burgtheaters hat alle Welt überrascht. Es war wohl ein Lieblingsgedanke Eduard Devrient's, alle Theater als nationale Bildungsanstalten unmittelbar dem Unterrichtsministerium zu unterordnen, insbesondere aber die Hofbühnen dem Machtbereich der „Kunstexcellenzen" zu entziehen. Allein mit diesen Reformideen des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst hat die Berufung des neuen Wiener Dramaturgen schwerlich etwas zu schaffen. Niemand denkt hierzulande daran, das „Haus des Kaisers", dieses edle Krongut, für die Staatsverwaltung anzusprechen: neben der Intendanz und dem Obersthofmeisteramt ist kein Raum für ein Ministerium der schönen Künste. Kein tiefversteckter Plan, nur eine augenblickliche Verlegenheit hat also die Wahl Burckhard's entschieden: gerade deshalb aber hat sie, der Sache und der Person wegen, nicht bloß kritische Naturen sehr befremdet. Der begabte Jurist und Verwaltungsbeamte, dem alle Ehren des Staatsdienstes winkten, dürfte sich zu einer Semestralprüfung im Burgtheater nur unter der Voraussetzung entschlossen haben, daß nach Ablauf dieser Probezeit seine Ernennung zum Director erfolge. Ein Amt aber, für das Schreyvogel, Laube und Wilbrandt gerade gut genug waren, verlangt ganz andere Talentproben als ein System des österreichischen Privatrechtes, Studienordnungen der Juristenfacultät und einen dilettantischen Sang vom Tannhäuser: denn keine dieser Leistungen bietet Ersatz für das fehlende literarische Ansehen, für den Mangel jeder praktischen Erfahrung im Bühnenwesen. Ja selbst mit den Naturanlagen eines Lessing, Immermann und Freytag wäre Burckhard nicht im Stande, ohne Schulung und Sammlung von heute auf morgen, aus dem absterbenden alten ein lebenskräftiges neues Burgtheater erstehen zu lassen. Keine geringere Aufgabe hat aber der kommende Mann zu bewältigen. Große Führer, Allen voran Kaiser Josef, Schreyvogel, Laube, haben das Burgtheater groß gemacht. Es geht mit seinem Glück zu Ende, wenn ihm nicht in seiner jetzigen harten Gefährdung ein Retter erwächst, der sich dieser Vorgänger ebenbürtig erweist."

Absichtlich habe ich dies Urtheil oder, wenn man lieber will, Vor-Urtheil wortwörtlich wiederholt. Es soll und darf mich — so wenig wie im Laufe der verflossenen acht Jahre, während welcher ich die Ehre und Freude hatte, dem Leserkreise der „Allgemeinen Zeitung" über gute und böse Burgtheaterschicksale zu berichten — nicht abhalten, der großen und dauernden Verdienste Burckhard's als Mannes der Verwaltung, als energisch vorwärts drängenden Neuerers zu gedenken. Es soll und darf mich die Rücksicht auf den Ge-

stürzten aber auch nicht beirren, mich nach wie vor — so weit die künstlerischen Fähigkeiten Burckhard's als Führer der ersten deutschen Bühne in Frage kommen — zu derselben Ansicht, wie in jenem Feuilleton vom 5. März 1890 zu bekennen.

Burckhard's volksfreundliche That, durch wohlfeile Sonntagsvorstellungen den Armen und Aermsten die edelsten Werke der dramatischen Kunst zu vermitteln, hat Ihr Referent nimmermüde in diesen Blättern schon zu Zeiten anerkannt, in denen — von Friedrich Uhl abgesehen — fast die ganze Wiener Presse sein Wirken giftig anfeindete. Seine Tapferkeit, Ibsen, Anzengruber, Hauptmann auf die Hofbühne zu bringen, hat die „Allgemeine Zeitung“ nicht minder von Anfang an herzhaft gelten lassen. Seine Bemühungen, neue Leute oder, richtiger, für das Burgtheater neu oder zu spät entdeckte Leute, wie die Sandrock, Mitterwurzer, Kainz für die Schauspielertruppe zu gewinnen; seine Schneidigkeit in Censurfragen, seine Ausdauer in allen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Theaterrechtes — das und manches mehr sichert Burckhard rühmliches Andenken. Mit all dem kecken Zugreifen brachte er mir oft und oft eine lustige Geschichte in Erinnerung, die wir insgesammt auf der Schulbank gelesen: er glich dem Lehrling, der die kostbare Perle, die kein Goldschmied zu fassen wagte, unbekümmert um die schwere Leibesstrafe, die auf ihre Beschädigung gesetzt war, kurzab mit einem Bohrer durchlochte. Ob der Schmelz, der Naturreiz und Kunstwerth jener Perle durch den verwegenen Eingriff nicht doch Einbuße erlitt, erzählt die alte Gleichnißrede nicht. Gewiß ist nur, daß Burckhard in keinem Augenblicke seiner Thätigkeit als Burgtheaterdirector dramaturgische Künstlergaben bewährte. Er trieb cäsaristische Theaterpolitik. Er spielte im Repertoire und in der Schauspielergesellschaft mit Ueberrumpelungen; pactirte in der Presse und im Regiecollegium unversehens und unvermittelt mit den erbittertsten Gegnern, bis „rechter Hand, linker Hand alles vertauscht“ war, die leidenschaftlichen Hasser der ersten Jahre zu blindwüthigen Anwälten und die kritiklosen Parteigänger der Anfänge zu erbitterten Widersachern der letzten Thaten und Unthaten geworden waren. Und all

diese Weiterungen wurden heillos vergiftet durch eine Zugabe von Schadenfreude, die mehr als einer unerläßlichen Maßregel Burckhard's überflüssigerweise beigemischt schien. Es genügte ihm nicht, alternde oder verbrauchte Kräfte beiseite zu schieben. Er verhehlte den Gekränkten und Gedemüthigten mehr als einmal nicht, wie sehr er innerlich frohlocke. Und selten nur fand er die in so krittlichen Fällen doppelt gebotenen Töne wohlwollender Schonung. Im Kreise der Schauspieler genießt Burckhard deshalb auch nur wenig menschlichen Antheil. Nun hat freilich schon Molière gemeint: les étranges animaux à conduire que des comédiens, und Kaiser Josef erklärt: er wolle lieber und leichter die größte Armee in Ordnung halten, als zwanzig Schauspieler! In der That ist dies bewegliche, Stimmungen und Verstimmungen übermäßig zugängliche Völkchen von einem selbst tyrannischen Herrscherwillen ohne Mühe zu lenken, sobald — wie bei Schreyvogel, Laube, Dingelstedt, Wilbrandt — fachmännische Autorität vermuthet und, wenn's noththut, verspürt wird. Ein solcher künstlerischer Zuchtmeister war Burckhard aber in den letzten Tagen seiner Direction so wenig wie in den ersten. Er war ohnmächtig auf der Probe, außer Stande, den Anfänger zu erziehen, den Meister zu beurtheilen. Sein Lob und sein Tadel, sein Schweigen wie sein Reden war ohne Belang für die Entwickelung des Einzelnen, für das Zusammenspiel Aller. Liebe zur Schauspielkunst war Burckhard weder angeboren noch anerzogen. Das hatten seine Leute bald los. Sie erblickten in dem Director nur einen fähigen Verwaltungsbeamten, der eine Weile mit den wunderlichsten Mitteln ankämpfte gegen das unablässig wachsende Deficit, dann aber — seit Jahresfrist — in unbegreiflicher Apathie sich abkehrte von seinen Aufgaben, gar keine oder ganz belanglose Neuigkeiten brachte, die ohnedies arg zusammengeschmolzene Schaar der Stammgäste verscheuchte und derart endlich die Rechenmeister des Obersthofmeisteramtes nöthigte, Wandel zu schaffen.

Nicht leichten Herzens entschloß sich der Cavalier, der gegenwärtig das entscheidende Wort zu sprechen hat in Sachen der Hofbühnen, einen Nachfolger für Burckhard zu wählen.

Umsichtig und bedacht wurde Rath gehalten, Votum auf Votum eingeholt, das Für und Wider jeder Candidatur — in Betracht kamen Alfred von Berger, Joszа Savits, Dr. Paul Schlenther — reiflich erwogen — selbstverständlich erst, nachdem Herrn Director Burckhard kein Zweifel darüber gelassen wurde, daß er gestürzt sei, oder richtiger, daß er sich selbst gestürzt habe. In gleicher Weise darf von Paul Schlenther's Ernennung gesagt werden, daß er seine Berufung vor allem seinem eigenen Verdienst als Wort- und Werkführer moderner schöpferischer Theaterkritik zu danken habe. Er hat nicht den Finger gerührt für seine Candidatur: aber die alten Herren des Burgtheaters, Sonnenthal, Lewinsky, Baumeister, Gabillon, kannten und erkannten in Schlenther längst einen der verständnißvollsten Liebhaber und Richter der Schauspielkunst. Wir von der Schreibergilde wiederum ehrten in Schlenther einen deutschen Publicisten, wie er sein soll. Er ist ein untadeliger Charakter, ein gelehrtes Haus, ein guter Kamerad, ein Mann, der die ganze reiche Entwickelung der deutschen Bühne überschaut und bei aller tiefgewurzelten Liebe zu den Meistern der Vergangenheit den freiesten Blick sich gewahrt hat für die aufstrebenden neuen Mächte in Literatur und Leben. Ein Kritiker, der Selbstkritik genug hat, zu wissen, daß seine Herrlichkeit nur so lange währen wird, als er es vermag, die Cassen zu füllen mit edlen künstlerischen Mitteln. Ein treuer Erforscher der deutschen Schauspielkunst, der sein Bestes gelernt hat in der Schule des alten Burgtheaters. Ein ewiger Student, der im letzten Winter wiederum als gelehriger Schüler zu den Füßen von Wilamowitz saß, um Neues zu hören von der Bühne der Griechen und zugleich ein Mitbegründer der Freien Bühne, die dem ganzen Deutschen Theater nicht nur Hauptmann's und Ibsen's heikelste Problemstücke, sondern — was ihr in Wien am allerwenigsten vergessen sein soll — Anzengruber's „Viertes Gebot“ erobert hat. Eine grundehrliche Natur, die nur nach ihren Thaten will und soll gerichtet werden. Ein deutscher Journalist, der allzeit dem Wahlspruch nachlebte, den er mit gutem Grunde im Motto seiner Hauptmann-Biographie dem Florian Geyer nachsprach: „Gott grüß' die Kunst!“

13. Soll man berichtigen?

„Die Nation" — 12. Februar 1898.

Soll man berichtigen? Mit dieser Frage stürzte ein Getreuer des alten Thiers zu seinem Freunde, als ein Scandalblatt die Nachricht brachte, Thiers habe aus Erbschleicherei eine nahe Verwandte vergiftet. „Was fällt Ihnen ein?" lautete der lächelnd gegebene Bescheid. „Es ist doch ganz gleichgiltig, ob auf einen alten Regenschirm, wie Unsereinen, ein Tropfen mehr oder weniger fällt."

Nicht anders dachte der vielerfahrene Feuilletonredacteur des „Journal des Débats", Silvestre de Sacy, dem Ernest Renan ein paar entscheidende Lebensregeln verdankt:

„Insbesondere bleibe ich ihm verpflichtet, für das Gebot, niemals auf Zeitungsangriffe, und wären sie noch so ungeheuerlich, zu antworten. In dieser Beziehung war er einer Meinung mit Guizot, den keine Verleumdung erreichte, weil er Alle verachtete. Auf allerhand mögliche Ausnahmsfälle, die ich vorbrachte, erwiderte Sacy: Jamais, jamais, jamais. Ich glaube in diesem wie in manch anderem Punkte die Rathschläge meines alten Meisters gewissenhaft befolgt zu haben. Ein Blatt brachte ein angebliches Autograph von mir im Facsimile, das mich wahrhaftig lächerlich hätte machen müssen, wenn es echt gewesen wäre; ich habe kein Wort gesagt und nicht bemerkt, daß ich mich damit ins Unrecht gesetzt habe. Gleicherweise habe ich (Maurice Barrès') Berichten über Conversationen, die acht Tage gewährt haben sollen, und von denen kein Wort gewechselt worden war, nur Schweigen entgegengesetzt. Ich habe ohne Einspruch drucken lassen, daß ich von Herrn von Rothschild eine Million bekommen habe, um das Leben Jesu zu schreiben. Ich erkläre zum voraus, daß ich auch nicht widersprechen würde, wenn man mit dem falschen Facsimile einer Quittung herausrücken würde.

In seiner lichten Himmelshöhe darf Herr von Sacy mit mir zufrieden sein.“

Merkwürdiger- oder eigentlich ganz menschlicherweise blieb Renan diesen (im Jahre 1889 im „Livre du Centenaire du Journal des Débats“) geäußerten Grundsätzen nicht bis an sein Lebensende treu. Er, der die gröblichsten Verdächtigungen, Anzüglichkeiten und Beschimpfungen der ultramontanen Lästerschule gelassen ignorirt und ironisch belächelt hatte, brauste heftig auf, als die Goncourt'schen Tagebücher unpatriotische Aeußerungen des Denkers aus den Tischgesprächen der Tafelrunde von Magny unter die Leute brachten:

„Ach, mein lieber Vetter, — so schrieb er im November 1890 in einem vom Petit Lannionais veröffentlichten Brief — wie Recht haben Sie, sich meinetwegen gereizt zu fühlen, in dieser Zeit der Lüge und des Altweibergeschwätzes. Alle diese Geschichten des Herrn von Goncourt über Symposien, zu deren Geschichtsschreiber er sich widerrechtlich aufwarf, sind vollständige Entstellungen der Wahrheit. Er hat nicht recht verstanden und schiebt uns Aeußerungen zu, wie sie sein, jeder allgemeinen Idee verschlossener Geist zu verstehen geglaubt hat. Für meine Person protestire ich mit aller Kraft gegen dies traurige Reportergerede . . . Uebrigens meine ich, daß das Gefasel der Thoren ohne Bedeutung bleibt.“

Mit dieser letzten Wendung kehrt Renan allerdings wieder zu der von Sacy aufgestellten Theorie zurück. In der Praxis ist er ihr trotzdem — und nicht nur in augenblicklicher Aufwallung des Unmuthes — untreu geworden. Einmal aus gekränkter Eigenliebe, von der nun kein Sterblicher vollkommen frei bleibt. Dann aber wohl auch aus allgemeinen, tiefer greifenden Ursachen. Der Gedankenkreis Sylvestere de Sacy's entsprach durchwegs dem Leser- und Gesellschaftskreis des alten „Journal des Débats“, d. h. dem Geistesadel der französischen Gelehrtenrepublik, in der jedes Wort und jeder Charakter auf die Goldwaage gelegt wurde. Anders schien dem Autor des Lebens Jesu die Lage der Dinge in einer Demokratie:

„Die Massen — so bekannte Renan im „Livre du Centenaire“ — sind von Natur leichtgläubig. Die erste Regung des Volkes ist

widerspruchslos anzunehmen, was man ihm sagt. Nichts begreift es weniger, als methodischen Zweifel. In derben Sitten aufgewachsen, wähnt es, eine unerwiderte Insulte sei damit schon als berechtigt vollgiltig anerkannt."

Gewiß spricht aus dieser Auffassung die calibanfeindliche Gesinnung eines Geistesaristokraten und Pöbelhassers. Um wie viel schärfer geht indessen der Erzrepublikaner Gottfried Keller ins Gericht mit dem „allgemeinen Reichstag der Verleumdung", dessen Zeuge er im Wahlkampfe wider Alfred Escher wurde:

„Personen, deren eigene physiognomische Beschaffenheit, Lebensarten und Thaten sie selbst zum Gegenstande der Schilderung, des Unwillens und des Spottes zu machen geeignet waren, stellten sich gerade in die vorderste Reihe und erhuben als rechte Herzoge der Schmähsucht und der Verleumdung ihre Stimme und je lauter der grimmige Lärm wurde, desto stiller und kleinlauter wurden die Geschmähten . . . Männer, die in ihrer entstellten Gestalt mitten in der Noth und Verfolgung standen, in der doch kein Tropfen Blut floß und kein Arm berührt wurde, sahen sich von allen Freunden verlassen, die unentschlossen ihren Unschuldsbetheuerungen zuhörten und für sich selber darum nicht um so besser fuhren. Andere, die ein entscheidendes Wort des Muthes hätten sprechen können, schwiegen still, um nicht vor der Braut oder der Gattin eine infame Beschmutzung erleiden zu müssen. Uebrigens war nicht zu verkennen, daß das Bewußtsein, es sei eigentlich nur ein großer, etwas grober Spaß, nicht fehlte. Denn, während die Menge kein Bedenken trug, das Land als von der Schlechtigkeit unterfressen, angefüllt und beherrscht vor aller Welt darzustellen, blieb die wirklich unterirdische Schicht der Niedertracht, die in keinem Lande fehlt, unangefochten in ihrer Ruhe, wo sie nicht freiwillig ans Licht emporstieg, um auch an den Reichstag (der Verleumdung) zu kommen und die verhaßte Ehrbarkeit auszuplündern."

Und wahrhaft dämonisch weiß Gottfried Keller im „Verlorenen Lachen" die Fama vulgivaga zu verkörpern in der grotesken Gestalt des Oelweibes:

„Das sei eine alte Frau, wurde ihm erklärt, die man so nennt nach der biblischen Witwe mit dem unerschöpflichen Oelkrüglein, weil ihr der gute Rathschlag und die üble Nachrede so wenig ausgehe, wie jener das Oel. Wenn man glaube, es sei gar nichts mehr über einen Menschen vorzubringen und nachzureden, so wisse diese Frau, die in einer entlegenen Hütte wohne, immer noch ein Tröpflein

fetten Oeles hervorzupressen, denselben zu beschmutzen und sie verstehe es, in wenig Tagen das Land mit einem Gerüchte anzufüllen."

Mir scheint, die genial geschaute Fratze Gottfried Keller's vermöchte über manche räthselhaft rasch anschwellende „Bewegung" besser und bündiger Aufschluß zu geben, als grundgelehrte Untersuchungen. Im Bunde mit dem jeweiligen Oelweibe steht die jeweilige Hetzpresse von Aretin bis auf Rochefort und seine Affen. Sie bucht treulich jede Ausstreuung, und wehe dem Gutgläubigen, der im Vertrauen auf die bona fides der Anderen dem Parteiblatte die Berichtigung sachlicher Irrthümer zumuthet. Er wird sein Wunder erleben. Das Morgenblatt meldet: Aulus Agerius hat silberne Löffel gestohlen. Eine Stunde später hat der schuldlos Beklagte fein säuberlich an die Redaction die Berichtigung gelangen lassen: „Ich habe niemals und niemandem silberne Löffel gestohlen." Im Abendblatte liest er: „Aulus Agerius hat, wie er uns berichtigend mittheilt, keine silbernen Löffel gestohlen; aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß er keine goldenen Löffel gestohlen hat." Ist der Betroffene ein Neuling in der Technik der Berichtigung, dann wird er auch den Diebstahl goldener Löffel in Abrede stellen, um in einigen hämischen Glossen sich nachsagen zu lassen, damit sei noch nicht ausgemacht, ob er sich nicht am Ende Löffel aus Chinasilber widerrechtlich angeeignet habe. Ist der Angegriffene indessen ein älterer Zeitungs- und Menschenkenner, dann wird er, durch den Schaden klüger, schweigend seine Straße ruhig weiter ziehen und höchstens „für sich" die Verse murmeln, mit denen Faust Mephisto abfertigt:

Hör! Merk Dir dies,
Ich bitte Dich und schone meine Lunge,
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß . . .

M e i n e r Weisheit Schluß bleibt das wenigstens fortan gewiß. Ich habe e i n m a l im Leben ein Zeitungsmärchen berichtigt, das mir — zuerst in den „Hamburger Neuesten Nachrichten", hernach in der „Zeit", im „Berliner Börsen-

courier", der „Frankfurter Zeitung" und weiß Gott wo sonst — einen gewissen Antheil am Sturze des früheren Directors des Burgtheaters zuschrieb. Ich habe wochenlang zu diesen thörichten, handgreiflich sinnlosen Ausstreuungen geschwiegen, hernach kategorisch in der „Frankfurter Zeitung" erklärt, daß ich niemals und mit niemandem zum Sturze Burckhard's mich verbündet hätte. Aber weit schlimmer als die erste Phantasiegeschichte von meiner Conspiration gegen Burckhard wurde meine Berichtigung aufgenommen.

Als ich heute Morgens Peter Rosegger im Gespräche mit einem dritten friedlichen Manne der Feder, Hans Grasberger, dies kleine persönliche Abenteuer mit allen näheren Einzelheiten erzählte, belächelten sie meine Unerfahrenheit. Was ich als besonderes Erlebniß ansah, ist nach der Meinung der Beiden Durchschnittserfahrung eines jeden, der in sonst ganz harmlosen Schreibern durch noch so ruhigen sachlichen Widerspruch den Winkelschreiber weckt. Wer berichtigt, soll und muß wieder berichtigt werden: so lautet, nach der Meinung meiner Gesellschafter, ein ungeschriebener Satz des Gewohnheitsrechtes unserer Zeitungsgewaltigen.

Mir scheint, ganz so schlimm steht die Sache doch nicht. Vielleicht veranlaßt ein findiger Interviewer eine Rundfrage über das Thema: Soll man berichtigen? Die Mehrheit der Sachkundigen wird sicherlich mit Nein antworten. Ich für meine Person werde ganz gewiß zeitlebens nicht mehr von der Weisheit des alten Sacy abgehen.

---

14. Helene Hartmann.

Nachruf.

„Münchener Allgemeine Zeitung" — 15. März 1898.

Nur 54 Jahre hat Helene Hartmann erreicht. Ihr waren nicht einmal die Sechzig beschieden, auf die Zerline Gabillon und Charlotte Wolter es gebracht, geschweige die patriarchalischen Achtzig von Sophie Schröder und Amalie Haizinger. So reich erfüllt aber war dies viel zu kurze Leben von echter Natur und echter Kunst, daß keine der mir bekannten deutschen Schauspielerinnen über, und nur sehr wenige sich neben Helene Hartmann zu behaupten vermochten. Wie daheim, war sie auch auf der Bühne als Mädchen und Frau, als Mutter und Großmutter die reine Vortrefflichkeit; in der Jugend die lieblichste und launigste Verkörperung süddeutscher Art, späterhin die unablässig lernende, unablässig wachsende Meisterin des bürgerlichen Stückes, alle ernst- und scherzhaften Humore, vom parodistischen Uebermuth bis zur stärksten tragischen Erschütterung mit gleicher Ueberlegenheit beherrschend. Was sie anfaßte — die Frauencharaktere der Classiker oder die Dutzendwaare der Macher — erfaßte sie im Geiste der Wahrheit, mit einer Macht des Gemüthes und einem gesunden Menschenverstande, die immer neue Wunder vollbrachten. Das lautere Gold Kleist'scher Charaktere — Tochter Eva und Mutter Martha im „Zerbrochenen Krug" — erstrahlte in den Händen von Helene Hartmann in voller Leuchtkraft. Und überlebte oder zweifelhafte Figuren, scheinbar völlig verbrauchte Typen ungezählter Philister- und Rührstücke, erhoben sich im Reinigungsfeuer ihrer Kunst zu warmherzigen, lebenstreuen, blasirte Weltkinder und grämliche Krittler überzeugenden, oft begeisternden Gestalten. Die Gespenster des Archives

und die Schlafmützen im Zuschauerraume wußte sie in mitfühlende, mitlachende und mitleidende Menschen umzuwandeln. Wohlverstanden nur dadurch, daß sie ihre Phantasie mit allen ihren Chören, niemals Theaterkniffe spielen ließ. So war sie von Anfang, was sie bis zu Ende blieb: das Wunderwesen, dessen Name täglich und stündlich in allen Schauspielhäusern aller Länder eitel genannt wird: eine Naive, oder richtiger die Naive, die Naturwüchsige.

Die reine, liebe volksmäßige Urnatur, bildsam und empfänglich, jeder Entwickelung und jedes Aufschwunges fähig, kerngesund in Lust und Trauer, in jäher Aufwallung des Unmuthes und geduldiger Ergebung weiblicher Demuth. Beglückt und beglückend im Aufjauchzen der ersten, erwiderten Liebe; das Herz des Fühllosesten bewegend, wenn sie als Mutter Mergentheim der „Schmetterlingsschlacht", in der Schule des Lebens geprüft, aufschrie im Wehruf der Entwürdigten; vielleicht am ergreifendsten, wenn sie tapfer duldend, tapfer schweigend, tapfer tröstend unüberwindliche Schicksale mit den Ihrigen trug: so nach meinem Geschmack mit am größten in scheinbar kleinen Rollen. Unvergeßbar und unerreichbar als Frau Dr. Stockmann im „Volksfeind": zu Beginn scheu und zaghaft; erstaunlich in den mählichen Uebergängen; zum Schlusse die Heldenhafteste des ganzen Kreises; die rechte Rächerin der gebrechlichen Einrichtung der Welt; das Urbild einer germanischen, still und fest ausdauernden, Leid und Freud, Schmach und Kampf mit dem unbillig gekränkten Mann theilenden Lebensgenossin. Einzig als Diaconissin am Schmerzenslager des armen „Hannele." In ihren milden Worten und Handreichungen wiederholte sie auf der Bühne die Samariterdienste, die sie am Siechenbette eines idealschönen, jählings von unheilbarer Krankheit heimgesuchten Sohnes in Wirklichkeit geübt hatte als eine Mutter, deren gleichen es nur wenige giebt. Dauernder Verehrung und Dankbarkeit werth gewiß bei Allen, die Helene Hartmann in solchen aus dem Innersten geholten Schöpfungen schauen durften. Doppelter Verehrung und Dankbarkeit werth und gewiß bei uns Zeugen der stetigen, niemals rastenden Selbst-

erziehung Helene Hartmann's im Wiener Burgtheater seit ihrem ersten, von Laube veranlaßten Gastspiel Anno 1865.

Als sie dazumal als Lorle auftrat, glich die „flinke, dundersnette" Mannheimerin Zug für Zug der Verene ihres congenialen Landsmannes Hebel: „das Meidli

hat alliwil e frohe Mueth,
e G'sichtli hat's wie Milch und Bluet
wie Milch und Bluet
Und Auge wie 'ne Stern."

Nichts begreiflicher, als daß Laube dies Fräulein Schneeberger sofort engagirte und in seinem Burgtheater rühmte wegen der „gewinnenden Natürlichkeit eines unbefangenen, fröhlichen Wesens, welches echt empfindet und welches diese Empfindung echt ausdrückt". So groß der schlichte Lobspruch dazumal war, noch größer scheint er uns heute, da Helene Hartmann-Schneeberger ein volles Menschenalter hindurch dieselben Gaben sich nicht nur bewahrt, sondern immer reiner und reifer entfaltet hat. Entzückend im ersten Jahrzehnt ihrer Burgtheaterlaufbahn als Puck, Franziska, Dörte in „Hans Lange", in Doczi'schen romantischen Komödien und als Margarethe in Iffland's „Hagestolzen", weitaus die frischeste, neckische Liebhaberin der deutschen Bühne, so lang sie das sein wollte, hat sie die Erinnerung an diese Frühzeit niemals getrübt. Sie hat sich und uns den Verdruß erspart, als angehende Dreißigerin Gurlis zu geben. Sie hat lieber vorzeitig ihre besten jugendlichen Rollen, ja das ganze Rollenfach der Backfische abgegeben: ein Beispiel, das leider wenig Nachfolge finden wird. Ein Beispiel, das freilich auch nur Ausnahmsnaturen, wie die Hartmann, geben können. Sieben Achtel unserer Sentimentalen und Naiven suchen keinen Uebergang, weil sie keinen zu finden wissen und erfahren deshalb den Jammer des alten Wahrwortes: qui n'a pas l'esprit de son age, de son age a tout le malheur. Die Hartmann dagegen überraschte auf jeder neuen Altersstufe durch eine neue aufwärts führende Rollenstufe. Aus der besten munteren Liebhaberin wurde die erste Charakterspielerin des deutschen Theaters, eine komische Alte, die der Haizinger ebenbürtig war

und zugleich eine bürgerliche Heldenmütter, die über Töne gebot und in Regionen reichte, die der Haizinger unbekannt und unerreichbar geblieben waren. Mag es im Unterschied der Zeiten, am Emporsteigen des Realismus oder an alledem und anderem mehr liegen: gewiß ist, daß die Hartmann, eine unübertreffliche Frau Piepenbrinck, die genialste Episodistin und Chargenspielerin, eine Humoristin erster Güte in Wort, Maske, Geberde, überdies berufen schien, tragische Gewitter zu entfesseln im modernen Stück, neue Aufgaben zu bewältigen in der neuen Dichtung und also um die Wette mit Bernhard Baumeister die alte Kraft kerndeutschen Wesens in neuen Formen deutscher Schauspielkunst in neue, bisher unbekannte Höhen zu heben. Angesichts dieser beiden urwahren Meister hielt nichts Stand, was sich mit großen Worten und geringem Können als neuer Stil aufspielte. Von diesen beiden war desto deutlicher zu lernen, was das Geheimniß aller Größe in Kunst und Leben bleibt: strenge Ehrlichkeit gegen sich und Andere, Selbsterkenntniß der Größe und Grenze der eigenen Kraft, rechtes Vertrauen auf den rechten „Naturgenius“. In solchem Sinne hat Helene Hartmann bescheiden und gediegen unbedingt Vollkommenes geleistet. In solchem Sinne soll ihr Wirken unvergessen bleiben im Burgtheater und in der deutschen Kunst. In solchem Sinne war sie eine Meisterin des deutschen Schauspieles, die nach meinem Geschmacke deutsches Gemüth ebenso treu wiederspiegelte, wie Madeleine Brohan für jeden dankbaren Schüler der Comédie francaise ein Urbild gallischen Esprits bleibt. Ein Liebling Aller, die ihr Wirken erfreut und erhoben hat, insbesondere ein Liebling des ritterlichen Schirmherrn des Burgtheaters, der ihr vor ein paar Jahren sein Bildniß im Silberrahmen schickte mit der eigenhändigen Widmung: „Der trefflichen Künstlerin Frau Hartmann — Franz Joseph.“ Eine Auszeichnung, die begreiflicherweise die Meisterin aufrichtiger rührte, als die zahlreichen Orden, die ihr — stets ungesucht — zutheil geworden waren. Eine Auszeichnung, von der sie übrigens in ihrer vornehmen, jedem Zeitungslärm abholden Art zeitlebens kein Wort in die Oeffentlichkeit dringen ließ.

---

15. Director Schlenther.

„Münchener Allgemeine Zeitung“ — 25. Juni 1898.

Paul Schlenther hat von dem ihm bis Ende Juni vorbehaltenen Rücktrittsrecht so wenig Gebrauch gemacht, wie das Obersthofmeisteramt und die Intendanz. Er bleibt somit Director des Burgtheaters. Die Hofämter haben den früheren Kritiker in den seit seiner Berufung verstrichenen fünf Monaten offenbar als fähigen Bühnenleiter anerkennen gelernt. Der neue Mann wiederum hält augenscheinlich seine heiklen, großen Aufgaben nicht für unlösbar; er hofft, dem Repertoire, der Schauspielergesellschaft und dem Publicum junges Blut zuführen zu können.

Erneuerung und Erweiterung des Kreises der Stammgäste ist zunächst vielleicht die Hauptsache; sie bedingt und bestimmt vielfach die Wahl neuer Stücke, die Besetzung alter Komödien mit frischen Leuten, die Geltung der rechten Lieblinge. Das entscheidende Wort für die Heranziehung der eigentlichen Hausgäste spricht aber der Rechenmeister. Es ist nun alle Aussicht vorhanden, daß dieser — bekehrt durch die Cassenausweise der letzten Jahre — zu einer angemessenen Herabsetzung der überschraubten Preise sich bereit finden lassen wird. Wie sehr das Burgtheater durch die stete Steigerung zumal der Sitzpreise künstlerisch und finanziell zu Schaden kam, haben wir in den letzten acht, neun Jahren unablässig hervorgehoben. Man hat das alte Stammpublicum des Hauses am Michaelerplatz, Laube's hochgepriesenes, urtheilsfähiges Parterre, den Mittelstand, Professoren, Beamte, buchstäblich hinausgedrängt: man hat diesen sachverständigsten

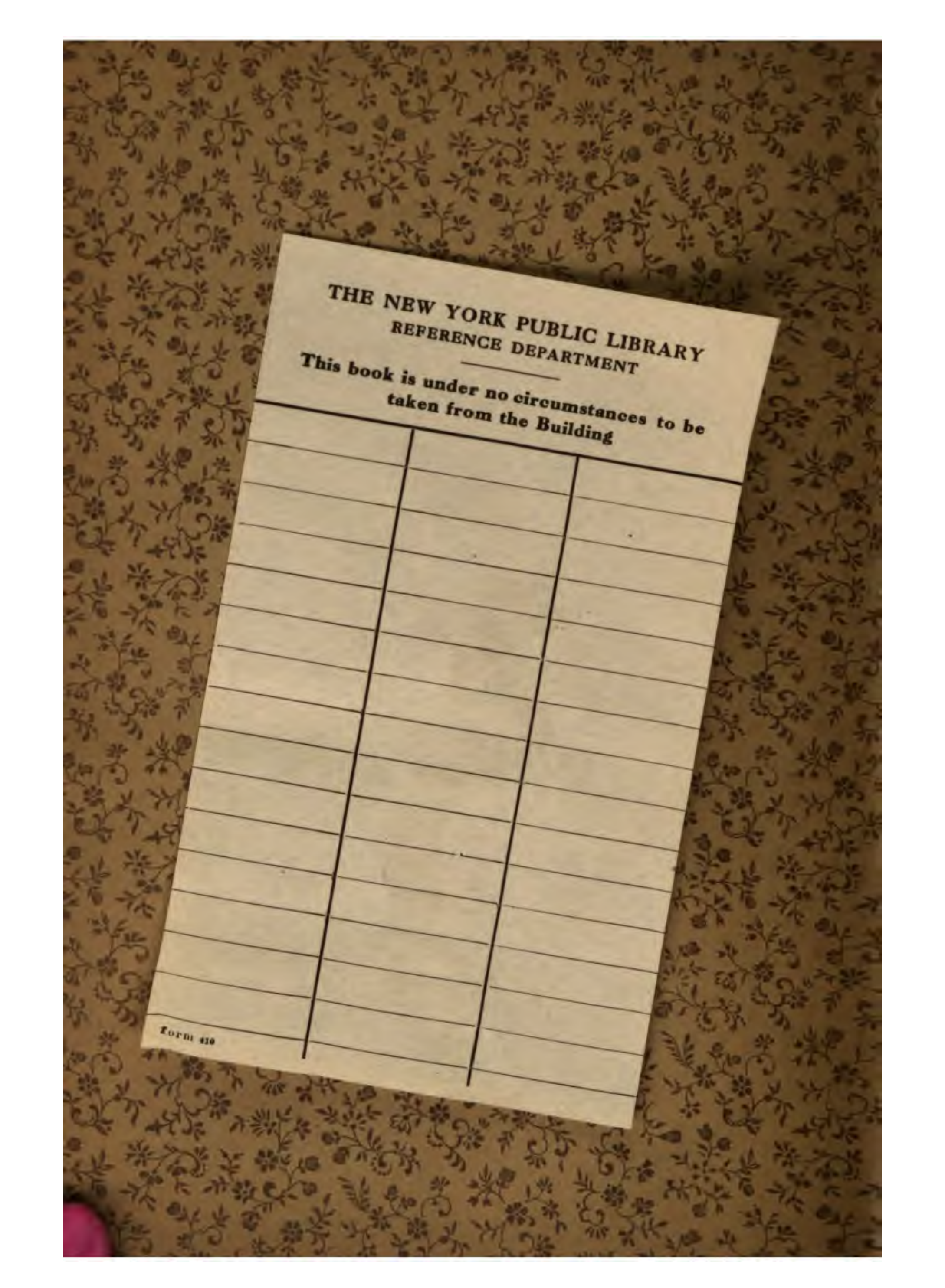
Mitarbeitern, Nothhelfern und Preisrichtern eines guten Dramaturgen den Besuch leidlicher Plätze im Burgtheater dermaßen vertheuert und zuletzt unmöglich gemacht, daß sie in hellen Haufen in das gegenüber liegende Deutsche Volkstheater auswanderten. Dort bietet man ihnen zu „civilen", in jeder Bedeutung des Wortes bürgerlichen Preisen am Werktag Modewaare und an besonderen Festtagen erträgliche Vorstellungen von Ibsenstücken; gelegentlich sogar Musteraufführungen, z. B. Gerhart Hauptmann's „Biberpelz". Wie gern die Wiener Jugend, die Wiener Arbeiterschaft, die Wiener Bürgerschaft gleichwohl noch immer die Gelegenheit wahrnimmt, die Classiker in Burgtheaterausgaben zu bewundern, haben die meist ausverkauften Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen zu halben Preisen bewiesen. Wenn es gelingt, auch für die Abendvorstellungen für die wichtigen Sitzkategorien ungefähr dieselben Preise wie im Deutschen Volkstheater festzusetzen, dann wird sich nicht bloß in den Cassenberichten ein Wandel vollziehen; es dürfte sich mit dem neuen Census auch ein neuer Kreis von Theatergängern mit neuem Geschmack einstellen; neben blasirten Weltkindern würden empfänglichere, lernbegierige und begeisterungsfähige Kunstfreunde über die Wirkung neuer Leute, neuer Dichter und Darsteller, mitreden, mitentscheiden. Das alte Sprichwort „ohne Sold keine Soldaten" gilt auch umgekehrt: ohne die rechten Kerntruppen im Zuschauerraum und auf der Bühne giebt's keine Einnahmen für den Zahlmeister.

Unlösbar verknüpft mit diesem Rechenexempel ist das künstlerische Exempel. Die Menge will unablässig Neues, sie muß es wollen nach den Gesetzen der Entwickelung, der fortschrittlichen Entwickelung; la loi de la dynamique sociale c'est le progrès hat der Mann gemeint, den man den größten Denker Frankreichs seit Descartes genannt hat, Auguste Comte. Diesen Trieb zu befriedigen, ist Sache des schöpferischen Geistes. Die richtigen schöpferischen Kräfte im ersten Augenblicke herauszufinden und zu fördern, ist Sache der echten Kritik. Gleich nach der Berufung Schlenther's an das Burgtheater haben wir seine Wahl als Erfolg der

Wort- und Werkführer der neueren schöpferischen Kritik bezeichnet.*) Brahm und Schlenther haben — viel angefochten als Leiter der Berliner Freien Bühne — neben manchem Fragwürdigen und Bedenklichen Unvergeßbares zu Ehren gebracht: sie haben den Triumph des in Wien über ein Jahrzehnt verschollenen „Vierten Gebotes" von Anzengruber heraufgeführt; sie haben in den stürmischen Erstlingen Gerhart Hauptmann's die stärkste Kraft unseres neuen Dramas herausgefühlt, und aller Haß und Hohn hat sie nicht irre gemacht in ihren Ansichten und Thaten. Sie haben manchen Strauß mit hervorragenden Gegnern ausgefochten und am Ende selbst Widersacher bekehrt, die, wie der seinerzeit führende Wiener Kritiker nach der ersten Aufführung des „Crampton" das monumentale Dictum sprachen: „man zeige uns die Scene, die Roderich Benedix nicht besser gemacht hätte", und „Hannele" mit einem Kothkügelchen verglichen, das Koth bleibe, wenn auch die Sonne einen Augenblick darauf scheine: Worte der Verdammung, zu denen Gustav Freytag's warme Würdigung der Dichtergaben seines jungen Landsmannes in bezeichnendem Abstich stand. Diese beiden Schüler Wilhelm Scherer's begnügten sich indessen keineswegs mit ihrer entschiedenen und entscheidenden Parteinahme für das lebendige Neue. Sie traten mit frohem Eifer für das gute, große, dauernde Alte ein. Nicht anders als der Kritiker Brahm hielt das der Director des Deutschen Theaters. Nicht anders als der Kritiker Schlenther wird das voraussichtlich der neue Director des Burgtheaters halten. Er wird auch in seiner verantwortlichen Stellung den Muth haben — wie seinerzeit Laube für dazumal als „revolutionär" verschriene Stücke „Graf Waldemar", „Die Journalisten" &c. — für diejenigen Dichtungen der jüngeren Dramatiker einzutreten, in denen Geist und Kunst des neuen Geschlechtes die Flügel regt. Er wird aber auch das unverlierbare Erbe der deutschen Weltbühne, die Classiker der Weltliteratur, mit

*) S. den vorangehenden Aufsatz Nr. 12: „Neuer Curs im Burgtheater".

Liebe und Hingebung pflegen. Nach wie vor wird kein berufener Deutschösterreicher im Repertoire des Burgtheaters fehlen, kein echter Dramatiker romanischer oder englischer Zunge ausgeschlossen sein. Für das kommende Spieljahr haben wir Neues von Hauptmann und Sudermann, Faber's „Ewige Liebe" und Schnitzler's „Vermächtniß", Wilhelm M. Meyer's „Vielgeprüften" und den jüngsten Rostand „Cyrano de Bergerac" (in Fulda's Verdeutschung) zu erwarten. Von älteren Dramatikern wäre Grillparzer mit der „Libussa", Heinrich v. Kleist mit der „Hermannsschlacht", dem „Prinzen von Homburg" und dem „Zerbrochenen Krug", Hebbel mit dem „Michel Angelo" neuer, sorgsamster Wiederaufführung werth. Neugeworbene jüngere Leute wollen und müssen ausprobirt werden. Obenan der Director selbst, der sich — nach dem Zeugnisse von Sonnenthal und Lewinsky — rasch als vortrefflicher Probenleiter bewährt hat. Ein Mann, der, sanft in der Form, fest in der Sache, auch sonst das Fähnlein der Aufrechten behaupten wird. Ich habe die Zuversicht, daß Paul Schlenther also in Amt und Würden keine anderen Wege wandeln wird, als zuvor der Kritiker, der uns Männern der Feder Freude und Ehre gemacht hat. Mit dem Einsatze seiner ganzen Kraft und Einsicht wird er praktisch zu leisten bemüht sein, was er bis vor kurzem theoretisch verfochten. Und wenn er auch im Burgtheater so siegreich bleibt, wie als kritischer Vorkämpfer von Anzengruber, Hauptmann u. s. w., desto besser. Sonst wird er — wie das Josef Unger einst von seiner Ministerwürde prophezeite — wenn er einmal quittiren muß, sicherlich nur mit Charakter, weil aus Charakter, quittiren.


THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

